CI 9/1 (12)

Landesbibliothek Coburg (70)
022000939373

Landesbibliothek
Coburg

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit conté
J'y prendrois un plaisir extrème.
LA FONTAINE.

Zwölfter Band.

Weimar
im Verlage des Industrie Comptoirs
1800.

C 1911 (12)
Coburger Landes-Bücherei

Vorrede.

Die Abentheuer des Prinzen oder Rajah Kamarupa und seiner Gefährten sind ein angenehmes und schätzbares Stück der älteren Asiatischen Literatur, welches wir dem Fleiße und den Bemühungen Herrn William Franklins in Calcutta, — den auch Teutschland aus seiner schätzbaren Reise nach Persien*) kennt — zu danken haben. Er brachte das Manuscript davon mit aus Persien zurück, und übersetzte es, vom Präsidenten der Asiatic Society Herrn William Jones dazu aufgemuntert, im Jahr 1790 zu Calcutta ins Englische,

*) *Observations* made in a *Tour from Bengal* to *Persia* in the Years 1786 -- 87; with a short Account of the Remains of the celebrated Palace of Persepolis, and other interesting Events. By *William Franklin*. *London* Cadell. 1793.

lische, um dadurch, wie er in der Vorrede sagt, die Sitten und Gebräuche der Asiaten in ein helleres Licht zu stellen. In London erschien 1793 ein Nachdruck davon, unter dem Titel

The Loves of Camarupa and Camalata; an ancient Indian Tale. etc.

Es ist bekannt daß die Asiaten alle das Erzählen wunderbarer und abentheuerlicher Geschichten sehr lieben, und täglich in ihren Caffee-Häusern oder Gesellschaften diesen Zeitvertreib genießen. Wahrscheinlich hat gegenwärtiges Mährchen gleichen Ursprung, und verdankt sein Daseyn irgend einem berühmten Persischen Erzähler. Bürgten auch nicht Franklins und Sir. Will. Jones berühmte Nahmen für die Aechtheit seiner Quelle, so würde doch schon die Eigenheit seiner Composition, und so zu sagen seine Indische Form und Geschmack hinreichen, alle Zweifel über seine Originalität zu entfernen.

Geschichte
des Prinzen Kamarupa
und
der schönen Kamalata.

Rajah Kamarupa.

Die Geschichtschreiber von Hindostan erzählen, daß vor Zeiten in der Stadt Ude ein Fürst regierte, welcher sich Rajah Peti nannte. Die Weisheit und Gerechtigkeit dieses Fürsten war auf der ganzen Erde berühmt; sein Volk ehrte und liebte ihn; er selbst besaß alles was er wünschte; nur ein Thronerbe fehlte ihm noch, mit dem er dereinst die Sorgen der Regierung hätte theilen können. Dieses bekümmerte ihn sehr und er lag unablässig den Derwischen und andern frommen Männern seines Hofes an, ihn bey dem Himmel mit Gebet und Fürbitte zu unterstützen. Lange blieben seine Bemühungen vergeblich, bis ihm endlich Gyan Acharya, einer der ehrwürdigsten und heilig-

sten Derwische, versicherte, das Verlangen seines Herzens werde in kurzem befriedigt werden. Diese Versicherung ging in Erfüllung. Die Favoritin des Rajah ward schwanger und brachte, nach Verlauf von neun Monaten, einen Sohn zur Welt, dem sein Vater den Nahmen Kamarupa gab.

Funfzehn Jahre verstrichen, ohne daß sich mit diesem Prinzen etwas außerordentliches ereignete. Doch erzählen die Geschichtschreiber, daß er, während dieser Zeit, die größten Fortschritte in allen Theilen der Wissenschaften machte, und von jedermann als der vollkommenste Prinz seiner Zeit geachtet wurde.

Kamarupa fand großes Vergnügen an der Jagd und sein Vater, der Rajah, begünstigte diese Neigung. Er baute ihm ein schönes Jagdhaus, mitten in einem großen Walde, in welchem sich die schlankesten Bäume in den reinsten Gewässern spiegelten, und eine ausserordentliche Menge von Wildpret gehegt wurde. Keine Kosten wurden gespart, um diesen Aufenthalt so reizend und vollkommen als möglich zu machen. Oft begab sich Kamarupa mit sechs seiner liebsten Gefährten, die zu dem Hofstaate seines

Va-

Vaters gehörten, hierher, theils um zu jagen, theils um die Annehmlichkeiten der Gegend zu genießen.

Von diesen jungen Männern, welche den Prinzen zu begleiten pflegten, gibt die Geschichte folgende Nachricht: Der erste war Mitra Chandra, der Sohn des Wessic von Rajah Peti, einer der edelsten und vollkommensten Jünglinge an diesem Hofe. Seine erprobte Treue hatte ihn in die größte Achtung gesetzt; auch liebte ihn der Prinz mit ausgezeichneter Zärtlichkeit. Der zweyte hieß Vidya Chandra, und war der Sohn des Rajah Pundit. Er besaß große Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Kenntnisse in allen freyen Künsten. Der dritte war Dhanwantari Tubil, welcher sich auf die Arzneykunde gelegt und große Fortschritte in dieser edeln Wissenschaft gemacht hatte. Der vierte war ein vortrefflicher Mahler, Chitra Mana genannt. Der fünfte, Manickya Chandra, besaß eine bewunderswürdige Kenntniß von Edelsteinen und wurde als ein Meister in seiner Kunst angesehn. Der sechste und letzte war Calavat Rasa Ranga; dieser hatte sich durch seine musicalischen Talente berühmt gemacht. Alle diese jungen Leute waren durch die engsten

sten Banden der Freundschaft und Liebe mit Kamarupa verbunden. Sie begleiteten ihn überall, und ihre Gesellschaft war das größte Vergnügen, das er kannte.

Einstmals befand sich der Prinz mit seinen Gesellschaftern auf dem Jagdhause. Der Tag war unter mancherley Kurzweil verstrichen, und wurde mit einem herrlichen Mahle beschlossen, welches die auserlesenste Musik, die schönsten Tänzerinnen und ein treff- licher Wein belebte, den die Gäste in gold- nen Schalen aus den Händen blühender Knaben empfingen, deren Wangen schöner als die erröthende Rose blühten. Das Mahl dauerte bis tief in die Nacht hinein, wo sich die Gesellschaft, von Vergnügen er- müdet, trennte und jeder in sein Zimmer zur Ruhe ging.

Kamarupa hatte in dieser Nacht ei- nen merkwürdigen Traum. Es kam ihm vor, als ob er in Begleitung seines Freun- des Mitra Chandra auf einmal an den Thoren einer prächtigen Stadt stände. Schön und strahlend war diese Stadt; nie hatten seine Augen einen solchen Glanz gesehen, nie ein Reisender eine solche Pracht beschrie- ben. Nahe an den Mauern derselben lag ein

reizender Garten, in welchem schlanke Cypressen einen angenehmen Schatten verbreiteten und zahlreiche Springbrunnen ihre silbernen Strahlen gen Himmel schickten. Der Prinz und sein Freund traten in diesen Garten, um ihn zu besehn; aber sie hatten sich noch nicht lange hier verweilt, als sich ihnen einer der Aufseher näherte um ihnen zu sagen, daß sich die Prinzessin Kamalata, Tochter des Rajah von Serendib, in den Garten begeben habe. Kamarupa und sein Freund waren über diese Nachricht nicht wenig betroffen. Sie fürchteten die Prinzessin durch ihre Gegenwart zu beleidigen; und da sie sich nicht sogleich entfernen konnten, zogen sie sich in ein Rosenwäldchen zurück, und suchten sich in demselben zu verstecken. Während der Zeit war die Prinzessin, in Begleitung ihrer Jungfrauen, in die nehmliche Gegend gekommen, um sich an dem Dufte der Rosen, welche die Luft umher mit Wohlgerüchen erfüllten, zu laben. Sie stand in der Blüthe der Jugend und Schönheit und wohin sie ihre Schritte wendete, schien ein schönerer Lenz aufzublühn. Als sie sich dem Rosenwäldchen näherte, erblickte eine ihrer Begleiterinnen die versteckten Männer, welche sich auf die Erde niedergesetzt hatten, ging unverzüglich zu ihnen hin und sagte: „Ihr Fremdlin-

ge! wißt ihr nicht was sich ziemt? Woher kommt ihr, und wie könnt ihr es wagen, euch in das Heiligthum unsrer Gebieterin einzudrängen?"

Auf diese Anrede erwiederte Kamarupa: „Schöne Dame, der Mann den Du vor Dir siehst, ist Rajah Kamarupa, der Sohn des Rajah Peti, Fürsten von Ude; und dieser hier ist Kamarupa's Freund, Mitra Chandra. Wir haben das Wild verfolgt und sind zufälliger Weise an diesen reizenden Garten gekommen. Eure Ankunft überraschte uns; wir hatten nicht Zeit uns hinweg zu begeben und versteckten uns deshalb in dieses Wäldchen, um euch durch unsre Gegenwart keinen Anstoß zu geben. Da wir nun Fremde hier sind, so hoffen wir, daß man die Rechte der Gastfreundschaft gegen uns nicht verletzen wird."

Ohne zu antworten kehrte die Dame zu ihrer Gebieterin zurück, und meldete ihr den Vorfall. Die Prinzessin entrüstete sich über die kühnen Fremdlinge; Unwille und jungfräuliche Sittsamkeit trieb das Blut auf ihre Wangen und sie erröthete, wie die Rose, wenn sie der Thau benetzt. Dann blickte sie rund umher in dem Kreise ihrer Begleiterinnen

nen und befahl ihnen, dem Könige, ihrem Vater, die Sache zu melden, damit er Befehl ertheilte, die Fremden zu strafen, welche die Gesetze der Zucht auf eine so ungebührliche Weise verletzt hätten. Aber eine ihrer Damen und Freundinnen, die schöne Kamakata, bat für die Fremden und sagte: „Meine Gebieterinn, wäre es nicht besser, vorher die Vertheidigung dieser Männer zu hören? Vielleicht haben sie diese Ungebühr nicht wissentlich begangen, und verdienen Vergebung. Milde und Güte gegen Fremdlinge ist Gott wohlgefällig.“

Diese Vorbitte wirkte auf das Herz der Prinzessin. Sie befahl ihrer Freundin, die Fremden vorzuführen, und freudig befolgte die schöne Kamakata den Befehl. Sie näherte sich den beyden Jünglingen mit Anstand und Anmuth und ersuchte sie, ihr ohne Besorgniß zu der Prinzessin zu folgen, die sie mit der größten Güte behandeln würde. Kamarupa und sein Freund, über diese Nachricht hoch erfreut, folgten der jungen Dame und wurden von ihr zu Kamalata geführt, deren Schönheit einen so heftigen Eindruck auf das Gemüth des Prinzen machte, daß er ohne Bewegung und Leben zur Erde sank. Die Prinzessin erschrack über

diesen Zufall des jungen schönen Mannes, der sich bey dem ersten Anblicke ihres Herzens bemächtigt hatte. Sie lief voll Angst auf ihn zu, legte seinen Kopf auf ihren Schoos und goß eine Flasche mit Rosenwasser, die sie zufälliger Weise bey sich trug, über ihn aus. Dieses Mittel brachte den Prinzen wieder zu sich: er schlug die Augen auf und da er die reizende Kamalata erblickte, seufzte er tief und brach in die leidenschaftlichsten Reden aus. Mit einem Worte, die Liebe bemächtigte sich beyder Herzen; und zugleich wurde Kamarupa's Freund von den Reizen der gütigen Kamakata besiegt. Sie schworen sich nie zu trennen und sich ewig zu lieben; unvermerkt floß ihnen die Zeit dahin, als Kamarupa plötzlich erwachte und sich in seinem Schlafzimmer fand.

Heftige Schmerzen bemächtigten sich seiner Brust, als er seine süße Täuschung so plötzlich gestört sah. Er stieß einen lauten Schrey aus und sank ohne Bewußtseyn zurück. Seine Freunde eilten unverzüglich herbey. Sein Anblick erschreckte sie. Sie traten um sein Bett und wehklagten laut, als der Prinz plötzlich auffuhr, mit wilden Blicken um sich sah und seine geliebte Kamalata such-

suchte. Aber da seine Augen sie nicht fanden, versank er noch einmal in diesen Zustand von Betäubung, aus welchem ihn der Beystand seines Freundes, Dhanwantari, des Arztes, mit vieler Mühe riß. Alle Bemühungen seiner Freunde aber waren nicht im Stande, die Thränen zu trocknen, die er über den Verlust seiner Geliebten weinte. Sie beschlossen also, die Einsamkeit des Waldes zu verlassen, brachten den Prinzen in die Stadt zurück und benachrichtigten seinen Vater und seine Mutter, Rupa Swarupa, von dem unglücklichen Zufalle, der ihren Sohn betroffen hatte.

Bekümmert über dieses Ereigniß rief der König die gelehrtesten Aerzte seines Reiches zusammen und ersuchte sie, dem traurigen Gemüthszustande seines Sohnes abzuhelfen. Nach langen Berathschlagungen, erklärten sie, daß man für jetzt, bey der ausserordentlichen Heftigkeit des Uebels und der zerrütteten Einbildungskraft des Prinzen, nichts weiter thun könnte, als ihm ganz leichte den Gaumen reizende Getränke einzuflößen. Dabey möchte man den Prinzen so ruhig als möglich lassen.

Dieses geschah, aber ohne den geringsten Erfolg. Ohn' Unterlaß stand das Bild

der verlohrnen Geliebten vor Kamarupa's Seele; aber ihren Nahmen hatte er vergessen und dieser Umstand war es vorzüglich, der ihm allen Trost und alle Hoffnung raubte. Jedes Heilmittel, jeder Rath blieb eitel und fruchtlos. Sein geliebter Freund Mitra Chandra verließ ihn nie, sondern saß Tag und Nacht an seinem Bette, theilte alle seine Leiden und versuchte alles, was in seinen Kräften stand, sie zu lindern.

Diese Sorgfalt eines geliebten Freundes rührte Kamarupa's Herz, und er faßte den muthigen Entschluß, sich ihm anzuvertrauen. Er sagte ihm, daß es für seine Krankheit kein Heilmittel gäbe, und daß ihn nichts in das Leben zurückrufen könnte, als wenn er eine Geliebte wiederfände, von deren Daseyn er auf das innigste überzeugt wäre, ob er sie gleich nur im Traume gesehen hätte; aber in einem Traume, der viel zu umständlich gewesen wäre, um ein bloßer Betrug der Sinne zu seyn. Hierauf erzählte er ihm alle Umstände auf das genaueste, und setzte hinzu, daß ihm unglücklicher Weise der Nahme seiner Geliebten, ihres Vaters, und Vaterlandes entfallen wäre; daß es aber keine Ruhe für ihn gäbe, bis er sich besonnen und die Prinzessin wieder gefunden hätte.

Als

Als Mitra Chandra die Ursache der Krankheit seines Freundes vernahm, theilte er seine Entdeckung sogleich dem Rajah mit, welcher so fort alle seine Räthe zusammen rief, und sie inständig bat, ihm in der gegenwärtigen kritischen Lage mit ihrer Weisheit beyzustehn. Sie riethen ihm, durch einen Befehl die berühmtesten Reisenden in seinen Staaten zu verpflichten, vor ihm zu erscheinen und dem jungen Prinzen die merkwürdigsten Städte und Königreiche zu beschreiben, die sie auf ihren Reisen gesehn hätten. Dieses meynten sie, wäre das einzige Mittel, ihm die Nachricht zu verschaffen, nach der er sich sehnte, vorausgesetzt, daß es wirklich ein solches Reich gäbe, als dem Prinzen im Traume erschienen wäre.

Der König billigte diesen Rath und der Befehl wurde unverzüglich ausgefertigt. Mehrere berühmte und erfahrene Reisende, welche die verschiedenen Königreiche der Welt besucht hatten, erschienen vor dem Rajah und erzählten ihm alles, was sie gesehn hatten. Aber keine ihrer Beschreibungen traf mit seinem Traume überein. Endlich erschien ein gelehrter Bramine, Samadhi Pachanan, der in dem Frühlinge seiner Jahre, von dem Verlangen die Welt zu sehn, getrieben,

sein

sein Vaterland verlassen und sich auf Reisen begeben hatte. Jahr für Jahr reiste er, sah alles Merkwürdige unter den verschiedensten Himmelsstrichen und durchwanderte die verworrenen Pfade der Weisheit und Erkenntniß. Niemand kannte besser als er die Launen des Glücks, so wie die Ursachen der Entstehung, des Wachsthums und Untergangs mächtiger Reiche.

Dieser Mann fand sich also an dem Hofe des Rajah ein und wurde von Mitra Chandra zu dem Prinzen geführt, der ihn mit folgenden Worten anredete: „Gelehrter Bramine, welches unter den vielen Königreichen, die du gesehn hast, verdient, deiner Meinung nach, die meiste Bewunderung?“ Der Bramin beugte sich ehrfurchtsvoll und sagte: „O Prinz, möge der Wille des Allmächtigen Deine Tage verlängern und Glück und Zufriedenheit über sie ausschütten! Dein Knecht hat das Seltenste und Auserlesenste, was es in der Welt gibt, gesehn; er hat mancherley Städte, Königreiche und Staaten besucht; aber mit größerer Bewunderung und Wohlgefallen hat ihn nichts von allem, was er gesehn, erfüllt, als die weitberühmte Stadt Serendib mit dem dazu gehörigen Gebiete an den Ufern des Duan. Die

Schönheit und Pracht dieser Stadt übertrifft alles, was menschliche Zungen zu preisen vermögen. Die Gewässer jenes Landes sind erfrischender als die Gewässer der Unsterblichkeit und seine Luft ist reiner als der Athem der Liebe in dem Lenze der Jugend."

Bey dem Nahmen Serendib erinnerte sich Kamarupa alles dessen, was ihm im Traume vorgekommen war. Er ließ vor Freuden ein lautes Geschrey aus. Seine Lebensgeister verließen ihn; aber als er durch den Beystand seiner Freunde wieder zu sich selbst gekommen war, bat er den Braminen, ihm alles, was er von Serendib wüßte, auf das genauste zu erzählen. Der Bramine erfüllte diese Bitte, und hub mit folgenden Worten an:

„Wisse denn, erlauchter Prinz, daß das Königreich Serendib von dem berühmten Rajah Chitra Peti regiert wird. Groß ist das Ansehn dieses Fürsten und außerordentlich sein Glück; die mächtigsten Regenten gehorchen seinen Worten und ein Heer, zahlreich wie die Sterne des Himmels, steht auf seinen Wink bereit. Dieser Fürst hat eine einzige Tochter. Wie der Mond strahlt sie in sanfter Schönheit; Sie ist die liebenswür-

würdigste ihres Geschlechtes; an sie hat der Himmel seine schönsten Gaben verschwendet. Ihr Nahme ist Rana Kamalata.

Bey diesem Nahmen sank Kamarupa noch einmal ohne Bewußtseyn zurück. Seine Ohnmacht war so tief, daß die Umstehenden glaubten, seine Seele habe sich in dem Uebermaaße der Freude von ihrem Leibe getrennt. Glücklicher Weise irrten sie sich. Der Prinz wurde auch jetzt wieder in das Leben zurückgerufen und bat den Braminen, mit tausendfältigem Danke, in seiner Erzählung fortzufahren.

„So höre denn weiter, erhabener Prinz, fuhr der Bramine fort, daß die mächtigsten Prinzen und Rajah's die schöne Kamalata von ihrem Vater zur Ehe begehrt haben. Aber dieser hat oft erklärt, er werde nie die Neigung seiner Tochter zwingen, und niemand werde ihre Hand erhalten, als der Mann, dem sie freywillig ihr Herz schenken würde. Nun ist es in dem Königreiche Serendib bekannt, daß die unvergleichliche Kamalata die Bewerbungen aller ihrer zahlreichen Anbeter von sich weißt, und daß ihr Herz durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines Prinzen gefesselt worden ist, den

sie

sie in einem schönen Traume erblickt hat. Sie ist fest entschlossen, keinem andern als ihm ihre Hand zu geben; aber da sie weder den Prinzen, noch das Land, in welchem er herrscht, hat ausfündig machen können, so hat sie lange unter der Last einer Krankheit geseufzt, welche alle Versuche und Heilmittel der Aerzte zu Schanden machte. Dein Knecht, o Prinz, war Aufseher eines Tempels zu Serendib, welchen die schöne Kamalata mit der Freundin ihres Herzens Kamakata öfters besuchte, um zu den Göttern ihres Vaterlandes zu beten. Hier hab' ich sie oftmals gesehn, und ihre Schönheit bewundert, und ich glaube, daß Rana Kamalata, meinen Gebieter und Herrn ausgenommen, das vollkommenste und beste Geschöpf unter dem Himmel ist. Ohne Zweifel hat euch der Himmel für einander geschaffen, und du, glücklicher Kamarupa, du bist der Mann, den sie im Traume gesehn hat, du bist der Bräutigam, dessen Ankunft sie bang und Sehnsuchtsvoll entgegen sieht. Gehe denn, glücklichster der Sterblichen, geh und empfange das Gute, das dir der Himmel bestimmt hat; geh' und heile das Herz der schönen Trauernden vom verzehrenden Kummer."

Bey diesen Worten schwieg der Bramine, und der Prinz, entzückt über diese unerwartete Entdeckung, wendete sich an seinen Freund Mitra Chandra und sagte:

„So bin ich denn endlich glücklich! Die Person, welche der Bramine beschreibt, ist ohne allen Zweifel die bezaubernde Schöne, die meinem treuen Herzen so vielen Kummer gekostet und ihm so manchen Blutstropfen entzogen hat.“

Mitra Chandra's Freude war außerordentlich. Er eilte zu dem Könige und meldete ihm den ganzen Vorgang; worauf dieser seinen Sohn zu sich kommen ließ, und ihn, unter den zärtlichsten Umarmungen, bat sich dem Genusse der Freude zu überlassen. „Ich will sogleich dafür sorgen, setzte er hinzu, daß ein Gesandter mit den kostbarsten Geschenken nach dem Königreiche Serendib abgehe und die Tochter des Rajah Chitra Peti, deine Geliebte, für dich zur Ehe begehre.“

Der Prinz dankte seinem Vater auf das ehrerbietigste und begab sich vergnügt in seinen Pallast, wo er dem Gedanken an sein künftiges Glück nachhing. So verstrichen ei-

einige Tage, in denen seine Geduld immer schwächer und seine Liebe immer heftiger wurde. Eines Tages zog er seinen Freund Mitra Chandra auf die Seite und sagte zu ihm: „Ich finde, theuerster Freund, daß ich nicht Geduld genug habe, die Rückkehr der Gesandten von Serendib abzuwarten. Meine Liebe verzehrt mich, wie eine brennende Flamme, und wenn dir etwas an der Erhaltung meines Lebens gelegen ist, so gehe zu meinem Vater und suche mir die Erlaubniß auszuwirken, daß ich selbst, ohne Verzug, nach dem Aufenthalte meiner Gebieterin abreisen darf. Ich fühle es, nichts als ihre Gegenwart kann meinem Kummer und meinem Mißgeschicke ein Ende machen."

Mitra Chandra, dem jeder Wunsch seines Freundes ein Befehl war, eilte zu dem Könige und trug ihm die Bitte seines Sohnes vor. Er setzte hinzu, daß man für das Leben des Prinzen fürchten müßte, wenn ihm diese Bitte abgeschlagen würde, da er schon jetzt Tag und Nacht keine Ruhe hätte, sondern sich unablässig mit dem Bilde seiner Geliebten beschäfftigte. Er schlug also vor, den Prinzen bis Mutscheli-Bunder zu Lande reisen zu lassen, wo er sich einschiffen und

durch den großen Ozean nach der Insel Serendib abreisen könnte.

Nach Empfang dieser Nachricht versammelte der Rajah seine Minister und Räthe und legte ihnen die Bitte seines Sohnes vor. Einstimmig glaubten sie, daß der König sie ihm zugestehen müßte. Hierauf wurden die Sterndeuter wegen der Zeit der Abreise zu Rathe gezogen, und die nöthigen Anstalten getroffen, damit der Prinz mit Anstande an dem Hofe von Serendib erscheinen könnte. Man verlohr keinen Augenblick und Kamarupa reiste zur bestimmten Zeit ab. Die beyden ersten Tage begleitete ihn sein Vater und seine Mutter Rupa Swarupa; den dritten aber nahmen sie mit großem Kummer und unter vielen Thränen Abschied von ihm und empfohlen ihn dem Schutze des Himmels.

Begeistert von dem Gedanken an seine Geliebte, setzte der Prinz seine Reise mit der größten Eile fort. Seine Freunde und der treue Bramine, welcher zum Wegweiser diente, begleiteten ihn. Nach einer sehr angenehmen Reise kamen sie an den Hafen Mutscheli-Bunder, wo sie ein Schiff und Lebensmittel kauften. Nachdem alles in den gehörigen Stand gesetzt war, lichteten sie die

An-

Anker und richteten ihren Lauf nach Serendib.

Eine geraume Zeit hindurch hatten sie günstigen Wind. Die Gesellschaft war vergnügt und verkürzte sich den Weg durch Gespräche über das Königreich Serendib und die schöne Kamalata. Vierzig Tage lang waren sie nun gesegelt und erwarteten jeden Augenblick Land zu sehn, als sich plötzlich der Sturm erhob, ein heftiger Regen aus finstern Wolken herabstürzte und die tobenden Wellen zu einer ungeheuren Höhe stiegen. Während das Schiff hin und her geworfen wurde und sich den kämpfenden Elementen überlassen mußte, rollte ein furchtbarer Donner über ihrem Haupte und unaufhörliche Blitze entzündeten den Himmel und wütheten gegen das Schiff. Der Tag des Gerichtes schien sich zu nähern, so schrecklich war das Heulen der Winde und das Brüllen der Wogen; laut schrien die unglücklichen Schiffer zum Himmel auf: denn jeden Augenblick hielten sie für den letzten ihres Lebens. Ihre Furcht war nicht ohne Grund. Eine ungeheure Welle schlug gegen das Schiff und trennte Vorder- und Hintertheil. In diesem unglücklichen Augenblicke, welcher der ganzen Schiffsgesellschaft den Tod drohte, wachte

die Vorsehung über Kamarupa's Leben, der sich mit seinen sechs Freunden und dem treuen Braminen in ein kleines Boot retirirte. Sie trieben eine zeitlang mit den Wellen, während sie rund um sich nichts als die Schrecknisse ihrer traurigen Lage erblickten. Der unglückliche Kamarupa rief einmal über das andere den Nahmen seiner Geliebten aus; Seufzer preßten sein Herz und die Wolke des Kummers hing über seinen Augen. Aber noch war er nicht unglücklich genug. Das grausame Schicksal verfolgte den Gegenstand seiner Rache noch weiter: die Wuth der Wellen wuchs von neuem und schlug das Boot, auf das er sich mit seinen Freunden gerettet hatte, in Stücken. Alle verschlang das Meer, den Prinzen und seinen Freund Mitra Chandra ausgenommen, die ein abgerissenes Bret ergriffen und auf diesem eine Zeitlang mit dem Sturme kämpften. Kamarupa erhielt mitten im Unglücke seinen Muth und seine Liebe. Er rief seinem Freunde zu: „Wahre Liebe bleibt fest in dem Herzen des Menschen; sie ist hier so tief eingewurzelt, daß selbst die Wuth der kämpfenden Elemente sie nicht ausreissen kann."

Jetzt schien sich der Sturm zu legen; einzelne Strahlen der Sonne brachen durch die

die Regenwolken hervor; das Toben der Wellen schien besänftigt, und Kamarupa und sein Freund dankten der göttlichen Vorsehung, die sie wunderbarer Weise aus dieser drohenden Gefahr gerettet hatte.

Aber ach! noch war ihr Dank zu früh. Während sie sich gegenseitig zu ihrer Rettung Glück wünschten, erhoben sich die Wellen zum zweytenmal und, so war der Wille des Himmels! trieben das Floß, auf welchem sie schwammen, gegen einen ungeheuern Wallfisch, an welchem es in zwey Theile scheiterte. Der eine trug den unglücklichen Kamarupa, der andere seinen Freund, und jeder Stoß der Wellen trennte beyde weiter von einander.

Mitra Chandra wollte sich in der Angst seiner Seele in das Meer stürzen, um seinem Daseyn und seinem Unglücke auf einmal ein Ende zu machen; hätte ihn nicht Kamarupa, der seine Absicht merkte, bey ihrer Freundschaft beschworen, sein Vertrauen auf die Vorsicht nicht wegzuwerfen, sondern sich auf Gott zu verlassen und ein besseres Geschick abzuwarten. Aber während er ihn so mit bangem Herzen und überströmenden Augen tröstete, trennten die neidischen

Wellen beyde Freunde immer weiter, und nach einer kurzen Zeit hatten sie einander ganz aus dem Gesichte verlohren.

Kamarupa ergab sich mit männlichem Muthe in sein Schicksal. Schon hatte er drey Tage lang mit Hunger und Durst gekämpft, als er endlich Land erblickte und von den Wellen an das Ufer gespült wurde. Erschöpft und von Müdigkeit überwältigt, sank er zur Erde, und blieb hier eine zeitlang ohne Bewußtseyn liegen. Als er wieder zu sich selbst kam, dankte er Gott für seine Erhaltung, sah sich um, und bemerkte jetzt erst, daß er sich auf einer reizenden Insel befand. Ueberall erblickte er die herrlichsten Fruchtbäume, in deren Schatten schimmernde Bäche rauschten. Nachdem er von den Früchten gekostet und sich an dem Wasser erquickt hatte, setzte er sich an dem Rande eines Baches nieder und dachte ernstlich über seinen Zustand nach. Niedergeschlagen und traurig saß er da; die Gedanken an seine Geliebte, das Andenken seiner verlohrnen Freunde drängte sich in seiner Brust; er seufzte und Thränen rollten über seine männlichen Wangen herab. Er überdachte den Gang seines Schicksals und konnte sich nicht enthalten, in bittere Klagen

über

über die Unbeständigkeit und die Launen des Glücks auszubrechen.

Als er sich einige Tage an dem Ufer verweilt hatte, machte er sich auf, menschliche Wohnungen zu suchen, und eine geheime Hofnung, nächstens den Gegenstand seiner Wünsche zu finden, schwellte sein Herz. Gegen Mittag entdeckte er in einer weiten Entfernung einen dunkeln Flecken, auf welchen er losging, und gegen Abend bemerkte er zu seiner unaussprechlichen Freude, daß es eine sehr schöne und volkreiche Stadt war. Er dankte Gott für diese unerwartete Entdeckung, eilte nach dem Thore zu, trat hinein und erblickte eine Menge Weiber von ausserordentlicher Schönheit: kein einziger Mann war unter ihnen. In der Sprache der Hindus heißt dieses Volk Tirea Raj.

Verwundert über diesen unerwarteten Anblick stand Kamarupa eine zeitlang still und verlor sich in Vermuthungen. Ein plötzliches Geschrey, welches eine Schaar von Weibern um ihn her erhob, weckte ihn aus seinem Nachdenken auf. Die Weiber bemächtigten sich seiner, banden ihm die Hände und führten ihn vor die erste Obrigkeit der Stadt, welches ebenfalls ein Weib war. Von hier

wurde er zu der Weßirin gebracht und diese schickte ihn unverzüglich zu der Königin.

Die Königinn Indrawati war ein Weib von ausserordentlicher Schönheit und Vollkommenheit. Als der junge Rajah vor sie gebracht wurde, fiel der Saame der Neigung in ihr Herz, und die Neigung verwandelte sich bald in die heftigste Liebe. Da sie es aber gegen ihre Würde achtete, Neigung für einen Fremdling zu zeigen, den die Gesetze des Landes zu strafen geboten, wendete sie sich mit ernster Miene zu Kamarupa und fragte ihn, woher er käme, und wie er es wagen könnte, sich so kühn in die Staaten einer Fürstin von ihrem Range einzudrängen? Der Prinz neigte sich ehrerbietig und antwortete: „Erhabene Königinn, Gott verleihe Dir langes Leben! der Mann, den Du vor Dir siehst, ist ein unglücklicher Fremdling, den die grausame Hand des Schicksals gedemüthigt hat. Auf einer Reise nach dem Königreiche Serendib zertrümmerten die Wellen mein Schiff und ich habe mich auf einem Brete an dieses Ufer gerettet. Drey Tage und drey Nächte wurde ich von den Wellen umhergetrieben, ehe ich an dieses Eyland kam. Nachdem ich mich an dem Ufer gestärkt hatte, machte ich mich früh morgens auf, um menschliche

liche Wohnungen zu suchen. Ich entdeckte diese schöne Stadt, die schon von ferne meinen Augen wohlgefiel, und mein Herz freute sich und der Gedanke, hier nach so vielen Mühseligkeiten Ruhe zu finden, stärkte mich. Aber ach! mein unglückliches Gestirn verfolgte mich auch hier! Ich hatte kaum diese Stadt betreten, als ich gewaltsamer Weise ergriffen, gebunden und hierher geführt wurde. Da Du nun, o Königin! meine Geschichte gehört hast, und meine Unschuld und mein Unglück siehst, so hoffe ich, Du wirst einem unglücklichen Sterblichen dein Mitleiden nicht versagen."

Als der Prinz seine Rede geendigt hatte, ging die Königin ein wenig mit sich zu Rathe und antwortete: „Da du deiner Versicherung zu folge, unglücklicher Fremdling, ohne Vorsatz gefehlt hast, so schenke ich dir das Leben, und bestrafe dich für deine Unbesonnenheit mit dem Gefängnisse." So sagte sie und befahl einer ihrer Dienerinnen, der schönen Pudmawati, ihn in ihre Wohnung zu führen und ihn dort als einen Gefangenen in Fesseln zu halten. Aber indem sie diesen Befehl aussprach, straften ihre Blicke sie Lügen: denn der reizende Fremdling hatte Besitz von ihrem zärtlichen Herzen genommen,

men, und sie gab insgeheim Befehl, ihn mit der größten Ehrerbietung zu behandeln.

Die gehorsame Pudmawati erfüllte den Befehl ihrer Gebieterin und nahm den Prinzen mit sich in ihr Haus; da ihr aber der Eindruck, welchen er auf das Herz der Königin gemacht hatte, nicht unbekannt war, benutzte sie diese Gelegenheit, die Gunst ihrer Gebieterin zu verdienen, und ließ den Gefangenen mit aller Achtung behandeln, die nur der vornehmste Gast hätte erwarten können. Sie veranstaltete ein prächtiges Mahl, wo dem Rajah alles was die Jahreszeit wohlschmeckendes hervorbrachte, und die auserlesensten Weine vorgesetzt wurden. Erstaunt über diesen Wechsel des Glücks und diesen unverhofften Genuß nach so vielen Widerwärtigkeiten schüttete er sein Herz in frommer Dankbarkeit gegen die Gottheit aus, und legte sich nach dem Abendessen zur Ruhe.

Mit Anbruch des Tages begab sich Pudmawati in den Pallast ihrer königlichen Gebieterin und theilte ihr die Bemerkungen mit, die sie über den Fremden gemacht hatte. Da sie vernahm, daß er traurig und niedergeschlagen, mitten in der Freude des Gastmahls gewesen sey, schloß sie daraus,

daß

daß Liebe in dem Innern seines Busens wohne, und beschloß seiner wahren Lage und dem Zustande seines Herzens nachzuforschen. Sie befahl demnach ihrer treuen Pudmawati, den Fremdling in der Stille der Nacht, ganz ins Geheim, in den königlichen Pallast zu bringen. Diese kehrte zu Kamarupa zurück, machte ihm den Willen ihrer Gebieterin bekannt und unterließ nicht, ihm zu gleicher Zeit einen Wink über die Leidenschaft zu geben, die sich des Herzens der Königin bemächtigt hatte. Kamarupa dankte für die Ehre, welche ihm die Königin zu erzeigen gedachte, und folgte, da es Nacht geworden war, seiner gütigen Führerin nach dem Pallaste. Die Königin empfing ihn mit ausgezeichneter Güte und Wohlwollen. Nachdem sie sich eine zeitlang mit ihm unterhalten hatte, fand sie zu ihrem Erstaunen, daß er die ausgesuchtesten Kenntnisse mit den feinsten Sitten vereinigte und fing an zu muthmaßen, daß er von edeln Eltern abstamme, und vielleicht gar der Sohn eines Fürsten sey. Ein herrliches Mahl empfing ihn jetzt. Blühende Mädchen mit rosenfarbnen Wangen bedienten ihn und reichten ihm den reinsten Wein in goldnen Schalen dar. Die Speisen waren ausgesucht, die Sclavinnen reizend und lie-

bens-

benswürdig, und Kamarupa's Herz öffnete sich dem Genusse der Freude.

Das Fest dauerte bis spät in die Nacht, und Kamarupa wurde immer heiterer, beredter und liebenswürdiger. Er bat die Königin an den Freuden des Bechers Theil zu nehmen. Die schöne Indrawati lächelte mit unaussprechlicher Anmuth und sagte: „da du, liebenswürdiger Fremdling, Weinschenke bist, wie könnt' ich dir abschlagen zu trinken?" über ihre Gefälligkeit entzückt, bot ihr Kamarupa den Becher mit dem schönsten Anstande, und sagte einige Verse zum Lobe der Liebe und des Weins. Die Königin befahl hierauf, daß die Tänzerinnen hereintreten und die Freude des Festes vermehren sollten.

Die reizende Indrawati fand den Fremdling immer liebenswürdiger und Kamarupa sah sie nicht mehr mit gleichgültigen Blicken an, als sie ihn, in einem Augenblicke von Zärtlichkeit, bat, ihr seinen Nahmen, den Nahmen seiner Eltern und seines Vaterlandes, und die Ursache seiner Reise mitzutheilen. Der Prinz war nach so vieler Güte, die ihm die Königin erwiesen hatte, und nach dem, was in seinem eignen Herzen

vor-

vorging, nicht im Stande, diese Bitte abzuschlagen. Er gehorchte und erzählte seine Abentheuer von dem merkwürdigen Traume an, bis zu dem Augenblicke, wo er von den Wellen an diese Insel getrieben worden war. Diese Erzählung rührte die Königin und alle Gegenwärtigen bis zu Thränen. Mit dem Tone herzlicher Dankbarkeit und inniger Theilnahme dankte Indrawati dem Prinzen für seine Gefälligkeit und versprach ihm alle mögliche Sorge zu tragen, daß er in den gewünschten Hafen gelangte, und seine Freunde wiederfände, die, wie sie hoffe, noch am Leben wären. „Aber, setzte sie hinzu, zur Vergeltung dieser Bemühungen, hoffe ich, liebenswürdiger Prinz, daß du mir das Vergnügen deiner Gegenwart noch einige wenige Tage schenken wirst.“

Gern willigte Kamarupa in diesen Wunsch ein und brachte einige Tage in Lust und Freude mit der verliebten Königin zu. Indeß drängte sich der Gedanke an seine Geliebte oft mitten im Genusse seinem beunruhigten Herzen auf, und er warf sich in solchen Augenblicken seine Treulosigkeit gegen seine geliebte Kamalata und die Vergessenheit seiner verlohrenen Freunde vor. Als er sich einstmals mit solchen Gedanken zu Bette

ge-

gelegt hatte, erschien ihm Rana Kaan Lettau *) im Traum und sagte: „Undankbarer! Während ich in Kummer und Leiden deine Abwesenheit betraure, und ungeduldig deine Ankunft erwarte, schwelgest du in neuer Liebe und horchst, deiner Getreuen vergessend, auf die Seufzer und Schwüre einer andern!“ Kamarupa erwachte über diesen Traum; sein Gemüth war beängstigt; ein tiefer Seufzer quoll aus dem Innersten seiner Brust herauf und er fiel ohne Bewußtseyn zurück. Indrawati, welche nahe bey ihm schlief, hörte ein Geräusch, eilte herbey und erblickte ihren Geliebten ohne Zeichen des Lebens. Sie wendete sogleich alle Mittel an, um ihn ins Leben zurück zu rufen; und als es ihr gelungen war, fragte sie ihn nach der Ursache dieses ungewöhnlichen Zufalls. Er antwortete ihr, daß ihn ein schrecklicher Traum beängstigt hätte; verbarg ihr aber die wahre Ursache seines Kummers und wer ihm im Traume erschienen sey.

Kamarupa war jetzt fest entschlossen, diesen seiner Liebe so gefährlichen Ort zu verlassen. Den nächsten Abend stieg er nach ge-

*) Kaan Lettau ist so viel als Kamalata, welcher Nahme aus jenem zusammengesetzt ist.

geendigtem Mahle eine Hintertreppe hinab in den Garten des Pallastes, wo er sich unter einem Feigenbaume niederwarf, um über seine unglückliche Lage nachzudenken. Der Gedanke an seine Treulosigkeit gegen die liebenswürdige Kaan Lettau und seine abwesenden Freunde, durchdrang sein zärtliches Herz mit schneidender Angst und seine Thränen flossen stromweise über die Wangen herab. Endlich fühlte er sich vom Kummer ermüdet; der Schlaf beschlich unvermerkt seine Augenlieder, und er genoß einer kurzen Erleichterung seiner Leiden.

Während dieses vorging, zog die schöne Narawati, die Tochter des Königs der Feen, mit einer großen Begleitung von Freundinnen, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die Luft, um die verschiedenen Länder der Erde zu besehen und kam auf diesem Zuge in Indrawati's Garten, wo Kamarupa schlief. Die Luft war heiter, der Garten schön; alles, was das Auge vergnügen kann, war hier vereinigt. Narawati beschloß hier zu verziehn und befahl den Feen, ihren Begleiterinnen, die Sänfte in der reizendsten Gegend des Gartens niederzulassen. Die Feen gehorchten unverzüglich. Nahe an der Stelle, wo die Sänfte niedergesetzt wurde,

lag Kamarupa und schlief. Ein Trupp von Feen, welcher den Garten durchschwärmte, kam zufälliger Weise an den Feigenbaum, an welchen sich der Prinz angelehnt hatte. Sie warfen ihre Blicke auf ihn, und sahen mit Erstaunen den schönsten und edelsten Jüngling, dessen zierlicher und regelmäßiger Bau einen Engel zu verrathen schien, der, als Beschützer der Sterblichen, vom Himmel herabgestiegen wäre. Sie begaben sich augenblicklich zu Narawati, ihrer Gebieterin, und theilten derselben ihre Entdeckung mit. Die Prinzessin war neugierig und folgte ihren Begleiterinnen an den nehmlichen Platz, um sich von der Richtigkeit ihrer Beschreibung zu überzeugen; aber sie fand, daß sie noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben wären. Bey dem Anblicke so vieler Schönheit, bemächtigte sich eine heftige Liebe ihrer Brust; sie beschloß sich seiner zu bemächtigen und ihn in ihr Vaterland zu entführen. Sogleich befahl sie ihren Begleiterinnen, die Sänfte herbey zu bringen, und den schlafenden Kamarupa mit der größten Behutsamkeit darauf zu legen. Die Feen führten diesen Befehl mit großer Geschicklichkeit aus und brachten den schlafenden Prinzen mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Gipfel des

Berges Kaf, den gewöhnlichen Aufenthalt des Feengeschlechts.

Während dieser Zeit erwartete die Königin Indrawati die Rückkehr ihres geliebten Gefangenen mit der größten Aengstlichkeit; und als nach langem vergeblichem Harren, sein langes Außenbleiben ihre Besorgnisse erregte, schickte sie einige ihrer Dienerinnen in den Garten, um ihn aufzusuchen. Diese durchstrichen den ganzen Garten, kamen aber bald mit der Nachricht zurück, daß ihre Bemühungen fruchtlos gewesen, und daß der Rajah nirgends zu finden sey. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über sein Verschwinden, aber niemand traf die Wahrheit. Tiefer Kummer ergriff Indrawati's Herz, da sie, durch den Verlust ihres geliebten Kamarupa, ihre kurze Freude so plötzlich in Traurigkeit verwandelt sah.

Narawati entführte indeß den schönen Jüngling auf den Berg Kaf und ließ ihn durch ihre Dienerinnen in ein Zimmer ihres Pallastes bringen. Hier besprengten sie ihn sanft mit Rosenwasser; er erwachte und sah sich, zu seinem großen Erstaunen, an einen unbekannten Ort versetzt. Die Fee hatte dieses Erstaunen erwartet und sagte zu ihm:

„Wundre dich nicht, Liebenswürdigster der Nachkommen Adams, über das, was du siehst. Du bist in dem Pallaste der Feen Königin, die dich zufälligerweise schlafen sah. Deine Schönheit rührte ihr Herz mit Liebe und sie hielt dich für würdig, den Genuß ihres reizenden Aufenthaltes mit ihr zu theilen."

Als Kamarupa vernahm, daß er sich auf dem Berge Kaf befände, erschrack er sehr und brach in laute Wehklagen aus. Er wußte sehr wohl, daß keine menschliche Macht hinreichte, ihn, wider Willen der Feen, von diesem Orte zu retten. Und was konnte er hoffen, da ihn Narawati's Liebe hier zurückhielt? Narawati suchte alles auf, um seinen Kummer zu zerstreuen, und ordnete ein prächtiges Gastmahl an. Reizende Weinschenken mit strahlenden Blicken bedienten den Prinzen und schenkten ihm Schaalen des reinsten Weins ein; während junge Feen, die den Blumen des Paradieses glichen, ihm die Speisen reichten. Auch fehlte es nicht an schönen Tänzerinnen, das Vergnügen der Gäste zu mehren und die Freuden des Mahls zu erhöhn.

Der Prinz war erstaunt über die Ehre, die ihm die Feen erzeigten, und entzückt über den

den Glanz des Festes, das alles, was er jemals prächtiges gesehn hatte, weit hinter sich zurück ließ. Aber obgleich die Dankbarkeit ihn zur Theilnahme an der Freude der Gesellschaft einlud, so war doch sein Herz bekümmert und mit dem Gedanken an seine geliebte Kaan Lettau beschäfftigt.

Kamarupa sollte nicht lange in dieser Lage bleiben. Der König der Feen hatte seine Tochter dem Sohne eines benachbarten Fürsten von demselben Geschlechte versprochen. Narawati's Bräutigam hieß Soondaroo. Die Nachricht von Kamarupa's Ankunft und der Liebe der Prinzessin zu ihm, gelangte bald zu den Ohren dieses Prinzen, der voll eifersüchtiger Wuth den übermüthigen Sterblichen zu strafen drohte, der es wagte, seine Rechte zu kränken, und ihm das Herz der Prinzessin streitig zu machen. Er befahl deshalb zwey boshaften Genien, die seiner Macht unterworfen waren, sich in den Pallast der Feenkönigin einzuschleichen, und keine List unversucht zu lassen, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Die Geister gehorchten den Befehlen ihres Herrn, erhoben sich, schwarzen Wolken gleich, welche Sturm und Ungewitter verkündigen, in die Luft und langten schnell bey dem Pallaste der Prinzessin

Narawati an. Hier verbargen sie sich in dem Garten und erwarteten eine günstige Gelegenheit zur Entführung des Prinzen. Diese bot sich ihnen auch bald genug dar.

Das Mahl des nächsten Abends hatte bis tief in die Nacht gedauert, als Kamarupa sich in den Garten begab, der erfrischenden Kühlung zu genießen, und seinen Gedanken nachzuhängen. Er ging eine zeitlang auf und ab; endlich übermannte ihn der Schlaf und er ließ sich auf das nächste Lager nieder, um auszuruhn. Aber kaum war der Unglückliche dem Schlafe in die Arme gesunken, als die beyden Dämonen aus ihrem Hinterhalte hervorsprangen, ihn ergriffen, mit Stricken banden und schnell durch die Luft in das Schloß ihres Meisters trugen. Soondaroo erwartete sie, und demüthig legten sie den Prinzen zu den Füßen ihres Gebieters.

Soondaroo war hoch erfreut, den Mann in seiner Gewalt zu haben, den er verabscheute. Mit boshaftem Lächeln gebot er, seinen Dienern, den schlummernden Kamarupa aufzuwecken, um sogleich seine Rache an ihm auszuüben. Sie schüttelten ihn mit Heftigkeit, aber ehe er noch ganz erwacht

wacht war, warf ihm der grausame Soon-daroo in den bittersten Ausdrücken den Frevel vor, die Gunst der Feenkönigin zu suchen und ihm das Herz seiner Geliebten streitig zu machen. Kamarupa antwortete mit großer Bescheidenheit, daß er den Aufenthalt auf dem Berge Kaf ganz und gar nicht aus Neigung gewählt hätte, sondern daß er im Schlafe von den Feen entführt worden sey. Der Feen-Prinz könnte ihn also unmöglich für schuldig erklären. Glücklicherweise war Soondaroo's Mutter gegenwärtig. Sie hatte Mitleiden mit dem unglücklichen Prinzen und legte eine Vorbitte für ihn bey ihrem Sohne ein, daß er ihn von seinen Banden befreyen und in eine von dem Lande der Feen weite Gegend versetzen möchte. Soondaroo ließ sich durch die Vorstellungen und Bitten seiner Mutter erweichen, und gab den Genien Befehl, den Prinzen in ein entferntes Eyland jenseits des Meeres zu tragen, und ihn dort seinem Schicksale zu überlassen. Diese ergriffen ihn, erhoben sich auf der Stelle mit unglaublicher Schnelligkeit in die Lüfte, und brachten ihn auf eine Insel, wo sie sogleich aus seinen Augen verschwanden.

Kamarupa dankte der Vorsehung für diese unverhoffte Rettung. Er blickte um-

her, und sah, daß er sich auf einem lachenden Eyland befand, das von frischen Bächen durchwässert und mit den schönsten Fruchtbäumen geschmückt war. Er stillte hier seinen Hunger und seinen Durst, und ging dann weiter, eine Wohnung aufzusuchen, als er auf einmal einen alten Mann erblickte, der unter dem Schatten eines Baumes saß und von der Last der Jahre zu Boden gedrückt schien. Er näherte sich ihm mit einem höflichen Gruße, der von Seiten des Alten freundlich erwiedert wurde. Der Alte redete ihn an und fragte ihn, wie er auf diese Insel gekommen wäre? Kamarupa freute sich über seine Höflichkeit, erzählte ihm seine Abentheuer und schloß mit der Bitte, ihm ein Obdach zu zeigen, wo er ausruhen könnte; er wollte dann auf Mittel denken, in sein Vaterland zurück zu kehren. Der Alte sagte ihm hierauf, daß er selbst nur eine kleine Strecke von diesem Platze wohnte und daß er seine Heimath an diesem Morgen verlassen habe. Sein hohes Alter und seine Schwäche erlaube ihm nicht zu gehen und gewöhnlich trügen ihn seine Kinder auf ihren Schultern hierher. Zugleich bat er den Prinzen ihm diesen Liebesdienst zu erzeigen, weil seine Kinder ungewöhnlich lange ausblieben, und versprach ihm dafür in seinem Hause die freundschaftlichste

Auf-

Aufnahme und Unterstützung in allem, was nur sein Herz wünschen möchte. Der Prinz war von dem guten alten Manne so eingenommen, daß er in seiner Bitte nichts unziemliches fand, und ihn ohne Bedenken einlud, auf seinen Schultern Platz zu nehmen; zu gleicher Zeit kniete er auf die Erde, um dem Alten das Hinaufsteigen zu erleichtern. Dieser stieg also hinauf; aber kaum saß er fest, als er sich mit aller Gewalt an den Hals des Prinzen hing. Jetzt bemerkte Camarupa, aber leider zu spät, daß die Beine des Mannes ganz weich und biegsam waren, wie Leder. Der alte Bösewicht brach in ein lautes Gelächter aus, schlug den Prinzen mit geballter Faust auf den Magen, und sagte: „Bist du endlich in meine Schlingen gefallen, du Narr? Wisse, daß in diesem Eylande die Menschen mit den ledernen Beinen wohnen, deren Dichten und Trachten auf nichts weiter geht, als die dummen Sterblichen in ihr Netz zu locken, um sie als Pferde zu brauchen, die auf dieser Insel sehr selten sind. Wisse, daß du mir niemals entwischen kannst, sondern daß du bis an das Ende deines Lebens verdammt bist, mir unterwürfig und dienstbar zu seyn. Beschleunige also deine Schritte, und führe mich, wohin ich dir befehle: denn ich habe Lust, mich auf der In-

sel umzusehn." Der unglückliche Prinz machte anfänglich einige Versuche, seine Bürde abzuschütteln; da er aber fand, daß der alte Schelm dadurch immer nur fester zu sitzen kam, ließ er ab und ergab sich dem tiefsten Schmerze und einer fruchtlosen Verzweiflung.

Kamarupa blieb mehrere Tage in dieser traurigen Lage, trug den alten Betrüger auf seinen Schultern und sann auf Mittel, sich von ihm los zu machen. Als er eines Tages mit seiner Last umhertrabte, sah er eine Menge von Leuten auf sich zu kommen, und ein schwacher Strahl von Hofnung, daß dieses vielleicht zu seiner Befreyung beytragen könnte, ging in seinem Herzen auf. Als sie sich näherten, sah er, daß es eine Gesellschaft von lauter solchen Greisen war, wie der, welchen er trug, und daß jeder von ihnen auf einem solchen unglücklichen Gefangenen ritt. Sie hatten einen großen Vorrath frischer Trauben mitgebracht, von denen sie eine Mahlzeit machen wollten. Einer von den Alten grüßte sie, als sie sich näherten und bat sie, aus den Trauben, die er mitgebracht hätte, einen Dooshab — zu machen. Dieß ist ein Getränke aus Weinbeersaft, Honig und Datteln. Bey diesem Vorschlage kam dem Prinzen ein Gedanke in den Sinn, von dem

er

er sich einen glücklichen Erfolg versprach. Er schlug dem alten Manne, den er trug, vor, statt des Dooshab einen guten Wein zu machen; und setzte hinzu, wenn er nicht wüßte, wie er gemacht würde, so wollte er ihm eine Probe davon zu kosten geben. Der alte Mann, welcher noch niemals Wein gekostet, ja nicht einmal davon gehört hatte, fragte den Prinzen, was er unter Wein verstände, und sagte ihm, wenn dieß ein besseres Getränke wäre als Dooshab, so sollte er eine Belohnung von der Gesellschaft bekommen. Kamarupa machte sich sogleich an die Arbeit und da der Wein nach seinem Geschmacke gut gerathen war, füllte er einen großen Becher und reichte ihn seinem alten Herrn, der ihn mit einemmal austrank. Die Wirkung zeigte sich auf der Stelle: der Alte fing an zu lachen und zu singen, und forderte noch einen Becher, den ihm der Prinz unverzüglich reichte. Nun machte Kamarupa auch für die übrige Gesellschaft Wein und theilte denselben in großen Schalen aus; bis sie am Ende alle so reichlich getrunken hatten, daß sie sich nicht mehr um ihre Gefangenen bekümmern konnten. Jetzt sah Kamarupa den lang gewünschten Augenblick kommen und machte den Alten, der schon wankte, gänzlich betrunken. Ein herzhafter

Stoß

Stoß und er fiel zur Erde; worauf ihm Kamarupa, ohne zu zaudern, mit einem Steine den Kopf einschlug.

Da die andern Gefangenen den guten Erfolg dieser List wahrnahmen, folgten sie dem Beyspiele des Prinzen, und wurden so mit einemmale von ihrer Sclaverey befreyt. Als sie sich von dem Tode ihrer alten Tyrannen überzeugt hatten, fielen sie dem Prinzen zu Füßen, dankten ihm für ihre Befreyung und erkannten sich für seine beständigen Schuldner.

Kamarupa bemerkte unter der Anzahl der übrigen einen Mann, den er zu kennen glaubte, ließ ihn näher kommen und bat ihn um die Mittheilung seiner Geschichte, besonders wie er auf diese Insel gekommen wäre: Der Mann antwortete, er wäre nach mannichfaltigen Unfällen und Leiden hierher verschlagen worden. Er sey aus Ude in Indostan gebürtig, der Sohn des Wessir von Rajah Peti, und hieße Mitra Chandra. Jetzt erst erkannte Kamarupa seinen alten treuen Freund und heiße Thränen rollten über seine Wangen. Er fiel ihm um den Hals, umarmte ihn mit der größten Zärtlichkeit, und entdeckte ihm endlich, daß er

der

der Prinz Kamarupa, sein treuer und unglücklicher Freund sey.

Mitra Chandra erstaunte über diese unverhoffte Entdeckung, faßte den Prinzen schärfer ins Gesicht und erkannte ihn endlich, ob er gleich durch seine vielen Leiden sehr verändert worden war. Jetzt erwiederte er die Umarmungen seines Freundes mit großer Herzlichkeit und fiel ihm, von der Freude über dieses glückliche Zusammentreffen übermannt, zu Füßen.

Kamarupa entließ nun den übrigen Theil der Gesellschaft, und bat seinen Freund um eine ausführliche Erzählung seiner Abentheuer, und wie er dem Sturme und den Wellen entgangen sey, worauf Mitra Chandra seine Erzählung sogleich auf folgende Weise begann:

Als ich mich auf dem zerbrochenen Brete von dir getrennt hatte, überließ ich mich dem tiefsten Schmerze, weil ich alle Hoffnung aufgab, dich, meinen Herrn und Freund, wieder zu sehn, oder auch nur mein Leben in dieser dringenden Gefahr zu erhalten. Ich war also auf meinen Tod gefaßt, und ein heftiger Sturm, welcher sich von neuem erhob,

schien

schien meinen Wunsch erhören zu wollen. Eine ungeheure Welle schlug über meinem Haupte zusammen; ich wurde von dem Brete herabgerissen und in die Fluthen gestürzt. Nachdem ich eine zeitlang geschwommen hatte, stieß ich mit dem Fuße an etwas, und entdeckte bey näherer Untersuchung, daß es ein Baum war. Ich dankte dem Himmel für dieses unerwartete Glück, schwang mich auf den Stamm, und hoffte nun auf die eine oder die andere Weise an das Land zu kommen, das ich vor mir sah. Aber ach! wie erschrack ich, als sich der vermeintliche Baum unter mir bewegte und ich nun sah, daß ich auf dem Rücken eines ungeheuern Wallfisches saß. Ich suchte mich so gut als möglich in meine Lage zu finden und sah zu meiner nicht geringen Freude, daß der Wallfisch mit großer Schnelligkeit nach der Küste zu schwamm. Als ich mich nah genug an derselben glaubte, warf ich mich in die See und stieg an das Ufer hinauf. Hier warf ich mich, von Müdigkeit und Kummer überwältigt auf den Rasen, wo mein erstes Geschäfte war, dem höchsten Wesen meinen Dank für diese wunderbare Rettung abzustatten. „Durch den Willen des Allmächtigen, rief ich aus, wird der Wallfisch im Meere zum Schiff, um einen Sterblichen zu retten, unter dem sich der Abgrund

grund geöffnet hatte! Durch seine Güte wird der Tiger in der Wüste zum Roß, um dem Menschen zu dienen, den er zu verschlingen drohte."

Ich machte mich jetzt auf den Weg, um eine Wohnung aufzusuchen, aber ich war noch nicht weit gegangen, als ich einem häßlichen Genius begegnete. Sein Anblick war eben so abschreckend als seine Neigungen grausam und blutdürstig waren. Kaum erblickte er mich, als er gewaltsame Hand an mich legte, mich auf seinen Rücken nahm und mit sich in die Luft führte. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit führte er mich in ein entferntes Land, in die Wohnung der bösen Geister, die sich mit Menschenblut nähren. Kaum war ich hier angekommen, als ein anderer Genius von ähnlicher Gestalt zu mir trat, und mich in ein Gefängniß brachte, wo ich eine Menge Unglücksgenossen fand, die sämmtlich bestimmt waren, gefressen zu werden. Als mich die Gefangenen erblickten, drängten sie sich um mich und erkundigten sich mit vieler Theilnahme, wie ich in die Hände der bösen Geister gefallen wäre. Ich war so tief in meinen Kummer versunken, daß ich durchaus nicht im Stande war auf ihre dringenden Fragen zu antworten, sondern mich in einen

Win-

Winkel meines Kerkers zurückzog. Hier überließ ich mich der Verzweiflung. Ich wußte nicht recht was ich that; ich sang, lachte und schrie, eines um das andre, so daß mich meine Mitgefangenen für wahnsinnig hielten. Als ich dieses bemerkte, nahm ich mir vor, diesen Irrthum zu nähren, um vielleicht hierdurch meine Freyheit wieder zu erlangen.

Nach Verlauf einiger Tage sah' ich große Bewegungen im Gefängnisse; jedermann schien bestürzt, man weinte und wehklagte. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieser Unruhe, und erfuhr, daß die Geister ein großes Fest feyerten und heute zwey von den Gefangenen schlachten würden. Gleich darauf trat einer von den bösen Geistern herein. Die sämmtlichen Gefangenen umringten ihn, und jeder suchte ihn mit Bitten und Thränen zu bewegen, seiner noch diesesmal zu schonen. Ich allein schien ganz gleichgültig gegen die drohende Gefahr. Da der Genius dieses bemerkte, befahl er mir näher zu treten, und fragte mich, wie es käme, daß ich mich allein so ruhig verhielte, während alle die andern so ängstlich für ihr Leben besorgt wären? Ich antwortete unverzüglich: Die Widerwärtigkeiten, die ich erfahren hätte und mein

mein tiefer Kummer machte mich gegen das Leben gleichgültig; der Tod wäre mir willkommen und ich bäte ihn, mich zum Opfer auszulesen. Meine Antwort setzte den Genius in Verwunderung und reizte seine Neugierde. Er wünschte die nähern Umstände von meinen Abentheuern zu erfahren und gab Befehl, mich in sein Haus zu bringen; worauf ich sogleich von meinen Unglücksgenossen getrennt wurde. Als der Genius des Abends nach Hause kam, ließ er mich zu sich bringen, fragte mich nach meinen Unfällen, und befahl mir, die ganze Reihe meiner Abentheuer ohne Zurückhaltung zu erzählen. Ich fand kein Bedenken seinem Verlangen Genüge zu leisten und erzählte ihm alles, was mir seit der Zeit, wo ich mich deinem Dienste gewidmet habe, bis auf den Augenblick begegnet ist, wo ich in seine Hände gefallen war. Ich beschloß meine Erzählung mit der inständigen Bitte, mir die Gunst, um die ich ihn ersucht hätte, so bald als möglich zu gewähren und mich durch einen schleunigen Tod von der drückenden Last meiner Leiden zu befreyen.

Meine Geschichte rührte den Genius. Er sagte mir, ich sollte nur gutes Muths seyn; er wollte dafür sorgen, daß ich wieder unter Menschen käme, und mir noch über

dieses ausgezeichnete Proben seiner Gunst und Freundschaft geben. Bey diesen Worten gab er mir einige seiner Haare in die Hand, und sagte dabey, daß wenn mir irgend ein Unfall zustieße, ich eines von diesen Haaren in das Feuer werfen sollte. Er würde dann so gleich erscheinen und alles für mich thun, was in seiner Gewalt stände.

Ich war höchlich erfreut und dankte dem Genius tausendmal. Dieser befahl hierauf einem andern, mich in seine Obhut zu nehmen und unter Menschen zu bringen. Dieser Befehl wurde unverzüglich ausgeführt. Der Genius hob mich in die Luft und brachte mich auf eine Insel, wo er mich absetzte und meinem Schicksale überließ. Als ich mich allein sah, fiel ich auf meine Knie und dankte der Vorsehung für meine Befreyung; begab mich dann nach dem Ufer des Meeres, und harrte ängstlich auf die Ankunft eines Schiffes, das ich von einem Augenblicke zum andern zu sehen hoffte. Während dieser ängstlichen Erwartung beschäfftigte mich der traurige Gedanke an mein Unglück und meine Trennung von dir, und oft fiel ich in eine tiefe Melancholie, wenn ich dachte, daß du, mein Gebieter, vielleicht ein Raub der Wellen geworden wärest. Als ich nun so eines Tages in Gedanken ver-

sunken an der Küste saß, und in das Meer hinausblickte, wurde ich zu meiner unbeschreiblichen Freude ein Schiff in einer ziemlichen Entfernung gewahr. Ich gab Zeichen, die Schiffer wurden mich gewahr und verstanden mich. Der Capitain schickte ein Boot nach der Insel ab, ich stieg ein und wurde auf das Schiff gebracht.

Wie groß meine Freude war, kann ich niemanden beschreiben; schon schmeichelte ich mir mit dem Gedanken an die Rückkehr in mein Vaterland; aber leider hatte das Schicksal meinen Mühseligkeiten noch kein Ziel gesetzt. Gegen Abend erhob sich ein schrecklicher Sturm, welcher meine schönsten Hoffnungen in ihrem Keime vernichtete und meinen Augen nichts als neue Gefahr und neues Unglück zeigte. Die Schiffsleute, ein abergläubisches Volk, sahen mich als die Ursache dieses Sturms an. Sie bildeten sich ein, daß mich der Zorn des Himmels um irgend eines Verbrechens willen verfolgte, und daß sie um meinetwillen mit diesem entsetzlichen Ungewitter heimgesucht würden. Nach einiger Berathschlagung beschlossen sie endlich, mich über Bord zu werfen, und, wie sie meynten, durch dieses Opfer die Wuth der empörten Elemente zu besänftigen. Ehe sie aber Zeit

gewannen, diesen grausamen Entschluß ins Werk zu setzen, stürzte eine furchtbare Welle über das Schiff her, und begruh es mit der sämmtlichen Mannschaft in den Fluthen. Ich war so glücklich, mich eines zerbrochenen Bretes zu bemächtigen, das mich über den Wellen erhielt, bis es die Vorsehung für gut fand, den Sturm schweigen zu lassen: worauf ich zu meiner großen Freude glücklich und wohlbehalten an das Land getrieben wurde.

Als ich mich hier ein wenig erholt hatte, bemerkte ich, daß mich der Zufall an ein sehr reizendes Eyland getrieben hatte. Ich trocknete meine Kleider an der Sonne und machte mich auf den Weg, um eine Wohnung aufzusuchen. Noch war ich nicht lange gegangen, als ich einen alten Mann an dem Fuße eines Baumes sitzen sah. Als er mich erblickte, stand er auf und bat mich mit vieler Höflichkeit, in seinem Hause einzusprechen, wo ich herzlich willkommen seyn sollte. Er verlangte nichts weiter von mir, als daß ich ihm erzählen möchte, wie ich auf die Insel gekommen wäre. Mit Freuden erfüllte ich seinen Wunsch und wurde von ihm in sein Haus geführt. Hier nahm ich ein reichliches Mahl ein und begab mich zu Bette; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich früh Morgens

erwachte und den alten Bösewicht auf meinen Schultern sitzen sah. Er hatte seine Beine fest um meinen Hals geschlungen und drückte mich so gewaltig, daß ich beynahe erstickt wäre. Ich befühlte seine Beine, sie waren wie Leder. Nun erst wurde ich inne, daß ich in die Hände des boshaften Volkes gefallen war, das sich ein Geschäfte daraus macht, unbefangene Fremde in ihre Schlingen zu locken. Es wird genug seyn, mein Gebieter, dir zu sagen, daß ich die grausamste Behandlung erlitt, bis dich der Himmel zu meiner und meiner Unglücksgefährten Erlösung hierher sendete.

Als Mitra Chandra seine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn Kamarupa auf das zärtlichste und beyde Freunde baten den Himmel, sie in Zukunft nicht mehr zu trennen. Nach einem kurzen Verzug traten sie gemeinschaftlich ihre Reise nach Serendib an, und reisten mehrere Tage, ohne daß ihnen etwas merkwürdiges begegnet wäre. Eines Tages setzten sie sich an dem Fuße eines hohen Berges, an den Rand einer frischen Quelle nieder, die in sanften Krümmungen den Berg herabfloß. Während sie hier saßen, um sich von ihrer Ermüdung zu erholen, hörten sie plötzlich eine Menschenstimme in ihrer Nähe.

Sie standen auf, sahen sich um, aber erblickten nichts, bis sie endlich auf einem nahen Baume einen Vogel von der Größe eines Papageyen gewahr wurden, der mit dem schönsten und glänzendsten Gefieder prangte und die sanftesten Melodien aus seiner Kehle wirbelte. Kaum erblickte sie der Vogel, als er den Baum verließ, zu Kamarupa flog und sich auf seine Schulter setzte. Dem Prinzen freute die Aufmerksamkeit des Vogels, er nahm ihn auf seine Hand und sagte zu ihm: „Schöner Vogel, wie kommt es, daß du so viele Liebe und Zärtlichkeit gegen einen Unglücklichen zeigest, den die Pfeile des Schicksals so tief verwundet haben? und warum schallen so eindringende und zärtliche Töne aus deiner Kehle?“ Der Vogel antwortete dem Prinzen unverzüglich mit folgenden Worten: „Du hast bis jetzt die Widerwärtigkeiten des Schicksals erfahren und die bittere Schale der Leiden bis auf die Hefen geleert; es geziemt dir nun gutes Muthes zu seyn. Laß dein Vertrauen auf die göttliche Weisheit nicht sinken, sondern verlasse dich auf die Güte des Himmels und du wirst sicherlich deine Wünsche erfüllt sehn. Wenn Du diesen Rath befolgest, so wird endlich auf die Nacht des Kummers und der Angst das lachende Morgenroth der Zufriedenheit und des Glückes folgen.“

Der

Der Prinz und sein Begleiter erstaunten über die Reden des Vogels. Der Inhalt derselben und die Sonderbarkeit der Sache überhaupt setzte sie in ein tiefes Nachdenken, in welchem sie die Erscheinung eines alten Mannes unterbrach, der den Vergnügungen und Lockungen der Welt für das höhere Vergnügen, den Rest seiner Tage der Einsamkeit und der Anbetung Gottes zu widmen, entsagt zu haben schien. Dieser Derwisch, dessen ganzes Ansehn Frömmigkeit und Gottseligkeit zeigte, hatte an dem Rande des Baches eine kleine Hütte und kam jetzt herab, ein Gefäß mit Wasser zu füllen. Da er zwey Männer an dem Ufer sitzen sah, ging er auf sie zu, grüßte sie mit vieler Höflichkeit und erkundigte sich, warum sie diese einsame Gegend besucht hätten. Kamarupa antwortete ihm, sie wären unglückliche Reisende, die sich hier von der Müdigkeit und Hitze erholen wollten, und hätten sich vorgenommen ihre Reise mit Tagesanbruch weiter fortzusetzen. Der alte Derwisch sagte ihnen, die ganze Gegend rund umher sey unbewohnt; in einer weiten Strecke sey seine Hütte die einzige; wenn sie in dieser die Nacht über vorlieb nehmen wollten, so sollten sie ihm herzlich willkommen seyn. Die Reisenden nahmen sein freundliches Anerbieten dankbarlich an; sie

traten hinein und der Derwisch verließ sie einen Augenblick, um Früchte zum Abendmahle herbeyzuholen.

Während der Abwesenheit des Derwisch, bemerkte Kamarupa, daß der Papagey eifrig beschäftigt war, mit seinem Schnabel ein kleines Streifchen rother Seide, das an seinem Fuße befestigt war, loszupicken. Der Prinz kam ihm zu Hülfe, faßte ihn sanft bey dem Beine und lößte das seidene Streifchen ab. Kaum war dieß geschehn, als der Papagey die Gestalt eines Mannes annahm, dem Prinzen und seinem Begleiter zu Füßen fiel, und ihnen sagte, daß er ihr alter Freund und Begleiter Budea Chaund Pundit sey. Beyde erkannten ihn sogleich, und, erstaunt über diese wunderbare Erscheinung, dankten sie dem Himmel für ein so erfreuliches und unerwartetes Zusammentreffen; hierauf ersuchten sie ihren wiedergefundenen Freund, ihnen zu erzählen, durch welches Wunder er in einen Vogel verwandelt worden wäre. Dieser fing hierauf die Erzählung seiner Abentheuer mit folgenden Worten an:

„Als es dem Himmel gefiel, theuerster Freund und Gebieter, unser Schiff zu zertrüm-

trümmern, bemächtigte ich mich glücklicher Weise eines abgerissenen Bretes, auf welches ich mich setzte. In dieser traurigen Lage war ich drey Tage lang ein Spiel der Wellen, die mich hin und her warfen, so daß ich oft alle Hofnung der Rettung verlohr und mich gänzlich in den Willen des Himmels ergab. Am dritten Tage wurde endlich mein Bret an das Land getrieben und ich sah mich, zu meiner eignen Verwunderung von den Schrecknissen des Todes gerettet.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf die Erde gesetzt, als ich von Hunger und Durst entkräftet zu Boden sank, wo ich geraume Zeit lag, ehe ich wieder so viel Kräfte sammelte, um aufzustehn und etwas Nahrung zu mir zu nehmen. Nachdem dieses endlich geschehn war, ging ich landeinwärts und erblickte bald eine Umzäunung mit ofner Thüre. Ich trat hinein und fand einen reizenden Garten, voll der schönsten Fruchtbäume, und von dem reinsten und frischesten Wasser durchströmt. Mitten in demselben sah ich ein Sommerhaus von ausnehmender Schönheit. Ich ging darauf zu und, weil ich auch hier die Thüre offen fand, trat ich hinein. Die köstlichsten Teppiche bedeckten den Fußboden und alles rund umher war mit der ver-

schwenderischten Pracht geschmückt. In der Mitte desselben stand ein goldner Thron, auf welchem vielerley prächtige Gewänder lagen. Nahe bey demselben war eine Tafel gedeckt und mit den ausgesuchtesten Speisen und Früchten aller Art besetzt. Der langwierige Hunger, den ich ausgestanden hatte, machte mir diesen Anblick doppelt reizend, und der Geruch der Speisen weckte meinen Appetit so sehr, daß ich beschloß, mich an dieser Tafel zu sättigen, was auch immer die Folgen seyn möchten. Ich verrichtete mein Tischgebet, setzte mich nieder und hielt eine gute und reichliche Mahlzeit. Ich kann nicht sagen, daß ich ganz mit freyem Herzen aß; ich war begierig zu wissen, wem dieser erhabene Sitz angehörte und warum er wohl leer stehen möchte. Bisweilen glaubte ich zu träumen; dann kam mir alles wieder wie ein Werk der Zauberey vor.

Nachdem ich mich satt gegessen hatte, fiel ich in Schlaf. Als ich erwachte, sah ich in einiger Entfernung von mir ein altes, überaus häßliches und widriges Weib. Sie näherte sich mir mit langsamen Schritten, setzte sich dann neben mich und schielte mich eine zeitlang mit verliebten Blicken an. Als sie dieses Spiel eine zeitlang ohne Erfolg getrie-

trieben hatte, fragte sie mich: Was für ein günstiger Zufall mich in ihren bezauberten Pallast geführt hätte, den sie mir, wie sie hinzusetzte, schenken wollte, wenn ich ihre Zärtlichkeit vergelten würde. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß mir bey diesem Antrage die Haare zu Berge standen; aber leider sah ich, daß ich in die Hände einer Zauberin gefallen war, aus denen mich vielleicht nichts anders retten konnte, als daß ich ihrem Verlangen Genüge leistete. Ich machte also aus der Noth eine Tugend und sagte ihr, mit beklommenen Herzen, daß ich sie liebte.

Nach Verlauf einiger Tage sagte mir die alte Hexe, sie müßte mich verlassen, um ihrem Vater und ihrer Mutter einen Besuch zu machen, die in einiger Entfernung von der Insel lebten. Sie mochte wohl bemerkt haben, wie wenig aufrichtig meine Liebkosungen waren, und um also meine Flucht zu hindern, band sie mir diesen Streifen von rother Seide um das Bein, wodurch ich sogleich in einen Vogel verwandelt wurde. Hierauf nahm sie mich auf die Hand, führte mich durch die Luft und brachte mich in den Pallast zweyer boshaften Genien, welche ihre Eltern waren.

Dieser Pallast schien ein Wunder der Kunst. Er war von Gold und Silber erbaut; die Wände waren mit Smaragden, Diamanten und andern Edelsteinen übersäet; der Hof war mit einer Platte gediegenen Goldes gepflastert. Der böse Genius saß auf einem Throne und seine Gemahlin neben ihm. Diese war, wo möglich, noch ungestalteter und häßlicher als ihre Tochter. Rund um sie her standen dienende Geister von so fürchterlicher Gestalt, daß mein Herz bey ihrem Anblick erbebte. Da die Zauberin meine Furcht bemerkte, redete sie mir zu und sagte: ich sollte mich in Acht nehmen, denn wenn ihre Eltern gewahr würden, daß ich ein Mensch wäre, würden sie mich zuverlässig auffressen. Diese Warnung vermehrte das Schreckliche meiner Lage. Die Hexe näherte sich den beyden Genien auf dem Throne und grüßte sie demüthig; sie erwiederten den Gruß mit großer Zärtlichkeit und erkundigten sich nach der Ursache ihrer langen Abwesenheit. Bald darauf zog ich ihre Aufmerksamkeit auf mich, und sie fragten meine Gebieterin, wo sie den schönen Vogel herbekommen hätte. Die Zauberin antwortete, sie hätte mich auf der Jagd gefangen, und übergab mich, ohne sich in weitere Erörterungen einzulassen, einer ihrer Begleiterinnen, um selbst mit ihrem Vater

ter und ihrer Mutter ein Mahl einzunehmen. Ich bemerkte bald, daß die Sclavin nicht recht auf mich Achtung gab, benutzte die erste Gelegenheit zur Flucht, schwang mich in die Höhe und flog mit unglaublicher Schnelligkeit davon. Mehrere Tage lang setzte ich meine Reise ohne auszuruhen fort, indem ich mich immer des Nachts auf einen Baum niederließ. Endlich brachte mich mein gutes Geschick an diesen Platz, wo ich das Glück hatte, meinen theuersten Fürsten und Herrn anzutreffen, um durch ihn meine Freyheit wieder zu erlangen.

Als Budea Chaund seine Geschichte geendigt hatte, umarmten sich die drey Freunde und vergossen heiße Thränen, indem sie sich gegenseitig zu ihren wundervollen Abentheuern Glück wünschten. Während dieser Scene kehrte der alte Derwisch zurück. Er war nicht wenig erstaunt, statt der zwey Gäste, die er verlassen hatte, drey zu finden. Er wendete sich deshalb an Kamarupa und fragte ihn, wer dieser dritte Mann sey. Der Prinz antwortete: „Der Mann, den du vor dir siehst, ist derselbe Vogel, den du auf meiner Hand hast sitzen sehn. Der Derwisch erstaunte noch mehr über diese Antwort, und bat seinen Gast ihm die Ursache dieser ausser-

ordent-

ordentlichen Verwandlung zu erzählen, worauf der Prinz folgendermaaßen zu reden anhob:

„Wisse, heiliger Derwisch, daß ich der einzige Sohn des Rajah Peti, des Königs von Ude, bin. Mein Vater hatte lange Zeit ohne Erben gelebt, bis endlich ein frommer Mann, der aus fernen Landen kam, auf sein Ersuchen die Gottheit erweichte. Mein Vater sah seinen Wunsch erfüllt, als meine Mutter Rana Rupa Swarupa von mir entbunden wurde. Aber ach! so unglücklich war die Stunde meiner Geburt, und so widerwärtig hat sich das Schicksal gegen mich gezeigt, daß ich wünschen möchte, der Himmel hätte die Gebete des Derwisches nicht erhört.

Als der Derwisch diese Erzählung hörte, fiel er dem Prinzen um den Hals, umarmte ihn auf das zärtlichste und sagte: „Geliebter Prinz, du siehst in mir den nämlichen Derwisch, durch dessen Gebete der Himmel erweicht wurde. Sey gutes Muthes und spare dich für bessere Zeiten auf; denn sey versichert, daß du endlich die Erfüllung deiner Wünsche erhalten wirst.“

Kamarupa erwiederte die Freundschaft des Derwisches mit freudigem Herzen,

und

und erzählte ihm die Abentheuer seines Begleiters Mitra Chandra und auf welche wunderbare Weise ihr zweiter Gefährte Budea Chaund wieder mit ihnen vereinigt worden sey. Hierauf brachten sie alle einmüthig dem Himmel ihren Dank, der sie noch einmal, auf eine so unverhoffte Weise vereinigt hatte.

Nachdem sich die drey Freunde einige Zeit bey dem Derwisch aufgehalten hatten, beschlossen sie ihre Reise weiter fortzusetzen. Beym Abschied machte Gyan Acharya dem Prinzen ein Geschenk mit einer Seltenheit, die in der Sprache der Hindus Sungi Parus heißt, und aus einem Steine besteht, welcher die Kraft hat, alles Eisen, das er berührt, in Gold zu verwandeln. Kamarupa nahm das Geschenk mit Dankbarkeit an. Auch Mitra Chandra und Budea Chaund händigten ihm ihre Schätze ein: Dieser den rothen seidenen Streifen, jener die Haare, die er von dem Genius bekommen hatte.

Sie nahmen nun zärtlichen Abschied von dem Derwisch und setzten ihre Reise fort. Nach Verlauf einiger Tage kamen sie nach Dwaraka, einem berühmten heiligen Ort der

Hin-

Hindus, wohin jährlich eine große Menge von Pilgrimen wandert, um sich von ihren Sünden zu reinigen. Hier beschloß Kamarupa eine zeitlang mit seinen Begleitern zu verweilen, um Nachrichten von seiner Geliebten, der schönen Kamalata, und von seinen noch übrigen Freunden einzuziehn.

Hier wollen wir ihn eine zeitlang verlassen, um uns nach Dhanwantari Tubil umzusehen, der auf der Reise nach Serendib mit dem Prinzen Schiffbruch litt.

Als das Schiff in Trümmern ging, hatte Dhanwantari das Glück, ein Bret zu ergreifen und sich auf dasselbe zu retten. Nachdem er eine zeitlang mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Meer geführt worden war, erblickte er in der Ferne etwas schwarzes und entdeckte endlich zu seiner großen Freude, daß es ein Schiff war. Er gab einige Zeichen und wurde wirklich von dem Schiffsvolke bemerkt, welches ein Boot zu seiner Hülfe abschickte, worauf er zu dem Schiffe gelangte und freundlich in dasselbe aufgenommen wurde.

Der Besitzer des Schiffes war ein reicher Kaufmann, Nahmens Dhunada, der

sich sogleich des Fremdlings annahm und ihm Erfrischungen reichen ließ. Als er sah, daß er sich etwas erholt hatte, fragte er ihn, durch welchen unglücklichen Zufall er in diese traurige Lage gekommen wäre. Dhanwantari erzählte ihm seine Geschichte, worauf ihn der Kaufmann nach seinem Nahmen und Stande fragte. Jener erwiederte: Er sey ein Bramine und Arzt. Hierauf sagte der Kaufmann: „Ich habe einen einzigen Sohn, einen vortrefflichen Jüngling, der an einer heftigen Krankheit darnieder liegt. Alle angewandten Mittel sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Wenn ihn deine Kunst wieder herstellt, so kannst du auf meine Dankbarkeit rechnen." Dhanwantari antwortete, daß es ihm die größte Freude machen würde, einem Manne, dem er so sehr verpflichtet wäre, einen Dienst zu leisten; und wurde in die Cajüte des jungen Menschen geführt. Als er ihm den Puls gefühlt hatte, wendete er sich an Dhunada und sprach ihm Muth ein: er hoffe, sagte er, mit Hülfe der Vorsehung, die Gesundheit seines Sohnes in kurzem wieder herzustellen. Der Kaufmann war sehr erfreut, und in der That zeigten sich Dhanwantari's Mittel so wirksam, daß der Kranke in wenigen Tagen seine Gesundheit und Stärke wieder erlangte. Jetzt wollte

Dhunada seine Dankbarkeit durch reichliche Geschenke an den Tag legen, aber Dhanwantari lehnte bescheidentlich alle Belohnung ab und sagte: „Er habe kein Geld noch Geldeswerth nöthig und Dhunada's Freundschaft bezahle ihm reichlich die geleisteten Dienste. Jedermann lobte Dhanwantari's uneigennützige Gesinnungen, und er wurde bald der Freund und Liebling der ganzen Mannschaft. So lange er sich auf dem Schiffe befand, machte er es sich zur Pflicht, alle Kranken zu bedienen, und seine große Geschicklichkeit stellte sie insgesammt wieder her.

Eines Tages fragte Dhanwantari den Kaufmann, der jetzt mit ihm durch die festesten Banden der Freundschaft und Liebe verbunden war, wohin denn eigentlich seine Reise ginge? Jener antwortete: „Er hätte Waaren in Bengalen geladen und führte sie nach Serendib, seinem Vaterlande. Bey dieser Nachricht gerieth Dhanwantari vor Freuden ausser sich, weil er nun hoffte, von seinem geliebten Freunde Kamarupa Nachricht zu erhalten; aber zu gleicher Zeit strömten ihm bey dem Gedanken an die Möglichkeit, ihn verlohren zu haben, die Thränen über die Wangen herab. Der Kaufmann wunderte

derte sich über diese Wirkung seiner Antwort und fragte ihn, warum er weinte. Er antwortete: „Ich habe einen geliebten Bruder, der vor einiger Zeit eine Reise nach Serendib machte, und es ist lange her, daß ich keine Nachricht von ihm habe. Dieß war die Ursache, warum ich die Reise unternahm, auf welcher ich Schiffbruch gelitten habe.“

Der Kaufmann sprach ihm Muth ein und erzählte ihm, daß der Rajah der Insel, Chitra Peti sein guter Freund und Gönner sey; er wollte sogleich nach seiner Ankunft ihn bey dem Rajah einführen, und es sollten alle nur möglichen Anstalten getroffen werden, seinen Bruder aufzusuchen. Dhanwantari dankte dem Kaufmanne für seine Güte und in kurzem langte das Schiff zu Serendib an. Der Kaufmann nahm seinen Freund mit sich in sein Haus, und nach Verlauf weniger Tage, nachdem er sich von der Reise erholt hatte, begab er sich in den Pallast des Rajah, um die Waaren auszulegen, die er von Bengalen mitgebracht hatte.

Als sie in dem Pallaste ankamen, fanden sie den Rajah von einer Menge von Aerzten umgeben, die sich unter einander berathschlagten. Der Fürst bemerkte den Kaufmann,

gebot ihm näher zu kommen, und nachdem er ihm zu seiner Rückkehr herzlich Glück gewünscht hatte, nahm er seine Seltenheiten in Augenschein. Unterdessen benutzte Dhunada die Gelegenheit, die Diener zu fragen, warum hier eine so große Menge von Aerzten versammelt wäre. Sie erzählten ihm, daß die Prinzessin Kaan Lettau, die einzige Tochter des Rajah, seit geraumer Zeit kränkelte, und daß alle Mittel unwirksam geblieben wären. Der Rajah hätte deshalb die Aerzte zusammen kommen lassen, um zu sehn, ob ihm vielleicht ihre vereinte Kunst seine Tochter erhalten könnte. Sie hätten nun schon einige Tage zusammen gesessen, aber die Prinzessin befände sich noch eben so schlecht als zuvor.

Da der Kaufmann dieses hörte, trat er zu dem Rajah und sagte ihm, er hätte einen jungen Arzt von großer Erfahrung und vieler Geschicklichkeit mitgebracht. Dieser Mann habe ihm seinen einzigen Sohn, bey welchem kein Mittel hätte anschlagen wollen, erhalten und vom Tode in das Leben zurückgerufen. Er wäre in seinem Herzen überzeugt, daß, wenn sein Freund die Erlaubniß bekäme, der Prinzessin aufzuwarten, er sie aller Wahrscheinlichkeit nach, unter Gottes Beystand,

wieder herstellen würde. Der Rajah meynte, es komme auf einen Versuch mehr nicht an, und erlaubte dem Kaufmanne, den jungen Arzt, den er mit so vieler Wärme empföhle, den andern Tag mitzubringen, zugleich befahl er den andern Aerzten, sich auch einzufinden. Dhunada kehrte vergnügt nach Hause zurück, erzählte seinem Freunde, was sich ereignet hatte, und bat ihn, den folgenden Tag mit in den Pallast zu kommen.

Die Erzählung des Kaufmanns erweckte in Dhanwantari's Gedächtniß das Andenken an den merkwürdigen Traum seines geliebten Herrn und Freundes, des Prinzen Kamarupa, und die Aehnlichkeit der Umstände brachte ihn auf die Vermuthung, daß die einzige Tochter des Rajah niemand anders sey als die Prinzessin Kaan Lettau, um derentwillen der Prinz seine unglückliche Reise unternommen hatte. Er sagte hierauf zu seinem Freunde, er möchte gutes Muthes seyn, denn er wäre überzeugt, daß ihm die Kur gelingen würde. Den folgenden Tag führte Dhunada den Fremdling in dem Pallaste ein und stellte ihn dem Rajah vor, der sogleich die Aerzte zusammenrief und ihnen befahl, den neuen Ankömmling zu prüfen und seine Kenntnisse zu untersuchen. Sie ge-

horchten, und ihr Bericht fiel dahin aus, daß er in seiner Kunst ein vollkommener Meister sey. Der Rajah befahl hierauf dem Hauptmanne der Verschnittenen, Dhanwantari in den Harem zu führen und ihn der Prinzessin vorzustellen. „Er möchte, setzte er hinzu, kein Mittel seiner Kunst unversucht lassen, um die Krankheit seiner unglücklichen Tochter zu heilen.“

Als Dhanwantari in den Harem kam, zog ihn Kaum Kullau, die vertrauteste Freundin der Prinzessin auf die Seite und sagte ihm, die Krankheit ihrer Gebieterin läge mehr in dem Gemüthe als im Körper, und seine Kunst würde in diesem Falle schwerlich viel ausrichten. Dhanwantari fand diese Bemerkung gegründet. Er kehrte, nach dem ersten Besuche, zum Rajah zurück, und sagte ihm, daß, wenn er ihm erlauben wollte, der Prinzessin mehrmals aufzuwarten, er sie in kurzem von ihrer Krankheit zu heilen hoffe. Der Rajah freute sich sehr über das gute Zutrauen, das der fremde Arzt zeigte, befahl den andern Aerzten sich zu entfernen und überließ seine Tochter gänzlich der Vorsorge und Bedienung Dhanwantari's.

Während dieser Zeit erhielt der Rajah Nachricht, daß ein Fremder mit einer Bothschaft

LB Coburg

schaft von dem Rajah von Ceylon an ihn angekommen sey, sich aber so krank befände, daß er sich seines Auftrages nicht in Person entledigen könnte. Der Rajah ertheilte also Befehl, daß Dhanwantari den Fremden besuchen und für seine Wiederherstellung Sorge tragen sollte. Dieser gehorchte und erkannte in dem Fremden, zu seinem großen Erstaunen, seinen alten Freund und Reisegefährten, den Mahler Chitra Mana. Er bat seine Begleiter sich zu entfernen, und als er allein mit seinem Freunde war, umarmte er ihn auf das zärtlichste und fragte ihn, ob er seinen Dhanwantari noch kennte? Chitra Mana sah ihn aufmerksam an und erkannte ihn. Seine Krankheit war nicht gefährlich. Als ihn Dhanwantari wieder hergestellt hatte, fragte er ihn, warum ihn der König von Ceylon hierher geschickt hätte und wie er aus dem Schiffbruche gerettet worden wäre? Hierauf fing der Mahler Chitra Mana seine Erzählung folgendermaaßen an:

„Als die Wellen das Schiff zertrümmerten, bemächtigte ich mich glücklicher Weise eines Bretes, an das ich mich so fest als möglich hielt, und wurde in dieser Lage eine geraume Zeit von den wüthenden Wellen umher-

geworfen, so daß ich jeden Augenblick meinem Tode entgegen sah. Ich war ruhig für mich selbst, denn ich hatte mich ganz in den Willen des Himmels ergeben; aber der Gedanke an unsern theuren Prinzen und an unsere schreckliche Trennung erfüllte mein Gemüth mit Besorgniß und Kummer. Es gefiel dem großen Regierer der Welt nach drey Tagen und Nächten, daß das Bret, auf welchem ich saß, von den Wellen an das Ufer getrieben wurde. Ich erreichte das Land, aber ich war so schwach, daß ich mich kaum von dem Brete losmachen konnte. Nach und nach fanden sich indeß meine Kräfte wieder ein und ich machte mich auf, Nahrung zu suchen. Noch war ich nicht weit gegangen, als der Anblick eines viereckigten Gemäuers meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich nahm meinen Weg nach demselben hin und da die Thüre offen stand, trat ich hinein und sah, daß ich mich in einem reizenden Garten befand, der voll an Fruchtbäumen war und von den reinsten Bächen durchschnitten wurde. In diesem Aufenthalte der Ueppigkeit und Freude überschattete die schlanke Fichte und die erhabene Cypresse das niedrige Buschwerk; und ein reizendes Gemische von Rosen, Hyazinthen und andern Blumen erfüllte die Luft mit einem erquickenden Wohlgeruche.

In der Mitte erhob sich ein schönes Sommer=haus, wo ich nach Herzenslust ausruhte, bis ich Lust zum Schlafen bekam. Ich warf mich an dem Fuße einer schlanken Cypresse nieder und genoß einer erquickenden Ruhe. Als ich erwachte, sah ich den Aufseher des Gartens neben mir stehn. Er fragte mich nach meinem Nahmen und wie ich hierher gekommen wäre. Ich erzählte ihm die Geschichte meines Schiffbruches und beschloß mit der Bitte, mir zu sagen, wohin mich der Zufall geführt hätte und wem dieser Garten gehörte. Der Gärtner antwortete: „Junger Fremdling, das Schicksal hat dich auf die Insel Ceylon geworfen, in das Land des Rajah Peti, welcher gegenwärtig über uns herrscht. Dieser Garten gehört ihm an und ist sein liebster Aufenthalt, den er oft besucht, um der Luft zu genießen und die erfrischenden Düfte dieses reizenden Ortes einzusaugen. Ich bin sein oberster Gärtner und ich werde mich glücklich achten, wenn du mein Haus mit deiner Gegenwart beehren willst.“

Ich nahm diese freundschaftliche Einladung mit Vergnügen an, und der Gärtner führte mich sogleich in sein Haus, welches eine reinliche Hütte in einem Winkel des Gartens war. Er bereitete mir ein reichliches Mahl

und wir brachten den Abend mit angenehmen Gesprächen zu. Den andern Morgen ging mein Wirth, seiner Gewohnheit gemäß, an die Arbeit, und ich ergötzte mich, bald im Garten spatzieren zu gehen, bald in dem Sommerhause auszuruhn. So verstrichen einige Tage höchst angenehm, während deren ich mich, in Ermangelung eines andern Zeitvertreibs, mit Mahlen und Zeichnen beschäftigte. Eines Tages hatte ich an die Thüre des Sommerhauses die ganze Geschichte meines Herrn und Freundes Kamarupa, von der Zeit an, wo er den merkwürdigen Traum auf dem Jagdhause hatte, bis auf den Augenblick unsrer unglücklichen Trennung gezeichnet. Ich hatte zu gleicher Zeit alle seine Begleiter und Freunde, deren Züge meinem Gedächtnisse vollkommen gegenwärtig waren, abgebildet und die Arbeit war mir sehr gut gelungen. Als ich damit fertig war, trug es sich zu, daß Rajah Peti in dem Garten spatzieren ging, und die Gemählde an der Thüre des Sommerhauses sah. Sie gefielen ihm wohl und er fragte den Gärtner, von wem sie herrührten? Der Gärtner, welcher die Zeichnungen vorher nicht bemerkt hatte, wußte nicht, was er antworten sollte, und suchte sich zu entschuldigen, indem er dem Fürsten versicherte, daß niemand ohne seine Erlaub-

niß

niß in den Garten zu gehen wagte und daß die Gemählde also zu der Zeit müßten gemacht worden seyn, da das Sommerhaus ausgebaut worden wäre. Die Neugierde des Rajah wurde hierdurch nur noch mehr erregt; er wurde zornig und sagte dem Gärtner in einem drohenden Tone, daß, wenn er den Urheber dieser Zeichnungen vor Morgens nicht ausfindig machte, er zuverlässig die Wirkungen seines Zornes fühlen sollte.

Der arme Gärtner kam am Abend bestürzt nach Hause und erzählte mir die ganze Geschichte. Er setzte hinzu, daß, da es ihm ganz unmöglich wäre, den Urheber der Gemählde ausfindig zu machen, ihm gewiß eine harte Züchtigung bevorstände. Ich sagte ihm hierauf, er sollte nur gutes Muthes seyn und sich nicht länger grämen: ich hätte die Figuren gezeichnet und er möchte dieß dem Rajah sagen. Zu gleicher Zeit wies ich ihm meinen Pinsel und die Farben, um ihn von der Wahrheit meiner Versicherung zu überzeugen. Der alte Mann war über diese Entdeckung sehr vergnügt. Er schloß mich in seine Arme, führte mich am andern Morgen zu dem Rajah und stellte mich ihm als den Mann vor, der die Figuren an die Wand des Sommerhauses gemahlt hätte. Der Rajah verlangte

sogleich zu wissen, wer ich wäre und woher ich käme. Ich antwortete ihm, ich wäre aus der Provinz Ude in Hindostan; wäre ein Mahler von Profession und hätte in dieser Kunst einige Fertigkeit erlangt. Er fragte mich hierauf, ob ich ihn wohl abmahlen könnte? und da ich ihm meine Bereitwilligkeit zeigte, befahl er mir, mich sogleich an die Arbeit zu machen. Diese gelang mir so gut, daß er mir eifrig anlag, in seine Dienste zu treten, mir eine ansehnliche Besoldung aussetzte und mir so viele Sclaven als ich brauchte, zur Bedienung gab. Von dieser Zeit an wurde ich ihm täglich lieber und er setzte so viel Vertrauen auf mich, als ob ich der erste Mann in seinem Reiche wäre.

Eines Tages sagte mir der Rajah, er hätte schon längst einen Gesandten an seinen Freund und Bundsgenossen, den König von Serendib, schicken wollen; er hielte deshalb mehrere kostbare Geschenke in Bereitschaft, habe aber bis jetzt noch niemanden finden können, dem er dieses Geschäfte hätte anvertrauen mögen. Seit er mich habe kennen lernen, sey er hierüber nicht mehr in Verlegenheit, und er bäte mich also, den Auftrag zu übernehmen. Ich willigte sogleich ein, in der Hoffnung, zu Serendib einige Nachrichten von meinem

Herrn

Herrn und Freunde Kamarupa einzuziehen. Ich reiste kurz darauf ab und die Krankheit, die mich bey meiner Ankunft zu Serendib befallen hat, ist glücklicher Weise ein Weg geworden, einen theuern, für verlohren geachteten Freund wieder zu finden. Jetzt, da ich dir meine Geschichte erzählt habe, bitte ich dich, mir zu sagen, wie du hierher gekommen bist, und was sich überhaupt seit unserm unglücklichen Schiffbruche mit dir zugetragen hat.

Dhanwantari erzählte ihm hierauf die ganze Geschichte seiner Abentheuer von der Zeit an, wo sie getrennt worden waren. Er sagte ihm, daß auch er gehofft hätte, zu Serendib Nachrichten von ihrem gemeinschaftlichen Freunde zu erhalten, daß er aber bis jetzt auch nicht die kleinste Spur von ihm habe bekommen können. Er setzte hinzu, der Rajah ist mein Freund und hat mich zum Arzte seiner einzigen Tochter, der Prinzessin Kaan Lettau, bestellt, um derentwillen unser Freund die gefährliche Reise unternommen hat. Chitra Mana ermahnte seinen Freund, durch alle nur möglichen Mittel, die in seiner Gewalt ständen, der Prinzessin ihr Geheimniß abzulocken; denn er hätte gehört, daß sie sich im Traume in einen schönen

jungen Prinzen verliebt hätte, und er zweifelte nicht, daß dieser Prinz ihr Freund Kamarupa sey.

Sie kamen überein, die erste Gelegenheit, die sich ihnen darbieten würde, zu benutzen, und wenn sie sich in ihrer Erwartung betrogen fänden, Serendib zu verlassen und den Prinzen aufzusuchen. Das nächstemal also, wo Dhanwantari der Prinzessin aufwartete, sagte er zu ihrer Vertrauten, daß er eine geheime Unterredung mit der Prinzessin zu haben wünschte, weil er ihr eine Sache von großer Wichtigkeit zu entdecken hätte. Kaum Kullau gab ihrer Gebieterin hiervon Nachricht, die in das Verlangen des Arztes einwilligte und sogleich Befehl gab, daß sich jedermann, ihre Freundin ausgenommen, entfernen sollte. Als dieses geschehen war, sagte Dhanwantari zu der Prinzessin, er hätte ihre Krankheit lange und sorgfältig beobachtet, und er wäre überzeugt, daß sie nicht sowohl aus physischen Ursachen, sondern aus einem geheimen Kummer entspränge, und er bäte sie deshalb inständig, ihm das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren. Die Prinzessin ließ sich durch diese Bitte bewegen, und erzählte ihm ihren ganzen merkwürdigen Traum, und wie sie sich in den

Prin=

Prinzen Kamarupa verliebt habe. Sie setzte hinzu, sie hätte seit jenem unglücklichen Augenblicke keine Ruhe gehabt, und beschloß mit der Bitte, er möchte ihr Leben und ihre Ehre schonen und das, was sie ihm erzählt hätte, nicht weiter bekannt machen. Dhanwantari versprach ein unverletzliches Stillschweigen, und daß er alles thun wollte, was in seinen Kräften stände, um den Prinzen wieder zu finden. Nach dieser Unterredung verließ er die Prinzessin und begab sich zu seinem Freunde Chitra Mana.

Beyde Freunde kamen jetzt dahin überein, daß Dhanwantari der Prinzessin aufwarten, und ihr rathen sollte, sich eine zeitlang so viel als möglich zu zerstreuen; und unterdessen sollte Chitra Mana eine Arbeit, die er unternommen hatte, aus allen Kräften betreiben. Chitra Mana verfertigte nemlich ein Gemählde, auf welchem er Kamarupa's Traum mit allen kleinen Umständen vorstellte. Als es vollendet war, gab er es dem Arzte, um es der Prinzessin Kaan Lettau zu bringen und die Wirkung desselben zu erwarten. Dhanwantari begab sich mit diesem Gemählde, welches ein Meisterstück der Kunst war, sogleich zur Prinzessin und vertraute es den Händen ihrer

Freun-

Freundin an, die es der Prinzessin vorlegte. Diese bewunderte anfänglich die Schönheit und Vollkommenheit der Arbeit, als aber ihre Augen auf die Figur des Prinzen Kamarupa fielen, sank ihr das Gemählde aus der Hand und sie fiel mit einem lauten Schrey auf die Erde. Ihre Damen, erschrocken über diesen unerwarteten Zufall, brachten sie auf ihr Bette und besprützten sie mit Rosenwasser, wodurch sie endlich wieder zu sich selbst kam. Sie holte einen tiefen Seufzer, stand auf und begab sich mit dem Gemählde in ihr Kabinet, um sich mit dem Anblicke eines Gegenstandes zu trösten, den sie höher als alle ihre Schätze der Erde achtete.

Dhanwantari erfuhr alles dieses von Kaum Kullau und theilte seine Nachrichten dem Mahler Chitra Mana treulich mit. Dieser unternahm nun sogleich ein neues Werk, wo er Kamarupa's Kummer beym Erwachen aus seinem Traume und die Krankheit, in die er gefallen war, zugleich mit den Gestalten seiner sechs Freunde vorstellte. Auch dieses Gemählde überbrachte Dhanwantari der Prinzessin, die ihm ihre große Verwunderung zu erkennen gab, sein eignes Porträt unter den übrigen Gesellschaftern des Prinzen zu finden. Sie bat

ihn zu gleicher Zeit, da er schon so viel zur Linderung ihres Kummers beygetragen hätte, ferner auf diese Weise fortzufahren und ihr, wo möglich, alle Tage eine Arbeit von diesem großen Meister der Kunst zu bringen.

Dhanwantari versprach alles zu thun was er könnte, und gab seinem Freunde von dem Wunsche der Prinzessin Nachricht. Dieser unternahm sogleich ein drittes Gemählde, auf welchem er den Prinzen vorstellte, wie er sich mit seinen Freunden einschiffe, Schiffbruch litt und mit Mitra Chandra auf einem Brete sich rettete. So bald dieses Gemählde fertig war, trug Dhanwantari es zur Prinzessin, die über den Anblick desselben noch mehr als über die beyden ersten erstaunte. Sie hatte gar wohl errathen, daß dieses etwas mehr als bloße Erdichtungen wären, und rief deshalb ihre Freundin Kaum Kullau zu sich und bat sie, zu dem Arzte zu gehen und sich bey ihm nach der Bedeutung und dem Sinne des letzten Gemähldes zu erkundigen. Es wäre ihr nicht unbemerkt geblieben, setzte sie hinzu, daß sich das Portrait des Arztes unter den übrigen befände, und sie wünschte, daß Dhanwantari bey seinem nächsten Besuche den Mahler mit zu ihr bringen möchte.

Die schöne Kaum Kullau befolgte den Befehl ihrer Freundin, ging zu dem Arzte und bat ihn, sogleich mit dem Mahler zu der Prinzessin zu kommen. Sie gehorchten, und Kaan Lettau bat den Arzt, ihr das ganze Geheimniß ohne Zurückhaltung zu entdecken. Dieß war es nun eben, was Dhanwantari wünschte, und er erzählte ihr die ganze Geschichte des Prinzen Kamarupa von dem Augenblicke an, wo er sich in die Prinzessin verliebt hatte, bis auf den Schiffbruch. Die Prinzessin dankte ihm herzlich für diese rührende Erzählung und alle kamen darinne überein, daß Dhanwantari ferner in Kamalata's Diensten zu Serendib bleiben, seine Freunde aber abreisen müßten, um den Prinzen aufzusuchen. Sollten sie so glücklich seyn, einige Nachricht von ihm zu erhalten, so sollten sie sogleich zurückkehren und es der Prinzessin melden. Zugleich zog sie einen Ring vom Finger und gab ihn dem Mahler, mit dem Auftrage, daß, wenn er so glücklich wäre, den Prinzen zu finden, er ihm diesen Ring als ein Zeichen ihrer Gunst zustellen möchte. Sie sagte ihm hierauf Lebewohl und wünschte seiner Reise einen glücklichen Erfolg; und kurz darauf meldete sie ihrem Vater, daß sie sich durch die Geschicklichkeit des fremden Arztes

tes vollkommen wieder hergestellt fühlte. Dem Rajah machte diese Nachricht ausserordentliche Freude; er befahl eine grose Summe Geldes unter die frommen Männer und die Armen auszutheilen, und belohnte den Arzt mit ansehnlichen Geschenken. Am Hof und in der Stadt wurden auf seinen Befehl, öffentliche Lustbarkeiten angestellt.

Um dieselbe Zeit erhielt Chitra Mana von dem Rajah Erlaubniß zur Abreise, nebst einem Antwortschreiben an den Rajah Gaja Peti und mehrern Geschenken von großem Werthe. Diese übergab er nach seiner Ankunft in Ceylon dem Rajah und bat denselben um die Erlaubniß, eine Reise machen zu dürfen. Er erhielt sie und machte sich ohne Verzug, in der Kleidung eines Fakir, auf den Weg.

Wo er hinkam, erkundigte er sich nach dem Prinzen, aber lange Zeit verstrich, ohne daß er etwas von ihm vernahm. Er wurde endlich ganz muthlos und verlohr fast die Hoffnung, jemals das Ziel seiner feurigsten Wünsche zu erreichen.

Zufälligerweise führte ihn sein Weg nach Dwaraka, die oben erwähnte heilige

Stadt, zu der Zeit, wo die Pilgrime dahin zu kommen pflegen, um sich von ihren Sünden zu reinigen. Hier hoffte er endlich den Prinzen zu finden; aber da er sich auch diesesmal in seiner Hoffnung getäuscht sah, beschloß er einem Leben ein Ende zu machen, das ihm jetzt, ohne die Gesellschaft seines geliebten Prinzen, eine drückende Last war.

Mit diesem Vorsatze begab er sich an das Ufer des Flusses, betete noch einmal herzlich für Kamarupa's Erhaltung und war eben im Begriff, in das Wasser zu springen, als ihn jemand bey den Haaren zurückhielt. Er sah sich um und bat den Fremden, der ihn hielt, ihn nicht in seinem Vorhaben zu stören; das Leben habe keinen Werth mehr für ihn und er sehne sich nach dem Tode. Der Fremde tadelte seine Verzweiflung und verlangte zu wissen, was ihn zu einem so raschen Entschlusse bewogen hätte. „Guter Mann, antwortete er, ich heiße Chitra Mana, und bin ein Mahler aus Ude, der Freund des Prinzen Kamarupa." Der Fremde fragte ihn hierauf, ob er denn in seinem Unglücke einen alten Freund und Gefährten ganz und gar vergessen hätte. Chitra Mana faßte ihn nun schärfer ins Auge und erkannte seinen Freund Mitra Chan-

dra, der ihm so gleich um den Hals fiel und ihn auf das zärtlichste und herzlichste umarmte.

Chitra Mana's erste Frage war jetzt, ob er etwas von dem Prinzen wüßte? worauf ihm Mitra Chandra mit freudiger Miene antwortete, er hätte das Glück gehabt, den Prinzen zu finden und dieser wäre jetzt eben in Dwaraka angekommen, um die nöthigen Reinigungen vorzunehmen. Beyde Freunde eilten nun unverzüglich zu ihrem gemeinschaftlichen Gebieter und freuten sich über das glückliche Ereigniß, das sie mit einander vereinigt hatte.

Als Kamarupa seinen alten Freund Chitra Mana wieder sah, umarmte er ihn mit unbeschreiblicher Freude, hieß ihn willkommen und bat ihn um die Erzählung seiner Schicksale. Chitra Mana zog den Ring der Prinzessin Kaan Lettau aus der Tasche, steckte ihn dem Prinzen an den Finger und bat ihn erst dieses Kleinod zu betrachten, ehe er seine Abentheuer anhörte. Kamarupa erblickte sogleich auf dem Ringe den Nahmen seiner Geliebten, seufzte tief aus dem Innersten seiner Brust, und fiel ohne Bewußtseyn an den Busen seines Freundes. Budea Chaund sprang so gleich

herbey und fragte den Mahler, was er nur gemacht und warum er seinen Herrn so betrübt hätte? Chitra Mana antwortete, der Ring, den er dem Prinzen an den Finger gesteckt hätte, wäre die Ursache von des Prinzen Ohnmacht; er gehöre der schönen Kaan Lettau, und er hätte ihn dem Prinzen, als ein Zeichen ihrer Gunst, mitgebracht. Beyde Freunde wendeten nun die nöthigen Mittel an, den Prinzen wieder in das Leben zurückzurufen und als ihnen dieses gelungen war, nahm er den Ring wieder in seine Hand, drückte ihn an seine Lippen und küßte ihn mit unbeschreiblicher Inbrunst. Dann richtete er seine Augen gen Himmel und ein Strom von Thränen fiel auf das Kleinod, das Unterpfand der Liebe seiner Gebieterin. Als nun das erste Ungestüm der Leidenschaft vorüber war, bat er seinen Freund, ihm zu erzählen, durch welchen ausserordentlichen Zufall er in den Besitz eines so unschätzbaren Kleinodes gekommen sey. Dieser erzählte ihm hierauf die ganze Geschichte von der Krankheit der Prinzessin, von der Entdeckung ihrer Leidenschaft und endlich, daß sie ihm den Ring gegeben und ihm befohlen hätte, den Prinzen aufzusuchen.

Als Chitra Mana seine Erzählung geendigt hatte, redete Kamarupa seinen

Freund

Freund Budea Chaund mit diesen Worten an: „Theuerster Freund, da die Wünsche meines Herzens auf eine so wundervolle Weise erfüllt worden sind, so geziemt es mir, dem Himmel nach Gebühr für diese Wohlthaten zu danken, und ich will fromme und heilige Männer bitten, ihm meinen Dank für die Wiederherstellung meiner Geliebten in ihren Gebeten darzubringen. Da aber mein Vermögen jetzt klein ist, und mir nichts übrig blieb, als der Rubin, den ich an meinem Arme trage, so nimm diesen und verkaufe ihn an den Rajah Pritihi Peti, den Herrn dieses Landes, und was du daraus lösest, gieb den heiligen Braminen, damit sie meinen Wunsch erfüllen und der Vorsehung in meinem Nahmen danken."

Alle gegenwärtigen stimmten in den Vorschlag des Prinzen ein; Budea Chaund nahm den Rubin und begab sich in den Pallast des Rajah, wo er einen der königlichen Bedienten bat, das Kleinod dem Rajah zu zeigen und zum Verkaufe anzubieten. Als dieser den Rubin erblickte, dessen unvergleichlicher Glanz ihn fast blendete, funkelte Freude in seinen Augen und er befahl, seinen Juwelirer Mana Chitra zu rufen, um den Stein zu schätzen. Mana Chitra nahm

ihn in die Hand, besah ihn mit dem größten Erstaunen und befahl, den Eigenthümer des Kleinods herbey zu rufen: Budea Chaund trat herein und der Juwelirer fragte ihn, ob er der Eigenthümer dieses Steines wäre, dessen Schönheit und unschätzbarer Werth ihm vermuthen ließe, daß er irgend einem mächtigen Prinzen angehöre. Budea Chaund antwortete ihm, daß der Nahme des Eigenthümers hier nichts zur Sache thäte; er wünschte zu wissen, ob Rajah Pritihi geneigt sey, den Stein zu kaufen; wo nicht, so bäte er um die Erlaubniß sich entfernen zu dürfen. Der Juwelirer begnügte sich nicht mit dieser Antwort, sondern drang von neuem in Budea Chaund, ihm kein Geheimniß aus der Sache zu machen, worauf dieser endlich sagte, der Rubin gehöre dem Rajah Raj Peti, dem König von Ude, und dieser habe ihm den Auftrag gegeben, ihn zu verkaufen. Mana Chitra antwortete: „Dem ist nicht so; der Rubin gehört dem Prinzen Kamarupa, dem Sohne des Königs von Ude, der ihm denselben bey seiner Geburt an den Arm gebunden hat, mit dem Zusatze, daß ihn sein Sohn, bey seiner Verheirathung den Braminen geben solle. Ich bin ein Diener Kamarupa's, fuhr er fort, und sein Juwelirer, und habe diesen Rubin an dem Arme

des Prinzen gesehn, da er noch klein war."
Budea Chaund fragte ihn hierauf nach seinem Nahmen, und er antwortete, er heiße Manikya Chandra. Indem er dieses sagte, floß ein Strom von Thränen über seine Wangen, denn er erinnerte sich seines geliebten Herrn. Jetzt erkannte Budea Chaund seinen alten Freund und fiel ihm um den Hals. Auch Manikya Chandra erkannte seinen Freund und war unaussprechlich vergnügt, nach so langer Zeit einen aus ihrer Mitte wieder zu sehn. Er erkundigte sich hierauf nach dem Prinzen, und da er hörte, daß er sich gesund und wohl befände, dankte er dem Himmel freudig und mit lauter Stimme für die Rettung seines geliebten Herrn und Freundes.

Der Rajah Pritihi Peti erstaunte nicht wenig über diesen Vorfall, und nachdem er sich nähere Erklärung darüber hatte geben lassen, sagte er zu Budea Chaund, er ließe den Prinzen, seinen Herrn, ersuchen, sich in Zukunft als seinen Gast zu betrachten; und er hoffe die Ehre zu haben, den Prinzen auf eine seinem Range und Stande angemessene Art zu bewirthen. Manikya Chandra bat hierauf den Rajah um die Erlaubniß, den Prinzen vorher auf diesen un-

unerwarteten und glücklichen Vorfall vorzubereiten; eine Erlaubniß, die ihm der Rajah mit dem Zusatze ertheilte, daß er sich selbst das Vergnügen nicht versagen könnte, ihm in kurzem nachzufolgen.

Beyde Freunde machten sich auf den Weg. Als sie sich dem Prinzen näherten, der eben in einem Gespräche mit Mitra Chandra begriffen war, glaubte jener, bey dem Anblick von zwey Männern, daß Budea Chaund vielleicht als ein Räuber ergriffen worden wäre, und daß man nun die Sache näher untersuchen wollte. Aber er wurde bald aus seinem Irrthume gerissen. Manikya Chandra fiel ihm zu Füßen, benetzte seine Hände mit heißen Thränen und sagte ihm, er sey sein treuer Diener und Freund, Manikya Chandra, der Juwelirer. Der Prinz erkannte sogleich seine Züge, hob ihn auf und umarmte ihn auf das zärtlichste, setzte sich dann neben ihn und bat um die Erzählung seiner Schicksale von der Zeit ihrer Trennung an bis auf den glücklichen Augenblick, der sie von neuem vereinigt hätte. Manikya Chandra suchte sich ein wenig zu sammeln und fing seine Geschichte mit folgenden Worten an:

Als die Wellen unser Schiff zertrümmert hatten, führte mir das Glück ein Bret entgegen, dessen ich mich bemächtigte. Drey Tage lang warf mich das ungestüme Meer umher, bis sich der Sturm endlich legte und ich in der Ferne eine Küste erblickte. Ich bot alle meine Kräfte auf, sie zu erreichen, aber immer warf mich die Brandung wieder zurück und ich war zu sehr entkräftet, um meine Absicht zu erlangen.

Während ich mich in diesem Zustande befand, kam ein Löwe von ungeheurer Größe an das Ufer herab und da er mich erblickte, bemühte er sich, meiner habhaft zu werden und mich von dem Brete herabzuziehn. Aber das Wasser war sehr tief und er wagte nicht, in dasselbe herab zu kommen. Meine Angst war in diesem schrecklichen Zeitpunkte größer als ich beschreiben kann; aber endlich gefiel es der Vorsehung, einen Wallfisch zu meiner Rettung zu senden, welcher mitten aus den Wellen hervorsprang und den Löwen unverzüglich angriff. Die beyden Ungeheuer begannen einen schrecklichen Kampf, der zum Vortheile des Wallfisches ausschlug. Der Löwe wurde verschlungen, und der Wallfisch kehrte in das Meer zurück und verschwand.

Da ich mich jetzt von der drohendsten Gefahr befreyt sah, nahm ich meine Kräfte noch einmal zusammen und klimmte endlich am Ufer hinauf. Hier dankte ich vor allen Dingen dem Himmel für meine wunderbare Errettung, und legte mich nieder, um der Ruhe zu genießen, deren ich so lange entbehrt hatte. Als ich erwachte, machte ich mich auf, eine Wohnung zu suchen, und kam nach einiger Zeit in ein reizendes Thal, welches einen Ueberfluß an frischem Wasser und an Fruchtbäumen aller Art hatte. Ich beschloß hier zu verweilen und setzte mich nieder eine Mahlzeit von Früchten einzunehmen, die ich mir von den Bäumen gesammelt hatte.

Als die Nacht anbrach, bemerkte ich in der Entfernung ein Licht, auf welches ich mit möglichster Eile losging. Ich fand eine Karavane von Kaufleuten, welche die Nacht hier zubringen wollten. Mir war dieses Ereigniß in einem hohen Grade angenehm. Ich fragte nach dem Anführer der Karavane und man brachte mich sogleich vor ihm. Er empfing mich mit vieler Höflichkeit und nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, befahl er, daß man Sorge für mich tragen sollte, und ertheilte mir die Erlaubniß, mit der Karavane zu reisen. Aber ach! kaum war ich

dem

dem einen Unglück entgangen als ich in ein anderes fiel. Eine Schaar kühner Räuber umringte um Mitternacht den Zug und griff ihn mit einer solchen Wuth und solchem Nachdrucke an, daß sie sehr bald unsere Leute in die Flucht schlugen, einige tödeten und die andern zu Gefangenen machten. Unter den letztern befand sich auch dein Freund, welcher an Händen und Füßen gebunden auf die Erde gelegt wurde. Nachdem die Räuber ihre Beute getheilt hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und schleppten mich mit sich fort. Ihr Aufenthalt war ein Platz Jaggut genannt. Hier wohnte ihr Hauptmann, welcher sogleich Befehl ertheilte, alle Gefangenen vor ihn zu bringen und hinzurichten. Als die Reihe an mich kam und der Scharfrichter schon im Begriff war, sein Amt zu verrichten, gab ihm der jüngste Sohn des Hauptmanns, welcher dieser blutigen Scene beywohnte, ein Zeichen inne zu halten, begab sich zu seinem Vater und bat ihn inständig, mir um seinetwillen das Leben zu schenken. Da ihm sein Vater diese Bitte gewährte, kam er zu mir, nahm mich bey der Hand und führte mich in sein Haus, wo er mich auf das beste bewirthete und mich bat, ihm zu erzählen, durch welche ausserordentliche Zufälle ich in diese traurige Lage gerathen wäre. Ich erfüllte seinen

nen

nen Wunsch und erzählte ihm meine ganze Geschichte.

Dieser edle Jüngling, dessen großmüthige Seele immer den Geboten der Menschlichkeit und des Mitleidens folgte, nannte sich Behauder Sing. Nichts als das Mitleiden hatte ihn bewogen sich meiner anzunehmen. Er erzeigte mir, während meines Aufenthaltes in Jaggut alle nur mögliche Freundschaft und ließ mich endlich durch einige seiner Leute nach Dwaraka bringen, wo ich in kurzem als Juwelirer bekannt und dem Rajah Pritihi Peti empfohlen wurde, der mich in seine Dienste nahm. Dieser Fürst fand so vieles Vergnügen an meinen Kenntnissen, daß er mir nicht nur eine ansehnliche Besoldung auswarf und so viel Sclaven, als ich brauchte, überließ, sondern mir auch sein ganzes Vertrauen schenkte. In dieser Lage befand ich mich, als mein Freund Budea Chaund in den Pallast des Rajah kam, um den köstlichen Rubin meines Herrn und Freundes feil zu bieten. Dank sey dem Himmel, der mich auf eine so glückliche Weise zu meinem Gebieter zurückgeführt hat.

Als Manikya Chandra seine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn der

Prinz

Prinz und erzählte ihm seine eignen Abentheuer. Während sie sich noch mit einander unterhielten, vernahmen sie ein verworrenes Getöse von Cymbeln und kriegerischen Instrumenten, und kurz darauf erfuhren sie, daß der Rajah sich nähere. Kamarupa befahl hierauf seinem Freunde Manikya Chandra dem Könige entgegen zu gehn und ihm zu sagen, wo er ihn finden würde. Kurz darauf erschien der Rajah auf seinem Elephanten, und stieg in einiger Entfernung ab, um zu dem Prinzen zu gehn. Kamarupa stand auf und ging ihm entgegen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen bat der Rajah den Prinzen, ihn in seinen Pallast zu begleiten, und setzte hinzu: er werde sich dieser Güte jederzeit mit Dank und Freude erinnern. Der Prinz nahm diese höfliche Einladung auf die gebührende Weise an, bestieg einen Elephanten, der für ihn bereit stand, und begab sich in Begleitung des Rajah nach dem Pallaste, wo ein herrliches Mahl für ihn zugerichtet war. Junge Weinschenken, deren Wangen dem Glanze des Mondes glichen, reichten ihm hier den köstlichsten Wein aus goldenen Schalen, und reizende Tänzerinnen schlugen mit zarten Füßen den Takt zu den lieblichen Tönen der Harfe, der Laute und der Theorbe.

Während sie so die Freuden des Mahles genossen, fiel das Gespräch auf die Musik, und der Rajah Pritihi Peti bemerkte, daß er seit langer Zeit keinen Meister in dieser edeln Kunst gehört hätte. Bey dieser Bemerkung erinnerte sich Kamarupa an seinen alten Freund und Gesellschafter Calavat Rasa Ranga, von welchem er durch den unglücklichen Schiffbruch getrennt worden war; er wünschte ihn herbey und seufzte tief bey dem Gedanken an seinen Verlust. Der Wessir aber trat auf und sagte: „Erhabener Gebieter! ein junger Fremdling ist neulich in dieser Stadt angekommen, welcher eine so bewunderns würdige Geschicklichkeit in der Musik besitzt, daß man noch nie dergleichen gehört hat. Er befindet sich in dem Hause deines Knechtes und er soll vor dich kommen, wenn du gebietest." Der Rajah befahl dem Wessir, den Fremdling in die Gesellschaft zu bringen. Dieser kam und war so gleich bereit, eine Probe seiner Geschicklichkeit abzulegen, welches er auf eine so meisterhafte Weise that, daß die ganze Gesellschaft in Bewunderung und Entzücken verlohren war. Diejenigen aber, welche vorher gespielt hatten, schlugen, da sie sich so sehr übertroffen sahen, ihre Augen zur Erde nieder und betrachteten die Geschicklichkeit des Fremdlings mit Neid. Als

er

er geendigt hatte, wendete sich der Rajah an den Wessir und fragte ihn, wie er zu diesem ausserordentlichen Meister gekommen wäre? Der Wessir antwortete: „er habe sich drey Tage in dem Hause einer Verwandtin seiner Majestät aufgehalten, die ihm von diesem vortrefflichen Künstler Nachricht ertheilt und gebeten hätte, seiner zu erwähnen, wenn das Gespräch auf die Musik fiele.“

Der Prinz Kamarupa hatte sogleich bey dem Eintritte des Fremdlings in die Gesellschaft die ausserordentlichsten Gemüthsbewegungen gefühlt; als er aber die harmonischen Töne vernahm, die den Kummer seiner Seele so oft zum Schweigen gebracht hatten, zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß dieser Fremdling der Freund sey, nach dem sich sein Herz so eben gesehnt hatte. Er beschloß, sich ihm nach geendigtem Mahle zu erkennen zu geben, und bat deshalb den Rajah um die Erlaubniß, daß ihn der Musiker in seinem eignen Zimmer besuchen dürfte. Der Rajah ertheilte ihm diese, und da sich die Gesellschaft getrennt hatte, begab sich Calavat Rasa Ranga in das Zimmer des Prinzen. Als er hineingetreten war, fragte ihn der Prinz, ob er sich noch an den Nahmen Kamarupa erinnerte? Bey dieser Frage trat dem Musi-

ker das Bild seines geliebten Freundes vor die Seele; er seufzte und ein Strom von Thränen floß über seine Wangen herab. Kamarupa bat ihn hierauf, ihm ins Gesicht zu sehn, ob er zwischen ihm und dem Manne, nach dem er sich sehnte, eine Aehnlichkeit fände? Calavat Rasa sah den Prinzen an und erinnerte sich sogleich der Züge seines Herrn, fiel ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie mit den aufrichtigsten Zeichen der Ehrfurcht und Freude. Das Betragen seines Freundes rührte den Prinzen in der Seele; er hob ihn auf, umarmte ihn auf das zärtlichste und bat ihn um die Erzählung seiner Rettung und seiner übrigen Abentheuer. Während der Zeit waren auch die übrigen Freunde des Prinzen in das Zimmer gekommen, und hatten ihren Gefährten umarmt, der nun, nachdem sich die ersten Aufwallungen der Freude gelegt hatten, seine Erzählung folgendermaßen begann:

„Als das Schiff unterging, bemächtigte ich mich glücklicherweise eines Bretes, an dem ich mich mitten in dem Aufruhre der Elemente fest hielt. Drey Tage und drey Nächte blieb ich in dieser traurigen Lage, wo es endlich dem Himmel gefiel, mich mit dem Brete, auf welchem ich saß, an das Ufer zu brin-

bringen. Mit der größten Anstrengung klimmte ich hinauf, aber meine Kräfte waren erschöpft und ich sank ohnmächtig nieder. Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich neben mir einige Bäume, die mit Früchten beladen waren. Mit diesen stillte ich meinen Hunger, und als es Abend wurde, und ich auf allen Seiten das Brüllen wilder Thiere hörte, stieg ich auf einen Baum und beschloß die Nacht in seinem Gipfel zuzubringen.

Ich befand mich noch nicht lange in dieser neuen Lage, als ich einen jungen Mann von sehr angenehmer Gestalt erblickte. Er war prächtig gekleidet; in seiner Hand hielt er einen Bogen, auf seiner Schulter hing ein Köcher voll Pfeile, und ein langes Schwerd war um seine Lenden gegürtet. Er war zu Fuße hierher gekommen und wollte auf denselben Baum steigen, um den wilden Thieren zu entgehn, die rund umher auf das schrecklichste brüllten. Er hatte sich etwas tiefer gesetzt als ich; kaum aber hatte er Platz genommen, als er seine Augen zu dem Gipfel des Baumes erhob, und sich bey dem Anblicke eines fremden Mannes einbildete, einen der feindseligen Genien zu sehen die zur Nachtzeit die Erde durchstreifen und den Menschen nachstellen. Voll von diesen Gedanken, leg-

te er einen Pfeil auf den Bogen und war im Begriff, ihn auf mich abzuschießen, als ich ihm mit bittender Stimme zurief, und einen unglücklichen Reisenden zu schonen bat, den die Furcht vor wilden Thieren auf diesen Baum getrieben hätte. Bey dieser Ausrufung ließ der junge Mann den Pfeil fallen und fragte mich, woher ich käme und was mich auf diesen unbesuchten Platz geführt hätte. Ich sagte ihm, daß ich vor kurzem Schiffbruch gelitten hätte, und da ich ihm auch meine übrigen Unfälle erzählt hatte, sprach er mir Muth ein, indem er mich zu schützen und an einen sichern Ort zu bringen versprach.

Während dieser Unterredung näherte sich ein Löwe von ungeheurer Größe dem Baume, auf welchem wir saßen. Von Hunger getrieben war er der Witterung gefolgt und erhob unter unserm Sitze ein fürchterliches Brüllen, wobey er zu gleicher Zeit die Erde mit seinem Schweife schlug. Mit funkelnden Augen blickte er zu uns herauf und lief um den Baum herum, wüthend vor Zorn, daß er kein Mittel finden konnte, zu uns herauf zu kommen. Die Haare standen mir zu Berge; aber der junge Mann lächelte und sagte mir, ich möchte nur ohne Sorgen seyn und auf ihn Achtung geben. Hierauf legte er einen Pfeil

auf den Bogen, zog die Sehne aus allen Kräften an und traf den Löwen gerade in die Kehle, so daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden sank. Ich schrie laut auf vor Freuden und dankte dem Himmel und meinem Beschützer, daß er mich so glücklich aus einer drohenden Gefahr errettet hatte.

Nicht lange hernach kam das Weibchen des getödeten Löwen, und da es ihn in seinem Blute schwimmen sah, erhob es ein lautes Geheul und machte sogleich Anstalt, den Baum herauf zu steigen. Ich war jetzt in der tödtlichsten Angst über das Schicksal des jungen Mannes, der unter mir saß, aber dieser zog mit der größten Kaltblütigkeit sein Schwerd und hieb die Löwin auf einen Streich mitten auseinander, worauf sie vom Baume herab auf die Erde fiel.

Ich konnte mich nicht enthalten, den jungen Mann nach diesem neuen Beweise von Tapferkeit, zu umarmen, und ihm für meine Errettung zu danken. Ich bat ihn hierauf mir zu sagen, wie er in diese einsame Gegend gekommen wäre, da ich sehr wohl sähe, daß er ein Mann von edler Geburt und guter Erziehung sey. Er antwortete mir hierauf mit vieler Güte: Er hätte in dem Walde gejagt

und sey von seinen Begleitern abgekommen, indem er einem Hirsche zu hitzig gefolgt sey. Er müßte nun aus der Noth eine Tugend machen und die Nacht hier zubringen; doch hoffe er, daß mit Tages Anbruch einige seiner Begleiter ihn ausfindig machen würden.

Dieß geschah auch in der That; denn da der Morgen dämmerte, sahen wir von ferne eine Anzahl Reuter, die auf uns zu kamen. Bey ihrer Annäherung stieg der junge Mann von dem Baume herab, und als ihn die Reuter erblickten, sprangen sie von ihren Pferden und warfen sich vor ihm nieder auf das Gesicht. Er schwang sich nun auf sein Pferd und rief mir zu, meinen Sitz zu verlassen, indem er zugleich seinem Gefolge befahl, mir ein Pferd zu geben. Ich bestieg es und wir ritten zusammen in die Stadt. Unterwegs erfuhr ich, daß der junge Mann der Sohn des Wessir von Rajah Prithi Peti wäre und daß er Rup Singa hieße. Um es kurz zu machen, als ihm meine Kenntniß der Musik bekannt wurde, beschloß er mich in seine Dienste zu nehmen. So lernte mich sein Vater kennen und führte mich, wie du weißt, bey dem Rajah ein, um eine Probe meiner Kunst abzulegen. Auf diese Weise, Dank sey es dem Himmel! sind die lang ge-

nähr-

nährten Wünsche meines Herzens erfüllt worden und ich genieße wiederum das Glück, meinen theuersten Prinzen, Freund und Gebieter vor mir zu sehen."

Als Rasa Ranga seine Erzählung geendigt hatte, umarmte ihn der Prinz auf das zärtlichste. Den folgenden Tag, als er mit seinen Freunden zur Tafel saß, theilte er dem Rajah die Geschichte von Rasa Ranga's Schicksalen mit, welcher dem Prinzen zu dem Besitze eines solchen Freundes Glück wünschte und jenem selbst manche Beweise seiner Achtung gab.

Wir verlassen nun den Prinzen und seine Freunde, die an Rajah Pritihi's Hofe so glücklich mit einander waren, um uns nach dem Braminen Samadhi Pachanan Pundit umzusehn, der die erste Ursache und der Anstifter der Reise nach Serendib gewesen war.

Als das Schiff unterging, sank der Bramine in das Meer, kam aber bald wieder in die Höhe und kämpfte drey Tage und drey Nächte mit Wind und Wellen, unter der beständigen Erwartung des Todes. Nach Verlauf dieser Zeit, wurde er an das Ufer ei-

einer Insel in dem Meere von China geworfen. Diese Insel wurde häufig von Kauffartheyschiffen besucht, welche hier Waaren luden, die sie meistentheils nach Serendib führten. Samadhi Pachazan schiffte sich auf einem derselben ein und kam nach einer kurzen Reise nach Serendib, wo er, ohne Erfolg, Nachrichten vom Prinzen und seinen Gefährten einzuziehen suchte.

Nachdem unter diesen fruchtlosen Bemühungen einige Zeit verstrichen war, beschloß er einen Versuch zu machen, die Prinzessin Kaan Lettau zu sehn; und da er wußte, daß sie jährlich einmal den großen Tempel der Insel zu besuchen pflegte, begab er sich in denselben und machte sich mit den Priestern bekannt, die ihn als einen Braminen höflich aufnahmen und ihm die Erlaubniß ertheilten, ihren gewöhnlichen Opfern beyzuwohnen.

Die Zeit, wo die Prinzessin in den Tempel zu kommen pflegte, erschien. Sie kam mit ihrer Freundin Kaum Kullai, der Tochter des Wessir, um ihren Gottesdienst zu verrichten; und als Samadhi Pachanan ihre Annäherung vernahm, versteckte er sich in einem Winkel des Tempels, um ihr Gebet zu vernehmen.

So

Sobald Kaan Lettau den Tempel leer sah, trat sie zu ihrem Schutzgotte, beugte sich vor ihm und sagte mit dem Tone der Unterwürfigkeit: „O du, an den ich immer meine frommen und heißen Gebete zu richten pflege, höre meinen Willen! Wenn ich durch deine Gunst den Wunsch meines Herzens erlange, wenn ich meinen geliebten Kamarupa finde, so will ich deinen Thron mit unermeßlichen Schätzen, mit Gold und Edelsteinen aller Art schmücken, und große Summen unter die Braminen und heiligen Männer vertheilen. Versagst du mir aber die Erhörung dieser Bitte, so bin ich entschlossen, zu deinen Füßen mein unglückliches Daseyn zu endigen." Bey diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen und ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihrer Brust. Der Bramine hatte alles gehört; ihr Anblick rührte ihn; er konnte sich nicht länger zurückhalten, sondern trat hervor und warf sich der Prinzessin zu Füßen, die ihn sogleich erkannte. Sie bat ihn aufzustehn und ihr zu sagen, wo er so lange gewesen wäre. Er antwortete ihr, er wäre in dem Königreich Ude gewesen; und erzählte hierauf die ganze Geschichte von Kamarupa's Leidenschaft für sie, seine Reise nach Serendib und den unglücklichen Schiffbruch, der ihn von dem Prinzen und sei-

seinen übrigen Gefährten getrennt hätte. Er setzte hinzu, daß er seit jenem unglücklichen Augenblicke nichts weiter von dem Schicksale des Prinzen hätte erfahren können. Kaum Kullai bat ihn hierauf, er sollte doch seine Nachforschungen noch nicht aufgeben, sondern alles versuchen, um den Prinzen zu entdecken und nach Serendib zu bringen. Der Bramine versprach dieß, nahm Abschied von der Prinzessin, und machte sich sogleich auf, den Prinzen Kamarupa aufzusuchen.

Nach einer fruchtlosen Reise von mehrern Tagen, kam Samadhi Pachanan endlich zufälligerweise in die Hütte des Derwisch Gyan Acharya, von welchem oben die Rede gewesen ist. Als er hineintrat, grüßte ihn der Derwisch und fragte ihn, wer er wäre und was ihn zu diesem einsamen Orte gebracht hätte? Hierauf antwortete der Bramine, er wäre ein unglücklicher Reisender, der seinen verlohrnen Gefährten, den Prinzen Kamarupa, den Sohn des Königes von Ude, aufsuchte. Als Gyan Acharya diesen Nahmen hörte, entdeckte er sich sogleich dem Braminen, und erzählte ihm alles, was er von dem Prinzen und seinen beyden Freunden wußte, die bey ihm in seiner Celle gewesen waren. Er setzte hinzu,

sie wären in der Absicht weggegangen, nach Serendib zu reisen, wo er sie bey seiner Rückkehr wahrscheinlich schon finden würde. Zugleich bat er ihn, die Nacht in seiner Hütte zuzubringen und einige Erfrischungen anzunehmen.

Samadhi Bachanan freute sich herzlich über diese Nachricht und sagte dem Derwisch den aufrichtigsten Dank. Er brachte die Nacht bey ihm zu und reiste den folgenden Morgen nach Serendib zurück. Sobald er auf dieser Insel ankam, begab er sich gerades Wegs in den Pallast und begehrte eine von den Gesellschafterinnen der Prinzessin zu sprechen, worauf Kaum Kullai herauskam. Der Bramine wollte ihr in Gegenwart der Umstehenden seine Nachrichten nicht mittheilen, sondern bat sie, ihrer Gebieterin zu sagen, daß als er die Wache in dem Tempel gehabt, der Schlaf ihn übermannt habe und daß ihm im Traume eine der Gottheiten erschienen sey und ihm befohlen habe, der Prinzessin Kaan Lettau zu sagen, sie sollte den folgenden Morgen ihren Gottesdienst an seinem Altare verrichten.

Nach dieser Botschaft kehrte er in den Tempel zurück, und da die Prinzessin am näch-

nächsten Morgen mit ihrer Freundin dahin kam, erzählte er ihr den Erfolg seiner Reise und alles was ihm der Derwisch Gyan Acharya erzählt hatte. Diese Nachricht rührte das Herz der Prinzessin so sehr, daß sie ihrer Freundin ohnmächtig in die Arme sank; aber sie kam bald wieder zu sich selbst, dankte dem Braminen mit Entzücken und schüttete in der Freude ihres Herzens eine Menge Juwelen in seinen Schoos. Hierauf kehrte sie in den Pallast zurück, voll freudiger Hoffnung, ihren geliebten Prinzen und die baldige Erfüllung ihrer Wünsche zu sehn.

In dieser glücklichen Stimmung wollen wir die Prinzessin verlassen und zu Kamarupa und seinen Freunden zurückkehren, die sich noch an dem Hofe des Rajah Pritihi Peti befinden.

Kamarupa wünschte nichts eifriger, als nach Serendib abzureisen und sich seiner geliebten Kaan Lettau zu Füßen zu werfen. Er entdeckte dem Rajah diesen Wunsch; da er aber bemerkte, daß er diesem nicht angenehm war, fragte er ihn nach der Ursache seines Mißvergnügens. Der Rajah antwortete, es stände jetzt in seiner Gewalt, ihm eine große Gefälligkeit zu erzeigen. Seine

Besitzungen würden seit langer Zeit durch eine Bande kühner Räuber beunruhigt, die fast täglich Angriffe auf seine Provinzen thäten; jetzt aber habe er Nachricht erhalten, daß sie einen Plan gemacht hätten, seine Hauptstadt Dwaraka anzugreifen.

Die Dankbarkeit erlaubte dem Prinzen nicht, dem Rajah seinen Wunsch abzuschlagen. Er beschloß das Heer des Feindes anzugreifen, und theilte diesen Entschluß seinen Freunden mit, die sich alle einmüthig zum Beystand erboten. Er bekam hierauf ein ansehnliches Heer von dem Rajah, und rückte gegen das Lager des Feindes aus. Mit Anbruch der Nacht kamen sie an. Kamarupa ließ seine Truppen halt machen und schickte seinen Freund, Mitra Chandra ab, um das Lager in Augenschein zu nehmen, und ihm von allem was er dort bemerkte, Nachricht zu geben.

Mitra Chandra begab sich, diesem Befehle zufolge, in dem Anzuge eines Bauern in das Lager des Feindes und fand, daß niemand einen Angriff fürchtete, sondern daß das ganze Lager ein Schauplatz der Schwelgerey und Trunkenheit war. Er kehrte hierauf zu dem Prinzen zurück, der, auf die erhal-

haltene Nachricht, den Feind noch in derselben Nacht anzugreifen beschloß. Er übergab jedem seiner Freunde einen Theil des Heeres, zeigte ihnen, wo und wie sie angreifen sollten, und übernahm selbst die Leitung des Ganzen.

Nachdem sich Kamarupa's Truppen unbemerkt an das Lager herangeschlichen hatte, fielen sie mit unbeschreiblicher Wuth über die Räuber her, die sich in gänzlicher Sicherheit befanden und nur einen schwachen Widerstand leisten konnten. Ein großer Theil wurde getödet und nur wenige fanden einen Ausweg zur Flucht. Der tapfere Kamarupa erlegte den Hauptmann der Räuber mit eigner Hand. Mit Beute beladen kehrte die Armee am folgenden Tage triumphirend nach Dwaraka zurück, wo ihr der Rajah mit Glückwünschen und Belohnungen entgegen kam. Er versicherte dem Prinzen seiner aufrichtigen Freundschaft, und betheuerte ihm, daß er die Wohlthat, die er ihm durch die Befreyung von einem so gefährlichen Feinde erzeigt hätte, niemals genug belohnen könnte. Hierauf lud er ihn nebst seinen Freunden zu einem prächtigen Mahle ein.

Den folgenden Tag bat der Prinz um die Erlaubniß zur Abreise, die ihm der Rajah

mit tausendfältigem Danke für den geleisteten Dienst ertheilte. Die reichen Geschenke aber, die er dem Prinzen und seinen Freunden anbot, wurden nicht angenommen.

Nachdem alles zur Abreise fertig war, nahm Kamarupa den freundschaftlichsten Abschied von seinem Wirthe und machte sich mit seinen Freunden auf den Weg. Nach einer kurzen Reise, auf welcher sich nichts merkwürdiges eräugnete, kamen sie auf der Insel Serendib an. Wie groß war die Freude des Prinzen, da er sich endlich dem Ziele seiner Wünsche so nah sah!

Nach einiger Berathschlagung beschloß Kamarupa mit seinen Freunden in einem Garten in der Vorstadt zu bleiben, bis er nähere Nachrichten über die Prinzessin Kaan Lettau und ihren gegenwärtigen Zustand eingezogen hätte. In dieser Absicht wurde Chitra Mana am andern Morgen nach der Stadt abgeschickt, um den Arzt der Prinzessin, Dhanwantari, aufzusuchen, welcher die ganze Zeit über seine Besuche bey ihr fortgesetzt hatte.

Als Chitra Mana in die Stadt kam, eilte er unverzüglich zu seinem Freun-

de Dhanwantari, gab sich ihm zu erkennen und sagte ihm, daß ihr Herr und Freund Kamarupa endlich angekommen sey. Dhanwantari war über diese glückliche Nachricht vor Freuden ausser sich, und nachdem er der Vorsehung gedankt hatte, eilte er mit Chitra Mana in den Garten, um sich seinem Gebieter zu Füßen zu werfen. Kamarupa umarmte seinen treuen Freund und bat ihn um die Erzählung seiner Schicksale. Dhanwantari gehorchte und erzählte alles, was ihm seit dem unglücklichen Schiffbruche begegnet war; wobey er hinzufügte, daß sich seine Geliebte Kaan Lettau seit einiger Zeit wieder übel befände, weil sie so lange vergebens auf Nachricht von ihm gewartet hätte.

Während dieser Unterredung kam der Bramine, Samadhi Pachanan, und erzählte ihnen alles, was sich seit ihrer Trennung mit ihm zugetragen hatte.

Nachdem die ersten Aufwallungen der Freude vorüber waren, fing man an, sich über die Art und Weise zu berathschlagen, wie der Prinzessin die Nachricht von der Ankunft ihres Geliebten am besten beygebracht werden könnte. Hiebey stand Budea

Chaund auf und that folgenden Vorschlag: „Er wollte sich, vermittelst des rothen seidenen Streifen, in einen Papagey verwandeln und in dieser Gestalt in den Pallast der Prinzessin eindringen, wo es ihm nicht lange an einer Gelegenheit fehlen könnte, ihr seine Ankunft bekannt zu machen und Maasregeln zu einer Zusammenkunft mit ihr zu nehmen. „Die ganze Gesellschaft billigte diesen Vorschlag; der Prinz band den Streifen um den Fuß seines Freundes und dieser wurde sogleich in einen Vogel verwandelt, der sich unverzüglich erhob und nach dem Pallaste zu flog.

Budea Chaund kam in dieser Gestalt in den Harem und sah die Prinzessin mit ihren Damen in dem Garten unter einer Cypresse sitzen. Sie saß in tiefen Gedanken und ein schwerer Kummer schien ihr Herz zu belasten, während ihre Damen umsonst alles versuchten, womit sie die Prinzessin aufzuheitern hofften. Budea Chaund sah sie kaum, als er herab flog und sich dem Platze, wo die Prinzessin saß, gegenüber auf einen Baum setzte. Als Kaan Lettau den wunderschönen Vogel erblickte, sprang sie auf und lief auf ihn zu, um ihn zu haschen. Der Vogel flatterte in die Höhe und ließ sich, in

einer geringen Entfernung von ihr, wieder nieder. Die Prinzessin verfolgte ihn und ergriff ihn. Dann setzte sie ihn auf ihre Hand und hielt ihn bey dem seidenen Bande an seinem Fuße fest, damit er nicht wieder entwischen konnte. Hierauf rief der Vogel aus: „Wie muß das Herz eines Thieres beben, das die Beute der Schönheit und Anmuth wird?“ und stimmte dann, zum großen Erstaunen der Prinzessin und ihrer Begleiterinnen, einen so reizenden Gesang an, daß alle davon entzückt und bezaubert waren.

Die Prinzessin übergab den köstlichen Vogel der Obhut ihrer Freundin Kaum Kullai und kehrte dann in den Pallast zurück.

Beym Anbruch der Nacht, als sich die sämmtlichen Damen der Prinzessin, Kaum Kullai ausgenommen, entfernt hatten, pickte der Vogel mit seinem Schnabel an dem seidenen Bande, das seinen Fuß umgab, und da Kaum Kullai glaubte, daß er von dieser Fessel befreyt seyn wollte, knüpfte sie ihm den rothen Streifen los, worauf er sogleich seine wirkliche Gestalt wieder bekam und der Prinzessin zu Füßen fiel. Die beyden Damen erschracken über diese unerwartete Verwand-

wandlung und waren im Begriff um Hülfe zu rufen, als sie Budea Chaund mit dem Tone der tiefsten Ehrerbietung versicherte, er wäre ein Diener und Freund des Prinzen Kamarupa, welcher so eben in Serendib angekommen und in einem Garten in der Vorstadt eingekehrt wäre. Er hätte ihn in der größten Eile abgeschickt, um ihr diese Nachricht zu bringen, und ihr die zärtlichste Achtung gegen ihren Willen an den Tag zu legen.

Bey dieser frohen Nachricht freute sich das Herz der Prinzessin; sie umarmte ihre Freundin und ein Strom von Thränen floß auf ihren Busen herab. Dann wendete sie sich an Budea Chaund, hieß ihn herzlich willkommen, und bat ihn, ihr zu erzählen, wie ihr geliebter Prinz in die Stadt gekommen sey.

Budea Chaund erzählte ihr mit vieler Beredsamkeit die ganze Geschichte des Prinzen, von dem Tage an, wo er sie im Traume sah, bis auf den glücklichen Augenblick seiner Ankunft in Serendib.

Bey Anhörung dieser Geschichte fielen Thränen auf die blühenden Wangen Kamalata's, dem Thaue gleich, den die Morgenröthe

röthe auf junge Rosen streut; dann verbreitete sich ein himmlisches Lächeln über ihr Angesicht, und öffnete ihre Lippen, wie die Rosenknospe, die sich dem Strahle der Sonne aufschließt. Sie dankte dem Freunde ihres Geliebten und begab sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen kam sie in das Zimmer ihrer Freundin und bat Kamarupa's Abgeordneten zu seinem Freunde zurückzukehren und ihm die Versicherung ihres zärtlichsten Andenkens mitzubringen.

Als die Prinzessin ihren Auftrag geendigt hatte, erzählte Kaum Kullai dem Abgesandten, daß kurz vor seiner Ankunft die Eltern der Prinzessin beschlossen hätten, sie, weil alle Bemühungen der Aerzte fruchtlos schienen, einem der vielen Prinzen zur Gemahlin zu geben, welche ihr seit geraumer Zeit Anträge gemacht hätten; und daß der Rajah deshalb ein Schreiben hätte ergehen lassen, in welchem er allen Prinzen und Rajahs, die sich um Kaan Lettau's Hand beworben hätten, bekannt machte, sich bey dem großen Feste zu Swayamvara einzufinden, das in vierzig Tagen gefeyert werden würde, weil beschlossen sey, daß sie an diesem Tage einem ihrer Freyer die Hand geben sollte. Die Vertraute bat daher den Abgesandten, seinen

Herrn

Herrn von diesem Umstande zu benachrichtigen, und ihn zu bitten, den bestimmten Tag nicht zu versäumen, sondern sich einzufinden; damit ihn aber die Prinzessin unter der Menge desto leichter erkennen könnte, möchte der Prinz und seine Freunde als Derwischen erscheinen. Kaum Kullai band hierauf den seidnen Streifen um den Fuß des Abgesandten, der sich sogleich in die Luft erhob und zu dem Prinzen, der ihn ängstlich in dem Garten erwartete, zurückkehrte.

Budea Chaund ließ sich auf dem Schooße seines Herrn nieder, der ihm den seidnen Streifen vom Fuße losband. Als er seine natürliche Gestalt wieder erhalten hatte, erzählte er alles was er in dem Harem gesehn und gehört hatte, mit der größten Genauigkeit. Entzückt umarmte der Prinz seinen Freund, und alle seine Begleiter vereinigten sich, ihm zu dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen Glück zu wünschen.

Als das Ausschreiben des Königs von Serendib bekannt wurde, machten sich viele Prinzen und Rajahs auf, und zogen mit großer Pracht, in Begleitung vieler ihrer Hofleute und Bedienten, an den bestimmten Ort; jeder von der Hoffnung beseelt, die

Hand der unvergleichlichen Kaan Lettau davon zu tragen.

Einige wenige Tage vor dem Feste bat Kamarupa seinen Freund Budea Chaund noch einen Weg in den Pallast zu machen, die Prinzessin aufzusuchen und ihr zu sagen, daß er an dem bestimmten Tage unfehlbar erscheinen würde; damit ihn aber die Prinzessin desto leichter unter der Menge erkennen könnte, möchte sie auf Dhanwantari den Arzt, und den Braminen Samadhi Pachanan, die sie beyde kennte, Achtung geben. Diese würden sich in seinem Gefolge befinden und Budea Chaund würde in Gestalt eines Papageyen dem Prinzen auf der Hand sitzen.

Nachdem Budea Chaund diesen Auftrag erhalten hatte, band ihm Kamarupa den rothen seidenen Streifen um den Fuß; er erhob sich als Papagey in die Luft und nahm seinen Weg nach dem Pallaste. Bey seiner Ankunft sah er die Prinzessin und ihre Damen bey einem prächtigen Mahle sitzen, bey welchem auch die Mutter der Prinzessin, Rana Gulbi Cantti, gegenwärtig war. Sie schien sehr vergnügt über die glückliche Veränderung, die sich mit der Gesundheit ih-

rer Tochter zugetragen hatte. Nach Endigung der Mahlzeit, als sich alle Damen der Prinzessin, ihre Vertraute ausgenommen, entfernt hatten, flog der Papagey zu ihr und wurde sogleich als Kamarupa's treuer Bothe erkannt und in seinen natürlichen Zustand versetzt. Er richtete die Bothschaft seines Herrn getreulich aus, und erhielt für seine Mühe einen freundlichen Dank. Die Prinzessin nahm hierauf ein Fläschchen mit Rosenöl und gab es ihm in die Hand, mit der Bitte, es dem Prinzen als ein Zeichen ihrer Liebe und Treue zu geben. Sie begab sich nach diesem zur Ruhe und Budea Chaund kehrte wiederum, in der Gestalt eines Papagey, zu dem Prinzen zurück.

Kamarupa war über die Nachrichten, die ihm sein Abgesandter brachte, und das Geschenk, das seine Geliebte ihm schickte, hoch erfreut, und strich das Rosenöl in sein Gesicht und auf seine Augenbraunen. Dann umarmte und küßte er seinen Freund und nannte sich einmal über das andre den glücklichsten aller Sterblichen.

Das bestimmte Fest kam nun immer näher. Den Tag vorher bat Kamarupa seinen Freund Budea Chaund noch eine

Reise in den Pallast zu machen und die vorige Bothschaft zu wiederholen, damit die Prinzessin nicht zufälligerweise etwas davon vergessen möchte. Dieser war bereit, den Befehl seines Herrn auszuführen, als Mitra Chandra, der Günstling des Prinzen aufstand und den Prinzen um Erlaubniß bat, der schönen Kaum Kullai seine Liebe antragen zu lassen; denn er sey durch alles das, was er von ihr gehört hätte, auf das heftigste in sie verliebt worden. Kamarupa gab lächelnd seine Einwilligung: Budea Chaund nahm die Gestalt eines Papageyen an und reiste nach dem Pallaste ab.

Bey seiner Ankunft fand er die Prinzessin mit ihrer Vertrauten allein, flog auf sie zu und richtete seine Botschaft aus, nachdem er seine natürliche Gestalt angenommen hatte. Er sagte dann zu der Prinzessin, er hätte nun noch einen andern Auftrag; einen Gruß der Liebe von Mitra Chandra, dem Freunde und Vertrauten des Prinzen Kamarupa und Sohne des Wessirs von Ude, an ihre Freundin Kaum Kullai, in die er durch die Erzählungen von der Vollkommenheit ihrer Tugend und Schönheit, verliebt worden sey. Er setzte hinzu, sein Freund Mitra Chandra könnte nicht ohne sie leben,

ben, und das Daseyn werde keinen Reiz mehr für ihn haben, wenn ihm nicht dieser Gegenstand seiner Liebe zu Theil würde.

Als Budea Chaund seinen Antrag geendigt hatte, lachte die Prinzessin von Herzen, wendete sich dann an ihre Freundin und verlangte von ihr, sie sollte den jungen Mitra Chandra für seine Gesinnungen danken lassen. Aber hierein wollte sie nicht willigen, sondern stellte sich zornig auf Kamarupa's Gesandten, daß er die Bothschaft seines Freundes ausgerichtet hätte. Kaum Kullai schwieg; aber die Prinzessin ward unwillig, und fragte sie, warum sie die Bewerbungen eines so liebenswürdigen Mannes, als Mitra Chandra allen Nachrichten zu folge wäre, von sich weisen wollte? Dann setzte sie hinzu, sie hätte von Dhanwantari gehört, daß er seine Gesinnungen gegen sie schon längst erklärt hätte. Als die schöne Kaum Kullai den Unwillen ihrer Gebieterin sah, sagte sie mit abgewendetem Gesichte, das jungfräuliche Sittsamkeit mit dem schönsten Purpur überzog, Budea Chaund möchte seinem Freunde in in ihrem Nahmen danken.

Der Gesandte nahm nun Abschied und kehrte zu dem Prinzen zurück. Er erzählte

 den

den ganzen Vorgang in dem Zimmer der Prinzessin, worüber Mitra Chandra höchlich erfreut war; denn er hoffte die Hand seiner Geliebten zu derselben Zeit zu erhalten, wenn sein Herr mit dem Gegenstande seiner Wünsche vereinigt werden und die Belohnung aller seiner Gefahren und Leiden empfangen würde.

Der Festtag von Swayamvara brach an. Bey Tages Anbruch verließ der Rajah Chitra Peti seinen Pallast, in Begleitung aller Herren seines Hofstaates, die auf das prächtigste gekleidet waren; und nachdem er auf den Versammlungsplatz gekommen war, setzte er sich auf einen prächtigen Thron von gediegenem Golde, der zu diesem Endzwecke auf einem breiten und hohen Gerüste errichtet war. Kurz darauf erschienen die Prinzen und Rajahs, welche die Hand der Prinzessin suchten, jeder mit seinem Gefolge. Eine auserlesene Musik verschönerte das Fest, und in der ganzen Versammlung herrschte Vergnügen und Freude. Zuletzt erschien auch die Prinzessin Kaan Lettau, in dem vollen Glanze ihrer Schönheit und in einem reichen Gewande, das mit Edelsteinen übersäet war. Hundert Jungfrauen von auserlesner Schönheit umgaben sie, deren jede an Anmuth und

Lieb-

Liebreitz den Feen, den Bewohnerinnen der Lüfte, glich. Die Prinzessin hielt in ihrer Hand einen Kranz von Blumen, welchen sie dem Prinzen reichen sollte, den sie zu ihrem Gemahle erwählte.

Als sie in die Versammlung trat, erhuben alle Anwesenden, von dem Glanze ihrer Schönheit geblendet, ein lautes Geschrey; einige fühlten sich durch die Macht ihrer Reize plötzlich alles Bewußtseyns beraubt, während andere ihrem Herzen durch die sonderbarsten Ausrufungen Luft machten. Jeder erwartete ängstlich die Annäherung der Prinzessin, denn jeder hoffte der glückliche Sterbliche zu seyn, auf den ihre Wahl fallen würde. Kaan Lettau trat in den Kreis und sah sich bang nach dem einzigen Gegenstande ihrer Wünsche um. Einige ängstliche Momente verstrichen, wo sie weder ihn noch einen seiner treuen Gefährten gewahr wurde; endlich aber fielen ihre Blicke auf die Seite, wo das Gedränge am größten war, und hier sah sie den Arzt Dhanwantari und den Braminen Samadhi Pachanan, und gleich darauf, zu ihrer großen Freude, ihren geliebten Kamarupa, der mitten unter seinen Freunden, in der Kleidung eines Derwisch, saß. Dieser Anblick überwältigte ihr

Herz; sie sank in die Arme ihrer Freundin Kaum Kullai zurück; ihre Sinne verließen sie; nur mit Mühe brachte die Vertraute sie wieder zu sich. Diese sagte hierauf zu den Menschen, welche sich um die Prinzessin drängten, daß die ausserordentliche Hitze die Ursache dieses Zufalls wäre.

Kamarupa's Blicke hatten den Blicken Kaan Lettau's begegnet; der Glanz ihrer Schönheit, die Hofnung sie zu besitzen und die Furcht vor dem Erfolge bestürmten seine Brust so gewaltig, daß auch er, mitten unter seinen Begleitern, ohne Bewußtseyn zu Boden sank. Nachdem ihn aber diese wieder in das Leben zurückgerufen hatten, suchten seine Augen mit ängstlicher Erwartung die Geliebte, die sich ihm jetzt näherte, in Gegenwart der ganzen Versammlung den Kranz um seinen Nacken schlang und ihn hierauf auf das zärtlichste umarmte.

Bey dieser Scene entstand ein lautes Murren in der ganzen Versammlung. Die Braminen und andere heilige Männer traten zu dem Prinzen, rissen den Kranz ihm ab und gaben ihn der Prinzessin mit Vorwürfen zurück, daß sie ihre Familie beschimpfe, indem sie das Zeichen ihrer Liebe einem Derwisch und Bett-

Bettler gäbe, da so viele große und mächtige Prinzen ihre Hand suchten. Diese Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Die Prinzessin nahm den Kranz und schlang ihn zum zweytenmal um Kamarupa's Nacken und wiederholte die Beweise ihrer Zärtlichkeit und Liebe.

Bey dieser Wiederholung derselben Scene verlohren die Prinzen und Rajahs die Gedult, erhoben sich von ihren Sitzen und meldeten dem Könige den beleidigenden Vorfall, von welchem sie Augenzeugen gewesen waren.

Der Rajah befahl hierauf den Braminen und andern heiligen Männern vor ihn zu treten und ihm die Ursache von dem sonderbaren Betragen seiner Tochter anzuzeigen. Alle erwiederten einstimmig, sie müßte durch Zauberey verblendet seyn, und riethen ihm, die Versammlung auseinander gehn zu lassen und einen andern Tag zu bestimmen; während dieser Zeit aber den kühnen Derwisch und seine unverschämten Begleiter gefangen zu nehmen, bis man entdeckt hätte, durch welche Mittel sie die Prinzessin Kaan Lettau bezaubert hätten. Der Rajah billigte diesen Rath, entließ die Versammlung und ertheilte Befehl, sogleich den Derwisch und seine Begleiter zu ergreifen und in eine tiefe Grube

zu werfen, die neben dem Pallaste war, und in welcher die Uebelthäter gewöhnlich gefangen gehalten wurden. Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt: der unglückliche Prinz und seine treuen Freunde wurden in ein ekelhaftes Gefängniß geworfen, wo wir sie für jetzt verlassen, um uns nach dem zu erkundigen, was in dem Innern des Pallastes vorging.

Sobald der Rajah nach Hause zurückgekehrt war, schickte er, von Zorn entbrant, nach seiner Tochter, warf ihr die Schande vor, die sie auf ihn gebracht hätte, und schwur hoch und heilig, sie für ihre ganze übrige Lebenszeit in ein unzugängliches Gefängniß einzusperren. Er befahl deshalb, sogleich in der größten Eile ein Haus zu bauen, und es mit einer hohen Mauer zu umgeben. Dieses geschah; und sobald das Gebäude fertig war, schickte er die Prinzessin mit allen ihren Habseligkeiten dahin, und verstattete ihr nicht, jemanden mitzunehmen als ihre Freundin Kaum Kullai.

Da sich nun die unglückliche Prinzessin aus der menschlichen Gesellschaft verbannt und verurtheilt sah, den Rest ihres Lebens in dieser Gefangenschaft zuzubringen, wurde ihre Liebe für Kamarupa immer heftiger,

zu

zumal wenn sie an den Zustand dachte, in den er um ihrentwillen versetzt worden war. Fast nie verließ sie das schreckliche Bild seines Gefängnisses und seines Unglücks; sie vergoß Ströme von Thränen und hörte nicht auf Tag und Nacht das Schicksal ihres Geliebten zu beklagen, indem sie oft versicherte, sie wollte lieber einen tausendfachen Tod sterben, als ihrer Liebe entsagen.

Während sie so ihr trauriges Geschick beklagte, ging Kamarupa mit seinen Freunden zu rathe, wie sie sich wohl am besten ihre Freyheit wieder verschaffen könnten? Glücklicherweise erinnerte sich Mitra Chandra der Haare, die er von dem Dämon Huddum zum Geschenke bekommen hatte. Unsere Leser erinnern sich, daß dieser Genius, welcher zufälligerweise eine Neigung für Mitra Chandra faßte, ihm bey der Trennung einige Haare schenkte und ihm seinen Beystand versprach, wenn er sie in irgend einer dringenden Gefahr, wo es auch nur seyn möchte, verbrennen würde. Er schlug daher dem Prinzen vor, einen Versuch zu machen. Der Vorschlag wurde genehmigt; Mitra Chandra machte Feuer an, und warf eines von den Haaren hinein. Kaum war dieses verbrannt, als ein lauter Donnerschlag erfolgte

und Huddum an der Oeffnung der Grube erschien. Sein fürchterlicher Anblick erschreckte die Wache, welche der Rajah an das Gefängniß gestellt hatte, und sie ergriff mit der größten Eile die Flucht. Hierauf schob Huddum den Stein weg, welcher vor der Mündung der Grube lag, sah hinein und fragte die Gefangenen, was sie begehrten? Als diese hinaufsahn, erschracken sie so sehr, daß sie kein Wort vorbringen konnten, sondern inbrünstig zu beten begonnen, Mitra Chandra ausgenommen, der ihn erkannte, und ihm aus der Tiefe herauf für die pünktliche Erfüllung seines Versprechens herzlich dankte. Er beschloß seine Anrede mit der Bitte, den Prinzen Kamarupa und seine unglücklichen Freunde aus diesem schrecklichen Gefängnisse zu befreyen. Huddum erkannte die Stimme seines Freundes Mitra Chandra, stieg hinab, ergriff ihn mit der einen, den Prinzen mit der andern Hand, und zog sie herauf. Eben so machte er es auch mit den übrigen Gefangenen.

Nachdem dieß geschehn war, wendete er sich an den Prinzen und sagte ihm, er hätte ihm längst einen Dienst zu thun gewünscht, und wenn er ihm Vollmacht dazu gäbe, wollte er sogleich die Prinzessin Kaan

Lettau zu ihm bringen Der Prinz dankte dem Dämon für dieses gütige Anerbieten; bat ihn aber für jetzt nur um die Gefälligkeit, ihn mit seinen Freunden eine Strecke von Serendib wegzuschaffen. Diesem Wunsche gemäß, nahm Huddum den Prinzen und alle seine Freunde auf den Rücken und trug sie mit unglaublicher Schnelligkeit durch die Luft in ein gebirgiges, von Räubern bewohntes Land, das in einer beträchtlichen Entfernung von Serendib lag. Nachdem dieses geschehn war, baute er ihnen mit eigner Hand eine Festung, die mit allem nöthigen versehen war, und fragte hierauf den Prinzen, ob er sonst noch etwas verlangte. Dieser verneinte es, mit der Versicherung, daß er nie im Stande seyn werde, ihm die geleisteten Dienste zu vergelten. Huddum nahm hierauf Abschied und versprach, bey jeder vorkommenden Gelegenheit, wo er seiner Dienste benöthigt wäre, bey der Hand zu seyn.

Der Prinz befand sich nun mit seinen Freunden in der Festung, die ihnen der Genius gebaut hatte, und berathschlagte sich mit ihnen, was zu thun sey. Nach vielem Hin- und Hersinnen beschlossen sie endlich, in aller Geschwindigkeit eine Armee zusammenzuziehn, mit derselben vor Serendib zu rücken,

und an ihrer Spitze Kaan Lettau's Hand von ihrem Vater zu fordern. In dieser Absicht schlossen sie mit den Räubern, die das Gebirge bewohnten, ein Bündniß; und da sich der Prinz jetzt zum guten Glücke des Geschenkes erinnerte, das ihm sein Freund, der Derwisch Gyan Acharya mit dem Steine gemacht hatte, welcher die Kraft besaß, alles was er berührte, in Gold zu verwandeln, beschloß er Gebrauch von demselben zu machen, und sich so viel Geld zu verschaffen, als er zur Erhaltung eines großen Heeres nöthig hätte. Dieses war bald zusammengebracht, und da alles in Bereitschaft war, vertheilte er das Commando unter seine Freunde und rückte mit seiner ganzen Macht gegen Serendib aus.

Sobald hier die Nachricht von seiner Ankunft erschollen war, traf der Rajah alle Anstalten zur Vertheidigung seines Landes, zog seine Truppen zusammen und schickte ein Heer, unter der Anführung seines Wessir Schi-Singa, gegen Kamarupa ab. Es kam zu einer heftigen Schlacht, in welcher Kamarupa's glückliches Gestirn über seinen Feind siegte und ihm einen vollständigen Sieg gewinnen half, bey welchem der Wessir selbst gefangen genommen wurde. Kamarupa

rupa richtete hierauf, ohne weitern Aufschub, seinen Marsch gerade gegen die Hauptstadt, die er durch Ueberrumpelung einzunehmen hoffte. Aber die Nachricht von der Niederlage des Wessir war hier schon erschollen und der Rajah machte ernstliche Anstalten, die Stadt gegen eine Belagerung zu vertheidigen.

Kamarupa war, dem Rathe seiner Freunde zu folge, entschlossen, gelinde Maasregeln zu nehmen. Er schenkte demnach dem gefangenen Wessir die Freyheit und beschloß ihn mit freundschaftlichen Anerbietungen an den Rajah abzuschicken. Zugleich mit ihm schickte er seinen Freund Mitra Chandra ab, um dem Rajah Nachrichten von seiner Person und den Ursachen des Feldzuges zu geben; ihm zu sagen, daß er seit langer Zeit eine heftige Neigung für die unvergleichliche Kaan-Lettau, seine Tochter, hege; daß er um ihrentwillen viele Gefahren und Mühseligkeiten erduldet hätte, und daß die Liebe zu ihr ihn allein bewogen hätte, in der Gestalt eines armen Derwisch zu erscheinen.

Nach dem Kamarupa seinen Abgeordneten diesen Auftrag ertheilt hatte, entließ

er sie, und schlug sein Lager eine Tagereise weit von der Hauptstadt auf, um hier den Erfolg seiner Gesandschaft abzuwarten. Sobald Schi-Singa und Mitra Chandra in Serendib angekommen waren, begaben sie sich unverzüglich in den Pallast des Rajah und entledigten sich ihres Auftrages. Der Rajah war sehr vergnügt, seinen Wessir wieder zu sehn und umarmte ihn auf das zärtlichste; dann wendete er sich an Mitra Chandra und sagte ihm, er würde sich ein Bündniß mit einem so angesehenen Prinzen zur größten Ehre rechnen; und wenn ihm sein Herr früher von seinem Stande und seiner Liebe zu Kaan Lettau Nachricht ertheilt hätte, würde er ihn ohne Bedenken und mit dem größten Vergnügen allen übrigen Bewerbern vorgezogen haben: er hoffe endlich, der Prinz würde die Unannehmlichkeiten, die er erfahren hätte, mit der Unwissenheit entschuldigen, in welcher sich der Hof von Serendib in Rücksicht auf seinen wahren Stand befunden hätte. Er beschloß seine Rede mit der Bitte, daß ihn Mitra Chandra auf den folgenden Tag bey seinem Herrn anmelden möchte, wo er die Ehre haben würde, dem Prinzen einen Besuch in seinem Lager zu machen. Er befahl hierauf prächtige Geschenke herbey zu bringen, die er

dem

dem Gesandten überreichte. Nachdem dieses geschehen war, befahl er wegen des glücklichen Friedens in der ganzen Stadt Lustbarkeiten anzustellen; und ließ ein Ausschreiben ergehn, daß der erlauchte Rajah Kamarupa, Sohn des Königs von Ude, im Begriff wäre, in Serendib einzuziehn, und daß alle nöthigen Anstalten getroffen werden sollten, einen so edeln Gast nach Würden zu empfangen.

Mitra Chandra reiste eilig mit den erhaltenen Geschenken ab und brachte seinem Herrn die erwünschten Nachrichten. Da er hörte, daß ihm der Rajah einen Besuch in seinem Lager machen wollte, befahl er sogleich die Zelte abzubrechen, marschirte gerade auf Serendib los, und schlug sein Lager in der Nähe der Stadt auf. Am andern Morgen kam Rajah Chitra Peti, von allen seinen Edeln und Höflingen begleitet, in dem prächtigsten Aufzuge aus der Stadt und begab sich nach dem Lager des Prinzen. Sobald dieser seine Annäherung erfuhr, ritt er ihm auf seinem Elephanten entgegen und, als sie nur noch eine kleine Strecke von einander entfernt waren, stieg er ab und begrüßte den Rajah nach der Sitte des Landes. Hierauf stieg auch Rajah Chitra ab, erwiederte den Gruß und hieß den Prinzen in seinen

Staaten willkommen. Nachdem die Begrüßungen vorüber waren, führte Kamarupa den König in ein prächtiges Zelt, wo ein herrliches Mahl zu seinem Empfange bereitet war. So wie hier die beyden Fürsten auf einem goldnen Sopha saßen, glichen sie zwey funkelnden Sternen, die nebeneinander am Himmel glänzen und die kleinern Gestirne durch ihr Licht überstrahlen. Alle Umstehenden aber hoben ihre Herzen und Hände zum Himmel und dankten der Gottheit laut für den glücklichen Ausgang eines gefährlichen Kriegs.

Nach geendigtem Mahle kehrte der Prinz und der Rajah, beyde auf Einem Elephanten nach Serendib zurück. Der Rajah geleitete den Prinzen in einen Pallast, der zu seinem und seiner Freunde Empfange eingerichtet war. Er entfernte sich hierauf und ertheilte Befehle wegen der Verheyrathung seiner Tochter, die er aus ihrer Gefangenschaft befreyte und die glückliche Ankunft ihres Geliebten wissen ließ. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese unerwartete und erfreuliche Nachricht auf das Herz der Prinzessin machte, die sich nun ganz der frohen Hoffnung überließ, endlich die Wünsche ihres Herzens erfüllt zu sehn und ihren gelieb-

liebten Kamarupa für seine Treue und Zärtlichkeit zu belohnen.

Chitra Peti befahl nun den Sterndeutern seines Landes, sich zu versammeln und die Planeten zu befragen, an welchem Tage die Hochzeit seiner Tochter gefeyert werden könnte. Die Sterndeuter gehorchten und kamen nach Verlauf einiger Tage zurück, und erklärten dem Rajah, sie hätten den glücklichsten Moment für die Feyer der erwünschten Verbindung des Prinzen Kamarupa mit der Prinzessin Kaan Lettau gewählt. Der Rajah befahl hierauf in seinem ganzen Lande Lustbarkeiten anzustellen, und die Stadt Serendib wurde eine zeitlang der Aufenthalt der Freude und des Vergnügens.

Als nun der festgesetzte Tag erschien, trat der Rajah in Begleitung seiner Edeln, in den großen Saal des Pallastes und vertheilte die größten und schönsten seiner Elephanten, die auf das prächtigste geschmückt und mit Edelsteinen übersäet waren, unter alle die, welche zur Feyer der Hochzeit eingeladen waren. Ein Mahl war zubereitet und ein Zug der auserlesensten Musikanten und Tänzer trug dazu bey, die Freude dieser glänzenden Versammlung zu erhöhn.

Beym Anbruch der Nacht verließ Kamarupa seinen Pallast, bestieg ein muthiges, prächtig geschmücktes Paradepferd, und begab sich in Begleitung seiner Freunde in den königlichen Pallast. Als er in die Versammlung trat, erstaunten alle über seine Schönheit und Würde. Der Rajah stand auf, nahm ihn bey der Hand und führte ihn eine Reihe von Stufen hinauf zu einem goldenen Throne, der mit den kostbarsten Juwelen von Golconda verziert war. Hier setzte sich Kamarupa unter dem Freudengeschrey aller versammelten Zuschauer nieder.

Kurz darauf traten die Sterndeuter und Braminen in die Versammlung und meldeten, daß die Stunde für die Hochzeitfeyer günstig sey. Nun ertönte der ganze Hof von Freude und Jubel, jedermann wünschte dem Prinzen Glück, und der Rajah, die Edeln und Höflinge brachten ihm herrliche Geschenke dar. Er verließ hierauf die Versammlung und begab sich nach dem Pallaste seiner Geliebten, wo er endlich nach tausendfältigem Kummer, unsäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten, in den Armen eines geliebten Weibes die reichlich verdiente Belohnung empfing. Die Lustbarkeiten dauerten mehrere Tage fort, und immer war der nächste Tag prächtiger und glän-

zen-

zender als der Vorhergehende. Aber Kamarupa und seine Geliebte sahen nichts von aller dieser Pracht; sie sahen nur eines das andre, und genossen in ihrer Vereinigung das höchste Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann.

Indeß vergaß Kamarupa in dem Genusse seiner Seligkeit das Anliegen seines Freundes Mitra Chandra keinesweges. Er kannte seine Leidenschaft für die schöne Kaum Kullai und sprach bey dem Rajah für seinen Freund. Die Erlaubniß war leicht erhalten und die Hochzeit dieses schönen Paars wurde mit eben so vieler Pracht gefeyert, als die Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin Kaan Lettau.

Nach Verlauf von neun Monaten gebahr die Königin ihrem Gemahl einen Sohn, der ihr Band noch fester knüpfte. Nichts fehlte mehr zu Kamarupa's Glückseligkeit als das Wiedersehn seiner Eltern, die seit seiner Abreise nichts von ihm erfahren hatten, und also nicht wußten, was aus ihm geworden war. Er ersuchte deshalb den Rajah von Serendib um die Erlaubniß, eine Reise nach Hindostan machen zu dürfen, um seine geliebten Eltern noch einmal zu umarmen. Chitra Peti willigte in dieses Gesuch unter der Bedingung ein, daß er seinen kleinen Sohn in

in Serendib zurückließe, dem er die Erbfolge in seinem Reiche zusicherte. Kamarupa nahm diese Bedingung an und machte sogleich ernstliche Zurüstungen für seine Abreise. Seine Gemahlin, und seine Freunde, und unter diesen Mitra Chandra, nebst der schönen Kaum Kullai sollten ihn begleiten.

Nach einem zärtlichen Abschiede von dem alten Rajah schiffte sich der Prinz und seine Gemahlin mit ihren sämmtlichen Begleitern nach Hindostan ein, wo sie nach einer glücklichen Schifffahrt, zur unaussprechlichen Freude von Kamarupa's Eltern, welche seit langer Zeit über die Abwesenheit ihres Sohnes in Kummer und Angst gelebt hatten, ankamen.

So wie gemeiniglich durch den Willen der göttlichen Vorsehung jeder Genuß durch irgend ein Uebel verbittert wird, so geschah es auch hier. Kurz nach Kamarupa's Ankunft übergab der alte Rajah sein Leben in die Hand seines Schöpfers, zum großen Leidwesen seines Sohnes und dessen Gemahlin. Kamarupa betrauerte ihn die gewöhnliche Zeit und bestieg dann den Thron seiner Voreltern. Er und seine geliebte Gemahlin herrschten lange Jahre über das Königreich Ude mit Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, und waren bis an ihren Tod die Bewunderung und Freude aller ihrer Unterthanen.

LB Coburg

Die Wüste Zend.

Ein Fragment aus dem Leben des berühmten

Hyder-Aly,

Sultans von Mysore.

Die Wüste Zend.

Ein Fragment aus dem Leben des berühmten Hyder-Aly, Sultans von Mysore.

Bruchstücke aus der Vorrede des französischen Herausgebers.

.... Die Geschichte die wir unsern schönen Leserinnen überreichen, ist voll jenes zauberischen Kolorits, das nur einer langen Folge-Reihe von anziehenden Begebenheiten, sonderbaren Ereignissen und Umständen, eigen ist. Hyder-Aly, bald Sklave, bald Gatte, bald Liebhaber und König, fesselt uns an sein Schicksal, und trennen wir uns von diesem Helden, so thun wir es, um für Zama zu seufzen, oder sie zu bewundern.

Die muthvolle Azema rührt uns bis zu Thränen; Hyder-Aly entzückt uns im Thal Dinam; der Kontrast der Sitten von Delhi, und der einer schiffbrüchigen Familie, versetzt uns in ein angenehmes Staunen, und überhaupt sind alle Bilder und Gemälde dieses kleinen Romans aus der Natur allein genommen. Man stößt da weder auf Geister, noch Kirchhöfe, noch Gespenster; wohl aber auf pittoreske Sitten, auf Frühlingsblüthe, und auf den unerschöpflichen Schatz der Naturschönheiten.

Wie fern ist es von uns, das Jahrhundert der Richardson, der Cervantesse, und ihrer berühmten Mitwerber! Wie selten sind für uns die Sevigne's, die la Süze, jene Schriftsteller voll Gefühl und Reiz! Für ein oder zwey schlechte Originalromane, zählen wir zehn übersetzte englische voll Spukerey und Geisterey.

O mögte sie bald zurückkehren, jene frohe und liebliche Zeit, wo man sich nur von den Schönen und ihren Reizen unterhält. Dann wähnt man sich glücklich, und glücklich sich wähnen heißt schon, es seyn. Dann werden wieder die Töne der Dichterleyer, wie die Mährchen der Romanenschreiber, die Lese-

sucht der Journale und fliegenden Blätter verdrängen, jener unversiegenden Quellen von Kümmerniß und Beängstigung.

O! komme wieder, süßer Friede! Zeit wo die Schönen uns entzücken und bezaubern. Komme wieder! aller Herzen, rufen dich, und verlangen nach dir!

———

Mohammed-Schahs, des Kaysers von Mogel, schwankende Gesundheit deutete auf einen nahen Tod. Dieser Fürst hatte nur zwey Kinder, Achmet-Schah, den Erben seines Throns, und die Prinzessin Hadigeh. Des Bruders zärtliche Freundschaft gegen die Schwester ließ zum voraus ahnen, welchen Einfluß einst Hadigeh's Gemahl haben würde. Nadim-Zaheb wünschte daß dieß Glück seinem Sohn zu Theil werden mögte, und durfte sich mit der Erfüllung dieses Wunsches schmeicheln. Der Unterschied der Religion war ein leicht zu hebendes Hinderniß. Nadim-Zaheb der einen Moratten zum Erzieher gehabt hatte, war sehr gleichgültig gegen den Gottesdienst seiner Väter. Bekanntlich sind die Moratten, ob sie sich gleich zur Religion der Braminen

bekennen, keine strengen Beobachter ihrer Gebräuche. Ihre thätige und unstäte Lebensart zwingt sie Fleisch und Fisch zu essen, und starke Getränke zu trinken. Nadim-Zaheb hatte die Erziehung seines Sohnes zwey Männern übertragen, deren philosophische Denkungsart ihm bekannt war, dem Mollah Hussin, und dem Bramin Ferisha. Aber was vermögen fremde Lehren gegen die Sprache des Herzens? Hyder-Aly, in jenem glücklichen Alter, wo vor einem Blick der Schönheit alle Combinationen der Politik verschwinden, wollte von keiner andern Religion seyn, als von Azima's ihrer.

Nadim-Zaheb war fest überzeugt, daß selten Neigungen, die sich in der Kindheit anspinnen, einen Einfluß auf das übrige Leben behalten, und daß die Gefährtinnen langer Reisen, Abwesenheit und Zerstreuung, seinen Sohn leicht von einer Leidenschaft heilen würden, die ihm romanenhaft dünkte. Er legte also dieser Leidenschaft nichts öffentlich in den Weg; er schmeichelte ihr sogar mit einer günstigen Aussicht. Unterdessen befahl er seinem Sohn, sich nach Hispahan, in gewissen Aufträgen, zum Könige von Persien zu begeben; Ferisha und Hussin soll-

sollten ihn begleiten, und nur diese wußten um das wahre Geheimniß.

Hyder=Aly's Abreise wurde durch verschiedene Umstände bis in die ersten Tage des May's 1742 aufgehalten. Düploix der zum Statthalter von Pondischery, und zum Oberbefehlshaber aller französischen Niederlassungen in Indien, ernannt worden war, hatte dem Nadim-Zaheb davon Nachricht gegeben. Zugleich meldete er ihm, daß ein Krieg zwischen England und Frankreich unausbleiblich sey; daß er eine furchtbare Flotte erwartete; daß Chandah=Zahebs Aufstand Festigkeit zu gewinnen anfange; daß dieser Fürst sich schon der Hälfte der Nabobschaft Corvate bemächtigt habe; daß die Moratten zu den Waffen gegriffen, ohne jedoch über ihre wahren Absichten sich herauszulassen, und kurz, daß die Stunde des Untergangs ihres gemeinschaftlichen Feindes geschlagen habe. Auf diese Nachricht beschloß Nadim=Zaheb, seinen Sohn an den persischen Hof reisen zu lassen.

Die kürzeste und bequemste Straße, von Delhi auf Hispahan hätte durch Cahor, Kabul und Kondahar geführt; allein diese, von den Persern gänzlich verwüstete,

 Pro=

Provinzen waren damals der Aufenthalt eines Räuber-Heers, unter den Befehlen des Abdallah, eines Korassarischen Hirten. Dieser Abentheurer, der sich in der Folge durch seine Grausamkeiten und durch seinen Antheil an der Regierung von Hindostan berühmt gemacht hat, war Streitkolben-Träger des Nadir-Schah gewesen. Er wurde, was weyland sein Herr war, Straßenräuber. Auf die Nachricht, daß dreytausend Kameele mit Waffen, Lebensmitteln, und einem Theil des Delhyschen Schatzes beladen, unterwegens wären, erschlug er die Bedeckung, bemächtigte sich der ganzen Karavane, warb Soldaten, und machte sich zum Herrn der Gebirge, welche Kaluhestan von der Tatarey scheiden. Er streifte bis vor die Thore von Cahor.

Hyder-Aly-Kan schlug also den Weg von Amadabat, der Hauptstadt von Guzurate ein, und hatte bald die Gränze von Hindostan erreicht. Das Mogolische Reich stößt gegen Persien an eine große Wüste, die von den Ufern des Hindus bis an die Provinz Zend in Persien sich erstreckt. Dieß bergige, von Natur öde und sandige, Land war vor Zeiten bevölkert. Allein die Mogolischen Kayser verwandelten es in eine Wüsteney,

ney, um die Perser abzuhalten, von dieser Seite ins Herz von Hindostan eindringen zu können. Diese Wüste hat nicht weniger denn 40 Stunden in der Breite; unterdessen trifft man doch auf einige Dörfer; allein sie sind nicht sehr beträchtlich, und weit von einander entfernt.

Reisende, welche diese Einöde nur Karavanenweise durchziehen, sind daher gezwungen, sich jeden Abend zu lagern, und nur kleine Tagereisen zu machen, nachdem sie sich mit den nöthigen Lebensmitteln versehn haben. Hyder-Aly's Gefolge war zu zahlreich, um die Schaliat's zu fürchten, die man auf der Malabarischen Küste Mapulches nennt. Diese verrätherischen und blutdürstigen Leute durchstreifen oft in zahlreichen Trupps diese Wüste, um Sklaven zu machen, die sie nachher an die Araber verkaufen. Sie reiten kleine, des Hungers und der Strapatzen gewohnte, Pferde, legen, mit unbegreiflicher Schnelligkeit, große Distanzen zurück, und nöthigen die Reisenden, die größte Vorsicht anzuwenden, um nicht überrascht zu werden.

Eine Stunde vor Tage wurde aufgebrochen, und Halt gemacht, wenn die Sonne

ihren höchsten Standpunkt erreicht hatte, und die Hitze unerträglich fiel. Dann wurden die Zelte aufgeschlagen, und bis an den andern Morgen ausgeruht. Hyder-Aly's und seiner beyden Begleiter Gefolge bestand aus Sklaven, auf deren Treue man sich verlassen zu können glaubte. Allein die Reichthümer ihrer Herrn führten diese Elende in Versuchung. Sie beschlossen sie zu ermorden, und sich in ihre Schätze zu theilen. Sie wußten ihren Anschlag so geheim und listig einzufädeln, daß niemand den geringsten Verdacht auf sie warf.

Die Sklaven hatten den vierten Tag, nachdem sie über den Hindus gesetzt waren, zur Ausführung ihres Komplots, ausersehn. Die Karavane hatte an diesem Tage einen längern Weg als gewöhnlich zurückgelegt. Ermüdet begab sich Hyder-Aly, beym Einbruch der Nacht, zur Ruhe, und lud seine beyden Gefährten ein, ein Gleiches zu thun. Hätten sie diesen Rath befolgt, so würden alle drey aus den Armen des Schlafs, in die Arme des Todes übergegangen seyn.

Zum Glück bewog die Schönheit der Nacht, und ihre zärtliche Sorgfalt für ihren Zögling, den Hussin und Ferisha, sich

aus

aus ihren Zelten ins Freye zu begeben, theils um zuzusehn, ob alles in Ordnung sey, und theils um der Kühlung am Gestade eines kleinen benachbarten Flusses zu genießen. Es war schon tief in die Nacht, als sie wieder zurückkehrten. Zu ihrem Erstaunen fanden sie ihre Leute noch wach, und gar nicht ans Schlafengehn denkend.

Ein wohlthätiger Engel gab beyden ein, sich leise an ein Zelt zu schleichen, wo sie viele Personen laut sprechen hörten. Acht Sklaven lagen ermordet am Eingang. Mit Entsetzen vernahmen sie aus jener Reden, daß sie als Opfer der Treue gegen ihre Herrschaft gefallen wären. In der ersten Aufwallung ihres Unwillens wollten Hussin und Ferisha über diese Elende herfallen, sie durch ihre Entschlossenheit schrecken, oder wenigstens ihr Leben theuer verkaufen. Allein da sie überlegten, daß nach ihrem Tode Hyder-Aly desto gewisser das Opfer der Mörder werden würde, so begaben sie sich in sein Zelt, weckten ihn, kleideten ihn eilig an, und entdeckten ihm mit zwey Worten welche Gefahr ihnen allen bevorstehe. Sie beschworen ihn die Flucht zu ergreifen, während sie beyde den Eingang seines Zelts vertheidigen wollten, als ob er sich noch darinnen befinde.

Hyder-Aly, der keiner feigen Handlung fähig war, weigerte sich, und wollte schlechterdings das Schicksal seiner Freunde theilen. Hier galt kein langes Zaudern; alle drey verließen das Zelt, um unter Begünstigung der Nacht zu fliehn, und ihre Schätze aufzuopfern, um ihr Leben zu retten.

Allein schon war es mit dem Entschluß zur Flucht zu spät. Kaum traten Hyder-Aly, Ferisha und Hussin aus dem Zelt, als die rebellischen Sklaven, mit einem gräßlichen Geschrey, auf sie eindrangen. Wahrscheinlich wollten sie sich durch dieß Geschrey gegen die Vorwürfe ihrer Herrn betäuben, die kaum die Zeit hatten sich hinter einigen Packen und Ballen zu verschanzen. Nie barg noch die Nacht hinter ihrem Schleyer ein, troz seiner unendlichen Ungleichheit, hartnäckigers Gefecht. Die Sklaven welche sich zu nahe heranwagten, litten die Strafe welche ihr Verbrechen verdiente. Allein was vermogte die Tapferkeit von drey Männern, gegen funfzig Bösewichter, bey welchen Wuth die Stelle der Unerschrockenheit vertrat?

Ferisha sank zuerst unter den Streichen der Mörder. Die Sklaven feyerten seinen Fall und ihren Sieg durch ein fürchterliches

liches Geheule, und setzten ihren Gegnern mit verdoppelter Heftigkeit zu. Hyder und Hussin beschlossen, nur im Zurückziehn sich zu vertheidigen, in Hoffnung, daß ihre Widersacher, durch die lange Gegenwehr ermüdet, über die Beute und die Kameele herfallen würden; allein sie setzten, erbittert, den Kampf fort.

Hussin, mit Wunden bedeckt, und durch den Blutverlust entkräftet, stürzte ohnmächtig neben Hyder-Aly nieder, der in eben dem Augenblick einen Steinwurf auf die Brust erhielt, welcher ihn, ohne Besinnung, und ohne Lebens-Anschein, zu Boden streckte. Die Sklaven wähnten ihn tod, kehrten nach dem Lager zurück, und ließen die Leichname ihrer Gegner, und ihrer in dem Streite gefallenen Gefährten, auf dem Felde liegen.

Ferisha, der nur in einer Ohnmacht gelegen hatte, kam zuerst wieder zu sich. Er war mehr mit dem Blute der Sklaven, die sein Säbel gemetzelt hatte, als mit seinem eigenen bedeckt. Seine Wunden waren zahlreich, aber nicht tödlich. Als er seine Sinne wieder bekam, sah er sich mit Hyder allein, und bemühte sich, ihn ins Leben zurück zu

rufen. Die Zeichen des Todes standen auf Hyders Gesichte, und seine erloschenen Augen schienen auf ewig dem Tageslicht verschlossen. Der Fluß war nicht weit entfernt; er kroch dahin, bespritzte das Gesicht seines Zöglings häufig mit Wasser, und versuchte, doch vergebens, ob die Wirkung desselben einen stärkenden Einfluß auf seine Nerven und Lebensgeister haben würde. In der Verzweiflung über die anscheinende Nichtigkeit seiner Bemühungen faßte er einen Entschluß, dessen er allein fähig war.

Ueberzeugt von dem Tode seines Zöglings, und mit dem festen Vorsatz ihn nicht zu überleben, legte er sich traurig an seiner Seite nieder, und erwartete so den Tod, den seine eigene Schwäche ihm als sehr nahe verkündete. Sein bester Trost war, die Sklaven würden mit Tagesanbruch kommen, um die Toden zu begraben, und Eine Gruft würde dann ihn und Hyder-Aly verschließen.

In diesen traurigen Gedanken durchwachte Ferisha die Nacht. Von Zeit zu Zeit machte er neue Versuche, Hyders fliehende Seele zurückzurufen, allein keiner wollte ihm glücken. Beym geringsten Geräusch glaubte er die Zurückkunft seiner Mörder zu verneh-

nehmen, um ihm den letzten Lebensrest zu rauben; und dann verließ ihn in etwas seine Standhaftigkeit, doch bald schwang sich seine große Seele wieder über Unglück und Verzweiflung empor, und fühlte von neuem seinen Muth.

Die Nacht dauert lange, die man in einer solchen kritischen Lage zubringt! Endlich kam der Tag, und mit diesem Augenblick, wo neues Leben in die ganze Natur wiederkehrt, drang auch ein neuer Strahl von Hoffnung in Ferisha's Seele.

Kaum konnte er die Gegenstände schwach unterscheiden, als der natürliche Instinkt, der jedes Thier antreibt, für seine Erhaltung zu sorgen, auch seine Blicke die umliegende Gegend nach einer Zufluchtstätte durchirren ließ. Er wurde Rechts, ohngefähr eine kleine Viertelstunde weit, am Fuß eines steilen Gebirgs, ein dichtes Strauchwerk gewahr; und troz seiner Wunden und seiner Kraftlosigkeit, hatte er noch den Muth, Hyder-Aly auf seine Schultern zu laden, und ihn in dieß Dickigt zu schleppen. Man denke sich seine Verwunderung und Freude, als er die süße Bürde auf den Boden legte, und seinen Zögling seufzen hörte. Zu einer jeden andern

Zeit würde ihm das Entzücken seiner Sinne beraubt haben; aber jetzt brachte es die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Freude lieh ihm neue Kräfte, oder ersetzte wenigstens die verlornen, und durch den wiederhohlten Gebrauch einiger starken geistigen Wasser, die er bey sich hatte, rief er Hyder-Aly endlich ganz von den Pforten des Todes zurück.

Hyder-Aly warf seine Blicke umher, und konnte nicht begreifen, durch welche Zauberey er in ein Gehölze versetzt sey. Noch war sein Leben, durch die zu große Entkräftung von seinen Wunden, nicht ganz ausser Gefahr; allein Ferisha schien voll Muth und Kraft. Er verließ seinen Zögling einen Augenblick, doch seine Abwesenheit war nicht von langer Dauer. Die Freude die auf seinem Gesichte bey seiner Rückkehr glänzte, verkündigte eine gute Bothschaft. Er hatte im Schooße der Erde eine undurchdringliche Freystätte vor der Bosheit ihrer Verfolger entdeckt, und ohne sich in ein größeres Detail einzulassen, faßte er Hyder-Aly unter die Arme, und indem er ihn mehr trug als führte, brachte er ihn nach dem gefundenen Zufluchtsorte.

Ein kleiner Pfad, tiefer im Holze, leitete zu einer Höhle, die inwendig sehr geräumlich und groß, aber am Eingang enge, und von Dorngesträuch versperrt war. Es war hohe Zeit daß sie hier in Sicherheit kamen, denn Ferisha, der sich von Zeit zu Zeit heraus begab, um zu spähen was in der Nähe vorgehe, wurde die Sklaven gewahr, die nach dem Orte eilten, wo Hyder-Aly unter ihren Streichen gefallen war. Ferisha kroch bey diesem Anblicke auf Händen und Füßen, im Gebüsche, nach der Höhle zurück, um nicht von den Barbaren bemerkt zu werden.

Hier hinter dem dichten Dorngesträuch des Eingangs versteckt, hielt er sich unbeweglich, und gab Hyder-Aly ein Zeichen, kein Geräusch zu machen. Er konnte von hier aus Alles sehn, ohne selbst gesehn zu werden. Die Ebene lag vor ihm, wie eine große Schilderey, ausgebreitet. Er sah die Sklaven sich dem Gestade des Flusses, als der Kampfstätte, nähern, und in Bestürzung gerathen, als sie hier nicht die Leichname ihrer Herrn fanden. Aengstlich suchten sie solche längs des Flusses. Endlich, als ihre Nachforschungen vergebens waren, versammelten sie sich auf einen Haufen, berathschlagten sich und marschirten nun alle

auf das Strauchwerk zu, das Ferisha und Hyder-Aly zum Asyl diente.

Ferisha gab sogleich von dieser neuen drohenden Gefahr dem Hyder Nachricht, und ohne seine Antwort abzuwarten, vertiefte er sich mit ihm in das Dunkel der Höhle; denn was konnten sie jetzt sehnlicher wünschen, als das Licht des Tages zu fliehn? Sie stießen auf einen schmalen Gang, den sie, in der heftigsten Bewegung, weiter verfolgten. Er brachte sie zu einer zweyten noch finsterern Höhle, als die vorige. Ihr erstes war, auf die Knie zu fallen, und dem Wesen der Wesen zu danken, das ihnen, im Eingeweide der Erde, diesen Schutzort vor der Mordsucht der Bösewichter bereitet hatte.

Hyder-Aly war so schwach, und seine Schwäche nahm, durch die gehabte Anstrengung, mit jedem Augenblick dergestalt zu, daß er sich auf den Boden legen mußte. Ferisha that ein Gleiches; sie konnten in dieser Lage das leiseste Geräusch hören.

Nach Verlauf einiger Zeit schien ihre Zufluchtsstätte von einer Art Gemurmel zu ertönen, das anfangs kaum vernehmbar war, und stufenweise stärker wurde. Bald unterschie-

schieden sie das verwirrte Getöse der Stimmen vieler Leute, die in der ersten Höhle sprachen.

Die mannichfaltigen Windungen dieses ungeheuern unterirdischen Gewölbes pflanzten die Töne gar deutlich fort. Hyder-Aly konnte jedes Wort von dem Gespräche verstehn, das seine Mörder unter sich führten, und das nur zu gut die Schwärze ihrer verworfenen Seelen verrieth. „Wahrlich! rief der eine, wir verdienen die Unruh, die uns jetzt peinigt; wir hätten in der Nacht, wo sie zu unsern Füßen in den Staub gestreckt lagen, allen Dreyen die Köpfe abschlagen sollen, so wär unsre That mit ihnen zu Grabe gegangen, und nie zur Kenntniß der Menschen gekommen.“ Während einige diese Reden führten, suchten wahrscheinlich andre, in allen Winkeln der ersten Höhle nach; allein, entweder fanden sie den schmalen Durchgang nicht, oder sie getrauten sich nicht weiter. Sie brachten fast eine Stunde in dieser Grotte zu; nach Verlauf dieser Zeit, wurde das Geräusch, das sie machten, immer schwächer und verlor sich zuletzt ganz.

Die tiefe Stille die jetzt herrschte, überzeugte Hyder und Ferisha, daß sie nun

die einzigen menschlichen Bewohner dieser Grotte wären. Doch verließen sie darum noch nicht ihren finstern Aufenthalt, denn das Schweigen der Sklaven konnte nur eine List, eine gelegte Falle seyn. Fast den ganzen Tag verweilten daher beyde noch an der nemlichen Stelle, und in der nemlichen Lage.

Vielleicht war Furcht nicht allein an dieser Unthätigkeit Schuld; Schwachheit und Erschöpfung konnten sie auch veranlassen. Hyder-Aly befand sich in solch' einem erbärmlichen Zustand, daß der Tod ihm nicht sehr schreckbar dünken konnte. Seine Wunden hatten sich verkältet, und die heftigen Schmerzen die er empfand, preßten ihm Seufzer aus, die er nicht zurückzuhalten vermogte. Ferisha hatte weder Hyder-Aly's Wunden, noch seine eignen verbinden, ja nicht einmal besichtigen können. Seine ausserordentliche Anstrengungen, um seinem Zögling das Leben zu retten, hatten seine Kräfte so mitgenommen, daß bey alle dem Eifer und alle dem Muth den er blicken ließ, und der ihn über die Schwachheiten der Menschen zu erheben schien, Hyder-Aly doch bemerkte, daß er ihm seine Leiden nur verhehle, um ihn nicht muthlos zu machen. „O Gott! rief Hyder-Aly, sollen wir nur darum

dem Mordstal der Verräther entronnen seyn, um aus Mangel an Hülfe, im Schoos der Erde umzukommen?"

Diese, maschinenmäßig ausgesprochenen, Worte wirkten auf Ferisha's Geist. Aus der tiefen Stille, die in der Höhle noch immer fortherrschte, schloß er, daß die Sklaven sie nun gewiß verlassen haben müßten, und daß sie Beyde ein Gleiches thun könnten. Aber nun kam es darauf an, diesen Entschluß auszuführen. Denn weder er, noch Hyder, konnten sich aufrecht halten. Sie krochen endlich auf dem Bauch, mit Händen und Füßen fort, und erreichten erst nach unsäglicher Mühe den Eingang der ersten Höhle von neuem.

Sie richteten ihre Blicke nach allen Seiten, aber sonderlich auf ihr aufgeschlagenes Lager. Die Sklaven brachen die Zelte ab, und alle ihre Bewegungen verkündigten eine baldige Abreise. Diese Verworfenen entfernten sich auch wirklich, nachdem sie vorher ihre Beute unter sich getheilt hatten.

Diese Abreise konnte ebenfalls nur Verstellung seyn, allein die dringende Nothwendigkeit in der sich Hyder-Aly und Feris-

ha befanden, für ihre Wunden zu sorgen, zwang sie, sich über alle Furcht hinwegzusetzen. Kaum hatten sie daher ihre Mörder aus dem Gesicht verloren, so verließen sie auch das Gebüsch.

Sie krochen, so gut es gehn wollte, ans Ufer des Flusses, entkleideten sich, und begaben sich ins Wasser. Dieß heilsame Bad linderte merklich ihre Schmerzen. Keine von ihren Wunden war gefährlich, und sie heilten in sehr kurzer Zeit.

Hyder-Aly's Herz öfnete sich der Hofnung, als ein neues Bedürfniß sich desto dringender spüren ließ, je weniger Aussicht zu seiner Befriedigung vorhanden war. Dieß Bedürfniß war der Hunger. Ferisha und Hyder hatten seit 24 Stunden nicht die geringste Nahrung genossen. Die Sorge für ihre Rettung die sie bisher beschäftigte, hatte alle Kräfte ihrer Seele auf einen einzigen Gegenstand geheftet, und ihnen nicht Zeit gelassen, an etwas anders zu denken. Jetzt machte das genommene Bad das Bedürfniß ihnen noch fühlbarer, durch Speise die verlornen Kräfte zu ersetzen. Was sollten sie aber anfangen? Und was sollte aus ihnen werden? Hyder-Aly schien ganz in Verzweif-

zweiflung verloren. Ferisha affektirte eine Standhaftigkeit, die ihn innerlich selbst verließ, und suchte ihn zu trösten. Wo haben Sie ihren Muth gelassen? sagte er. Sie würden jetzt in ihm Hülfsmittel finden, die Krisis unsrer Lage zu bestehn. Und bin ich nicht an Ihrer Seite, um Ihr Unglück zu theilen, und es so zu vermindern? Ist überdieß Tod ein so großes Uebel, oder können die Menschen sich vor ihm sichern? Nein, der Tod ist eine Schuld, die alle Menschen in dem Augenblick ihrer Geburt übernommen haben, und die der Weise bezahlt, ohne zu murren. Aber warum sollten wir verdammt seyn, in dieser Einöde zu sterben? Wie oft kommt die Vorsehung dem Unglücklichen gerade in Augenblicken zu Hülfe, welche am Verzweiflungsvollsten schienen. Der, welcher uns den Armen des Todes entriß, die uns wie eine gewisse Beute umschlungen hielten, der kann uns auch von neuem durch Mittel retten, die uns unbekannt sind. Wir entgingen in voriger Nacht unsern Mördern; vielleicht hat Hussin gleiches Glück gehabt. Und ist dieser großmüthige Freund nicht tod, wie wir dieß mit Wahrscheinlichkeit annehmen können, weil wir seinen Körper nicht an der Stelle gefunden haben, wo er unter den Streichen unsrer Sklaven sank; so sinnet er

ohne Zweifel, auf Hülfs- und Rettungs-Mittel für sich und für uns, und so werden wir ihn bald wiederkommen und unsere Leiden enden sehn.

Ferisha und Hyder kehrten, mit der Abenddämmerung, nach der Höhle zurück. Sie entdeckten an den Gesträuchen des Eingangs Beere und wilde Früchte, und aßen davon. Dieses spärliche und unverhofte Mahl machte, daß sie die Nacht besser hinbrachten, als sie erwartet hatten. Sie erwachten am Morgen gestärkt und voll Hoffnung: sie begaben sich, nachdem sie noch ein Frühstück von den Früchten des Gebüsches zu sich genommen hatten, von neuem an den Fluß. Hier überlegten sie, welchen Weg sie wählen sollten. Der Weg nach Ispahan wäre freilich der beste und empfehlungswürdigste gewesen, allein diesen Weg hatten auch die Sklaven genommen, und sie konnten ihm nicht folgen, ohne zu wagen in ihre Hände zu fallen. Sie beschlossen endlich, an dem Ufer des Flusses hinzugehn, ob er sie vielleicht zu irgend einem Wohnplatz führe, und ihre Richtung nach dem persischen Meerbusen hin, zu nehmen, der nicht weit entfernt seyn konnte. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Wüste Zend nicht ganz unbewohnt ist. Es

gibt

gibt hier und da einige dürftige Hütten, die weit von einander entfernt, und gemeiniglich an den Ufern der Flüsse liegen.

Von allen den Schätzen, die Hyder-Aly von Delhy mit sich genommen hatte, war ihm nur ein Gürtel mit Juweelen, ein Demant von großem Werth, und die paar Goldstücke übrig geblieben, die in seiner und Ferisha Tasche sich befanden. Das waren sehr willkommene Hülfsmittel, allein um davon Gebrauch machen zu können, mußte man erst Menschen antreffen. Sie legten, in dieser Hoffnung, drey Meilen zurück. Jetzt wurden sie einen Klumpen großer Bäume gewahr die in einer Niedrigung, am Gestade des Flusses gepflanzt waren. Unsre Wandrer glaubten bey diesem Anblick am Ziel ihrer Leiden zu seyn, allein der Platz war unbewohnt. Unter diesen Bäumen bemerkten sie jedoch Pommeranzen- Kokos- und Palmen-Bäume, und dieß minderte in etwas ihren Verdruß über ihre fehlgeschlagene Hoffnung. Bald gelangten sie in ein Thal, das um die Wette mit allen ländlichen Schönheiten prangte. Die Reize des Orts, die lieblichen Früchte, die er in Fülle enthielt, und die große Hitze des Tages, bewogen die beyden Wanderer, hier für heute Halt zu machen. Sie

 setz-

setzten sich an den Fuß eines Baums, der ihnen ein undurchdringliches Obdach von Laub gegen die Strahlen der Sonne anbot. Vor ihnen schlängelte sich der Fluß durch blumenreiche Wiesen, von Bäumen von mancherley Gattungen umringt, deren Unordnung selbst ein zauberisches Ganzes bildete. Die Hügel welche das Thal schlossen, schienen von der Natur ausdrücklich dahin gesetzt zu seyn, um diese reizende Einöde zu verbergen, und verdeckten unsern Wandrern den Anblick der verbrannten Felsen, die sie eben durchwandert waren.

Auf Hyder-Aly's Einbildungskraft, die nur zu sehr schon gespannt war, machten diese Lokal-Schönheiten den lebhaftesten Eindruck, und flößten ihm den seltsamen Gedanken ein, in diesem ländlichen und simplen Aufenthalt, den ihn das Ohngefähr auffinden lassen, sein Leben zu beschließen. Ich werde hier, dachte er bey sich, in Frieden mich eines heitern Himmels, und einer gesegneten Erde freuen, fern von den Lastern, welche die Menschen peinigen und verunstalten.

Während er sich in diesen Betrachtungen vertiefte, war Ferisha auf den höchsten der Hügel-Kette des Thals geklettert, ob

er

er nicht Wohnungen in der Ferne entdecken könnte; aber sein Suchen war vergebens, und sie mußten sich entschließen, die Nacht unter den Bäumen zuzubringen.

Sie wählten sich zu ihrer Lagerstätte drey der dichtbelaubtesten Ananas-Bäume, die ohngefähr 12 Fuß von einander entfernt in einem Dreyecke standen. Ihre sich durchschlingende, und von allen Seiten bis auf die Erde herabhängende, Aeste bildeten eine natürliche Laube oder Hütte, die von drey Seiten Oefnungen hatte: diese Oefnungen beschlossen sie, auf das beste zu verwahren. Sie hieben mit ihren Säbeln Zweige von den benachbarten Bäumen, rammelten die stärksten dicht neben einander als Pfähle ein, durchflochten sie mit schwachen biegsamern Aesten, und brachten so eine Art von ovaler Hütte zuwege, wo Ferisha einen einzigen schmalen Zugang ließ, den er ebenfalls mit, dazu aufgesparten, Aesten verschließen konnte, sobald er sich mit Hyder-Aly darinn befinden würde.

Beyde schmeichelten sich, hier eine gute Nacht zuzubringen. Sie hatten eine Nahrung zu sich genommen, die in Vergleichung mit der, woran sie sich gestern begnügen

müs-

müssen, gesund, schmackhaft und reichlich gewesen war; sie hatten ein Lager von Laub, in einer bequemen Hütte; sie konnten sich der gewissen Aussicht überlassen, an Lebensmitteln und einem Obdach nie wieder Mangel zu leiden; kurz, alle Wahrscheinlichkeiten trafen zusammen, um ihnen eine ruhige Nacht zu versprechen: allein kaum begannen ihre Augenlieder sich zu schließen, als in ihre Ohren plötzlich ein durchdringendes und verdoppeltes Geschrey drang. Bald wurden sie überzeugt, daß das Brüllen, von welchem das Thal wiederhallte, von einem Tiger herrühre, der sich in der Nachbarschaft befand. Die gebrechliche Verwahrung ihrer Klause wäre gegen die Anstrengungen eines so furchtbaren wilden Thieres, nur ein schwaches Schutzmittel gewesen. Sie kletterten also auf einen von den Bäumen, die ihrem Aufenthalt zum Dache dienten, nachdem sie sich mit ihren Säbeln bewafnet hatten. Als sie auf die höchsten Aeste gestiegen waren, erblickten sie, beym schwachen Sternenschimmer, einen Tiger von ungeheurer Größe, der unter gräßlichen Verzuckungen sich auf dem Boden wälzte, und von Zeit zu Zeit entsetzliche Sprünge that. Er schien ganz allein zu seyn. Hyder-Aly schlug dem Ferisha vor, mit dem Säbel über ihn herzufallen, zumahl

da

da das Thier von Wunden oder heftigen Schmerzen abgemattet schien.

Schon stiegen sie vom Baum, als ein scharfes Zischen ihren Entschluß änderte, und ihnen das Geheimniß des Kampfs enträthselte. Sie wurden, als sie den Tiger genauer betrachteten, gewahr, daß sich eine Schlange von ungeheurer Größe um seinen Leib gewunden hatte, die ihm durch die Wunden, die sie ihm versetzte, dieß Gebrülle des Schmerzens auspreßte.

Es fiel Hyder-Aly und Ferisha nun nicht mehr ein, ihren Schutzort zu verlassen; sie erinnerten sich mit Entsetzen, daß der südliche Theil von Indien Schlangen von gewaltiger Größe, und 40 Fuß Länge enthält, welche oft auf die dichtbelaubtesten Bäume klimmen, und von dort herab auf ihre Beute schießen. Mit Grausen bedachten sie, daß sie der Raub dieses Ungeheuers geworden seyn würden, wenn ihm ein Zufall ihren Aufenthalt entdeckt hätte, oder ihm nicht diese andere Beute in Wurf gekommen wäre.

Der Tiger fieng an zu ermatten; sein minder durchdringendes Brüllen, seine minder elastische Sprünge, seine minder raschen Be-

Bewegungen, alles zeigte an, daß er im Begriff sey zu unterliegen. Wirklich hörte er auch auf sich zu vertheidigen. Aber mit einemmal schien er sich von neuem zu ermannen. Sein Gebrülle verdoppelte sich mit der äussersten Heftigkeit; er sprang so ungeheuer hoch, und kam dem Dickigt, wo unsre zwey Beobachter lauschten, so nahe, daß sie in Furcht standen, er mögte auf den Baum springen, der sie verbarg.

Personen, welche die Gewandtheit und Fertigkeit der Tiger kennen, werden diese Furcht nicht ungegründet finden. Zum Glück waren die ausserordentlichen Anstrengungen dieses Ungeheuers um seinem Feinde zu entrinnen, die letzten und vergeblichen Bemühungen eines starken Thiers, das mit dem Tod kämpft, und dazu den Ueberrest seiner Kräfte zusammennimmt. Diese waren bald erschöpft, und der Tiger fiel dreißig Schritte vom Dickigt ohne Leben nieder.

Die Schlange feyerte ihren Sieg durch ein langes Zischen, von welchem das Gehölze wiederhallte. Auf dieses Zeichen — denn das war es — kam eine zweyte Schlange zum Vorschein, die nicht so groß als die erstere war. Sie schleifte sich auf zwey Dritt-

thei-

theilen ihres Körpers fort, während sie das Vordertheil und den Kopf empor trug. Sie war gar bald bey ihrer Gefährtin angelangt, die auf sie zu warten schien, und beyde verzehrten nun gemeinschaftlich den Tiger.

Man kann sich die Lage der beyden Zuschauer, während dieses gräßlichen Schmauses denken. Seit länger denn zwey Stunden auf den Baum geschmiegt, wagten sie's nicht ihn zu verlassen, aus Furcht, das geringste Geräusche möchte ihren Zufluchtsort den beyden Ungeheuern verrathen, die sie vor Augen hatten. Ferisha wurde gewahr, daß Hyder-Aly's Bestürzung zunahm, er besorgte, er mögte den Kopf verlieren, und vom Baume fallen. Er winkte ihm, so leise als möglich herabzusteigen; sie machten ohne Zeitverlust, auf der entgegengesetzten Seite von den Schlangen, eine Oefnung in die Laube, entfernten sich eilig durch diesen Ausgang, und verließen das Thal. Sie hielten nicht eher an, als im freyen Felde, und über eine Stunde weit vom Flusse: erst dann wagten sie es, ein wenig Ruhe zu genießen.

Allmählig schwanden die Hüllen der Nacht, und die Morgenröthe färbte die Gegenstände umher. Das Erwachen der Natur

belebte wieder Hyder=Aly's Lebensgeister, und gab ihm Kräfte dem Ferisha zu folgen, der ihm dringend anlag, ihren Weg nach dem Meere, entlang dem kleinen Flusse, fortzusetzen. Bald hatten sie das Thal aus dem Gesichte verloren, das ihnen jetzt mehr Entsetzen einjagte, als es ihnen Annehmlichkeiten versprochen hatte. Aber eine neue Schwierigkeit zeigte sich. Der Fluß der ihnen zum Wegweiser diente, verlohr sich in einem Schlund, am Fuß eines Felsen. Ferisha hoffte, daß wenn sie in derselben Richtung fortgingen, er wieder zum Vorschein kommen würde, allein er war und blieb für sie verloren.

Dieß versetzte sie in die größte Verlegenheit. Sie durften sich nicht weiter vertiefen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, für Hunger und Durst umzukommen. Ferisha ahndete wohl, daß das Meer nicht weit seyn könne; allein hohe Gebirge verbargen es. Sie beschlossen auf dem alten Weg umzukehren.

Die Hitze war drückend. Unsre Wanderer befanden sich auf sechs Stunden von dem Thal entfernt, wo sie die Nacht zugebracht hatten. Der Hunger trieb sie wieder dahin zurück. Allein kaum war dieß drin-

gen-

gende Bedürfniß gestillt, das sie, gleichsam wider ihren Willen, nach diesem traurigen Orte genöthigt, so beflügelte das Schrecken ihre Schritte, und sie eilten der bekannten Höhle zu. Sie brauchten die Vorsicht, so viel Pommeranzen und Kokosnüsse mit sich zu nehmen, als sie tragen konnten. Dieser Vorrath gab ihnen Muth, und sie verließen den folgenden Tag die Höhle nur, um neue Versuche längs des Flusses anzustellen.

Ferisha that an Hyder-Aly den Vorschlag, allein in der Gegend der Höhle zurückzubleiben, während er 12 Stunden weit an dem Fluß aufwärts gehn wollte, in der Hoffnung, eine gute Entdeckung zu machen. Aber Hyder-Aly verwarf den Rath seines Freundes, den ihm ein guter Geist einzugeben schien, und verfehlte so die Gelegenheit, den Hussin wiederzufinden. Doch wie konnte er in der Zukunft lesen? Kennt ihr, schwache Sterbliche, die Pfade, die zur Glückseligkeit führen? Unter der Leitung der Vernunft die euch zum Wegweiser auf eurer ungewissen Reise dient, irrt ihr auf krummen, verwilderten Wegen; das Ohngefähr leitet eure Schritte, und zieht vor euch her. Ferisha war das einzige Gut, das Hyder-Aly übrig geblieben war. Sollte er sich

 von

von ihm trennen? Nein, er begleitete ihn. Doch ihre Nachforschungen blieben fruchtlos, und trugen ihnen nichts ein als grosse Ermüdung.

Als sie sich dem Gesträuch näherten, das die Höhle umgab, wurde Hyder-Aly deutlich im Sande die Fußtapfen eines Mannes gewahr, die, aber aus einer andern Richtung als die ihrige, gerade nach demselben Mittelpunkt zu liefen. War es ein Feind, oder war es ein unglücklicher Wandrer, der gleiches strenges Schicksal mit ihnen theilte? In keinem Falle konnte ein einzelner Mann sehr zu fürchten seyn; doch, vielleicht war es gar Hussin? — Ja, es ist Hussin! riefen Ferisha und Hyder zugleich. Sie eilten in die Höhle, und glaubten gewiß dort ihren Gefährten anzutreffen; aber vergebens tönte das unterirdische Gewölbe von Hussins Namen wieder. Der Wiederhall wiederhohlte ihn bis ins Unendliche, doch Hussin hörte ihn nicht. Gleich mit Anbruch des kommenden Morgen verfolgte Ferisha, auf eine Stunde weit, die bemerkte Spur; sie verlor sich mitten im Sande. Er versicherte bey seiner Rückkehr seinem Zögling, Hussin könne nicht fern seyn, und wenn sie hier einige Zeit verweilen wollten, so würden sie ihn unausbleiblich wiederfinden.

Nach diesem gefaßten Entschluß, sannen sie nur darauf sich ihren Aufenthalt in der Wüste so gut als möglich zu erleichtern. Sie thaten mehrere Reisen nach dem fruchtbaren Thal, und hohlten sich einen Ueberfluß an Früchten und andern Bedürfnissen. Nothdurft erzeugt Erfindungsgeist. Sie verfertigten einen Schlitten von geflochtenen Zweigen, die mit Stricken von Bast festgebunden waren. Er diente ihnen die Früchte, und das Laub zu ihren Lagerstätten, aus dem Thale in die Höhle zu schaffen. Die starken Baumäste brachten sie auf den Gedanken, das Dorngebüsch, das den Höhleneingang versperrte, abzuhauen, und ihn statt dessen durch eine starke Verpallisadirung zu verwahren.

So verlebten sie, ziemlich ruhig, zwey ganze Wochen in dieser Einsamkeit. Ferisha hatte sogar ein Mittel gefunden, Fische zu fangen. Doch nach Verlauf von 14 Tagen gaben sie die Hoffnung auf, Hussin wiederzusehn, und überließen sich von neuem der Schwermuth.

An einem Tag, wo das böse Wetter sie in der Höhle zu bleiben zwang, beschlossen sie, aus Langerweile, alle Winkel und Krümmungen

mungen derselben zu durchstöbern. Zu dem Behuf versahen sie sich mit einem großen Vorrath von harzigten Reisern und Aesten, um sie statt der Fackeln zu gebrauchen. Sie ließen brennende Bündel davon auf ihrem Wege zurück, und vertieften sich bey ihrer Hellung in den Schooß der Erde; mit eilenden Schritten durchstrichen sie mehrere Grotten, die theils durch Gänge, theils durch Vorräume oder Kabinette von einander abgesondert waren. Für Bewunderung über die majestätischen Schönheiten, die sie in diesem ungeheuern, von den Händen der Natur gebildeten, Pallast erblickten, vergaßen sie, daß ihr Vorrath an Fichten-Reisern abnahm. Sie dachten nicht eher daran umzukehren, als bis das Feuer in ihren Händen erlosch.

Die zurückgelassenen brennenden Haufen waren gleichfalls ausgegangen, und sie befanden sich nun ohne Licht, ohne Wegweiser in der dicken Finsterniß dieses weiten, unterirdischen Labyrinths. Zu spät bereute jetzt Hyder seine unvorsichtige Neugier. Angst und Ermattung zwangen ihn sich niederzusetzen, um Kräfte zu sammeln. Tausendmal hatte er sich den Tod gewünscht, jetzt, da seine Ankunft unausbleiblich schien, fürchtete er ihn; so sehr bangt dem Menschen vor sei-

ner nahen Vernichtung. Ferisha allein behielt seine unerschütterliche kalte Standhaftigkeit. Er beredete Hyder aufzustehn, und ihm zu folgen. Dieser that es, aber sonder Hoffnung.

Sie vernahmen ein dumpfes Getöse, ein gräßliches Brausen, das zuletzt, so wie sie weiter kamen, zu einem furchterweckenden Brüllen wurde. Hyder wähnte sich schon am Ende seines Lebens, als er eine schwache Hellung gewahrte. Nun beseelte Hoffnung von neuem sein Herz. Das Licht wurde immer heller und heller; endlich fanden sich unsere Wandrer aus diesen unterirdischen Pfaden erlöset, und wieder unter freyem Himmel. Ihre Verwunderung stieg zum höchsten Grad, als sie sich am Gestad des Meers, auf ödem Strand erblickten. Die Wellen des Meers, die ein Sturm peitschte, hatten jenes Getöse verursacht, das sie in der Höhle so entsetzt hatte.

Allein diese Küste gewährte den schrecklichsten Anblick. Eine Kette unzugänglicher Gebirge, scharfe Felsenspitzen, über einander gethürmte und geschichtete Klippen, deren einige, auf die unbezweiflichste Weise, in der Luft wie aufgehangen schienen; fürchterliche

Abgründe und Spalten, deren Wände senkrecht abgeschnitten waren, und deren Grund sich im Innersten der Erde verlor: kurz, auf dem ganzen Erdball gibt es vielleicht keine wildere und traurigere Gegend.

Hyder und Ferisha gingen am Strand hin, ohne eine bestimmte Absicht zu haben, als sie eine Weibsperson den Berg herabsteigen sahn. Ferisha redete sie in persischer Sprache an, die er sehr gut verstand, er flehte um ihre Hülfe, und erkundigte sich zugleich, in welcher Gegend sie sich befänden? Er hatte sich nicht geirrt. Sie befanden sich am persischen Meerbusen, 15 Stunden von Diu. Allein die Fremde setzte hinzu, man könne nicht zu Lande und am Ufer hin nach dieser Stadt kommen, weil die Klippenrisse der Rhede sich viele Stunden weit ins Meer hinaus erstreckten. Ferisha bat sie, ihm zu sagen, welchen Weg man nehmen müsse, um nach Diu zu gelangen, das er als das Ziel seiner Reise vorschützte. Doch alle Wege die sie vorschlug, schienen zu gefährlich oder zu mühsam: sie führten zwischen gräßlichen Abgründen, auf Klippen und Felsen, deren Jähe und Steile hinreichend war, um jeden abzuschrecken. Hyder und Ferisha, vom Hunger gepeinigt, und in der quälendsten

Ver-

Verlegenheit, was sie anfangen sollten, baten endlich die Fremde, sie bey sich aufzunehmen, um die Nacht zuzubringen.

Es steht im Vedam geschrieben, daß Freymüthigkeit und Großmuth, als Habsucht und Geiz sie aus den Städten verjagten, in die Gebirge geflohen sind. Hyder empfand jetzt die Wahrheit davon, denn die Fremde war sogleich bereitwillig ihnen beyzustehn. Kommt mit mir, unglückliche Fremdlinge, sagte sie, ich will euch an einen Ort führen, der euer Erstaunen erregen wird.

Sie gingen zwey Stunden lang am Meeresstrande hin, bis zur Mündung eines kleinen Flusses, dem ihre Wegweiserin sie folgen ließ. Bald gelangten sie in ein Thal, wenn man anders diesen Namen einer Oeffnung zwischen zwey Felsen geben kann, die nicht breiter war, als das Bette des Flusses, in welchem sie wandeln mußten. Die zwey Felsen waren so nahe und so hoch, daß unsre Wandrer kaum den Himmel über ihren Häuptern gewahr werden konnten.

Nach einem einstündigen Gang verließen sie das Flußbette, und schlugen einen Pfad ein, der sich in einer Felsenspalte zeigte.

Es ging so steil aufwärts, daß sie sich mit den Händen helfen mußten, um ihrer Wegweiserin zu folgen, die in diesen Bergen mit der Leichtfüßigkeit einer Gazelle lief.

Ihr Entsetzen wuchs, als sie sich auf dem Gipfel des Felsens befanden. Der Pfad war hier keine 4 Fuß breit. Auf der einen Seite stieg ein Berg bis in die Wolken empor, auf der andern Seite verlor sich ein Abgrund senkrecht in der Tiefe, wo der Blick kaum den kleinen Fluß auf dem Grund unterscheiden konnte. Sie mußten nothwendig über diesen gefährlichen Rand oder Karnies hin. Ihre Wegweiserin ging voraus, und warnte sie, nicht hinunter auf den Fluß zu blicken, sondern die Augen beständig in die Höhe, auf den Berg zu heften, und vorsichtiglich fortzuschreiten. Wo der Rand aufhörte, wurde der Weg gangbarer.

Hyder, und selbst Ferisha fingen an es zu bereuen, sich so leichtsinnig und unüberlegt einer Unbekannten anvertraut zu haben, als plötzlich, so wie sie über die Spitze des Felsen hinaus kamen, die prächtigste Landschaft vor ihren Augen da lag. Ihre Führerin blieb einen Augenblick stehn, und weidete sich an der angenehmen Ueber-

ra-

raschung, in welche sie das unerwartete Schauspiel versetzte.

Sie drang endlich in sie, weiter zu gehn, um noch vor Ende des Tags in ihrer Heymath zu seyn. Die Sanftmuth ihrer Züge, und die Güte mit der sie von ihr am Ufer aufgenommen worden waren, gaben Hyder und Ferisha das Herz, sie zu fragen, was das für ein Land sey, das sie vor sich sähen? „Ihr werdet es zu seiner Zeit erfahren, gab sie lächelnd zur Antwort, jetzt begnügt euch daran zu wissen, daß dieses Thal, dessen Schönheit euch entzückt, von Menschen bewohnt wird, die eines solchen reizenden Aufenthalts würdig sind. Hier werdet ihr der Glückseligkeit genießen, nach deren flüchtigen Schatten man anderwärts vergebens hascht; Wohl euch, wenn Unbeständigkeit sie nicht stört; sie ist die einzige Feindin, die ihr in diesem, vom ganzen übrigen Menschengeschlecht geschiedenen Ort zu fürchten habt."

„Ich traure um den Verlust eines Jünglings, der ein besseres Schicksal verdiente; vor einem Monat ohngefähr traf ich ihn fast an der nehmlichen Stelle an, wo ich euch gewahr wurde. Ach! wie war er so unglücklich! Von seinem Zustand gerührt, bot ich ihm an,

ihn nach der Freystätte zu bringen, wo wir jetzt sind. Meine Landsleute nahmen ihn freudig auf, und suchten seinen Kummer zu zerstreuen, allein nichts vermogte ihn von seiner Schwermuth zu heilen. Ganze Tage brachte er auf jenem Felsen zu, traurig nach dem Meere blickend."

„Die Gastfreyheit die ich gegen ihn ausgeübt, hatte mir sein Vertrauen erworben. Er hatte mir entdeckt, daß er von Freunden getrennt worden, und entschlossen sey, sie wiederzufinden, oder zu sterben. Ich bewunderte die Standhaftigkeit dieses tugendhaften Jünglings; ich erfuhr alle Umstände des Unglücks, das ihn so beugte; allein ich hoffte, die Zeit werde Trost in seine Seele gießen. Ach! er hat uns verlassen, ohngeachtet ich Alles aufbot, ihn bey uns zu behalten. Der Himmel hat mir eine liebenswürdige Tochter geschenkt. Ich würde mich für die glücklichste der Mütter gehalten haben, wenn er sie hätte zur Gattin wählen, und seinen Aufenthalt in diesem Thale nehmen wollen."

Bey dieser Erzählung füllten sich Hyder's und Ferisha's Augen unwillkührlich mit Thränen: die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Schicksal dieses Unbekannten

und

und dem ihrigen, entlockte sie ihnen, ohne daß sie noch ahndeten, daß jener Unbekannte ihnen selbst so nahe angehe. Sie setzten unter Laubengängen von Cocos-Palmen- und Ananas-Bäumen ihren Weg fort, und entdeckten bald ohngefähr ein funfzig kleine Wohnungen, die ein sehr hübsches Ansehn von fern hatten. Ihre Führerin zeigte ihnen den Weiler, und sagte: „dieß ist unsre Wohnstätte, dieß ist der friedliche Ort, wo wir, frey von den Betrügereyen der Menschen, und dem grausamen Spiel des Zufalls, ein Leben ohne Beschwerden, im Genuß unschuldiger Freuden, leben. Der Boden, ohne mühsame Bearbeitung zu heischen, verschwendet seinen Reichthum an uns. Gleiches Glück erwartet euch, und wir werden uns freuen, wenn wir euch es theilen sehn.

Sie traten endlich in Zulmiren's Hütte (so hieß ihre Führerin). Sie stellte die beyden Fremdlinge ihrem Manne und ihren zwey Kindern, einem Sohne und einer Tochter, vor. Ihr Mann schien in der vollen Kraft des Mannesalters; auf seiner Stirne glänzten noch einige Ueberreste der Jugend-Anmuth. Zu seinem Erstaunen erfuhr Hyder, daß er schon ein Greis, und hoch bey Jahren sey. Er empfing seine Gäste mit einer

ner freundlichen Offenheit, wie man sie kaum bey uns gegen seine besten Freunde äussert. Ein frugales und reinliches Mahl wurde aufgetischt; es bestand aus Seefischen und Obst. Das Obst lag in schön geflochtenen Binsen = Körben, und der Fisch in großen Muschelschaalen. Kleinere Muscheln vertraten die Stelle der Teller.

Nach der Mahlzeit brachte man sie in die Zelle, die ihnen bestimmt war. Sie fanden hier ein Lager von Laub, und wilde Ziegenfelle zu Decken.

Hyder brannte für Ungeduld, mit Ferisha allein zu seyn. Alles was mit ihnen vorgegangen war, seit sie die Höhle verlassen hatten, schien ihm Zauberey. Aber konnten nicht Dornen unter diesen Blumen lauschen? Ferisha, der die Menschen kannte, beruhigte ihn, und versicherte ihm, daß sie von diesem gastfreyen Volke höchstens nur dieß zu befürchten hätten, daß es, aus den besten Absichten, und um sie vor neuen Widerwärtigkeiten zu sichern, ihrer Rückkehr nach Indien Schwierigkeiten in den Weg lege, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigen würde. Ihr Gespräch fiel nun auf den jungen Menschen, dessen Geschichte so viel Aehnlich=

lichkeit mit der ihrigen hatte. Bey näherer Vergleichung bemerkte Ferisha, daß die Zeit, wo Zulmire diesen Fremdling am Meeresufer gefunden, genau mit der Zeit übereintreffe, wo sie selbst durch die in der Gegend der Höhle entdeckten Fußtapfen eines Menschen aufmerksam gemacht worden waren.

Sie zweifelten nun nicht länger, daß es Hussin selbst gewesen seyn müsse, den das Verlangen sie wiederzufinden, in die Grotte geführt habe. Vermuthlich hatte dieser großmüthige Freund gleichfalls die Spuren ihrer Fußtritte bemerkt, allein in der Ungewißheit, ob es nicht vielleicht die eines Feindes wären, den er sorgfältig zu meiden habe, hatte er sich ohne Zweifel in die Krümmungen des unterirdischen Ganges vertieft, und war durch denselben glücklichen Zufall herausgekommen, der sie selbst herausgeführt. Wie leid that es jetzt unsern beyden Freunden, sich just an diesem Tage entfernt zu haben. Aber steht es in der Gewalt der Menschen, solchen Fällen vorzubeugen? Was man Klugheit nennt, ist oft weiter nichts als eine Folge glücklicher Umstände. Sie wurden einig, sich auf das genaueste nach dem Detail der Ankunft und Abreise des Fremdlings zu erkundigen, welchen

Weg

Weg er genommen, wie er geheißen, und aus welchem Lande er gebürtig gewesen?

Als sie den andern Morgen ihre Wohnung verließen, trafen sie auf Zulmiren, die sich zu erkundigen kam, wie sie die Nacht zugebracht hätten. Sie schlug eine Promenade in einen an die Hütte stoßenden Baumgarten vor; sie machte sie aufmerksam auf dessen Annehmlichkeiten, und drang in ihre Gäste, sich auf immer in diesem Thale anzusiedeln.

Hyder sah jetzt die Richtigkeit von Ferisha's Bemerkung ein, daß sie an diesem reizenden Orte nichts weiter zu fürchten haben würden, als wider Willen da bleiben zu müssen. Doch Hussin hätte ihn ja verlassen dürfen; troz dieser Erinnerung konnte sich Hyder doch nicht einer düstern und tiefsinnigen Laune erwehren, welche Zulmire gewahr wurde. Sie bat ihn so freundlich und beweglich ihr die Ursache seines Kummers zu entdecken, daß Ferisha, um einem Ausbruch von Indiscretion von seiner Seite auszubeugen, selbst das Wort nahm.

Er dankte Zulmiren für ihren verbindlichen Empfang, und für das noch verbindlichere Anerbieten, sie unter der Zahl der glück-

glücklichen Besitzer dieser reizenden Freystätte aufzunehmen. „Aber, fuhr er fort, es steht nicht in unserer Macht, dieses Glücks theilhaftig zu werden. Befehle, denen wir uns nicht entziehn können, rufen uns in andre Gegenden. Du warst die Vertraute des unglücklichen Fremdlings, über dessen Entfernung du traurest. Wir sind die Freunde die er aufsucht. Ohne Zweifel hat er dir das Bubenstück unsrer Sklaven erzählt. Vielleicht beweint uns Hussin als tod; es ist unsre Pflicht, ihn nicht länger in diesem grausamen Irrthum zu lassen. Du sagtest uns gestern, Diu, die Haupstadt der Landschaft Zend, sey nur funfzehn Stunden von hier entfernt. Wolltest du uns die kleinste Barke verschaffen, so könnten wir uns nach dieser Stadt begeben, wo wir gewiß einige Nachricht von unserm Freunde finden würden."

„Wie gern wollte ich euch diesen Dienst leisten, erwiederte Zulmire, allein ob ihr mich gleich am Ufer des Meeres antraft, und ob wir gleich zuweilen dahin aufs Fischen gehn, so besitzen wir doch auch nicht eine Barke, oder was dem ähnlich wäre, so nützlich sie uns auch zum Fischfang seyn würde. Denn Barken oder andere Fahrzeuge würden gar bald verrathen, daß hier Menschen wohnten,

ten, und dann wären wir keinen Augenblick mehr sicher.

Die Wüste Zend, die uns umgibt, wird von arabischen und Schalliats-Räubern durchstrichen, die nur darauf ausgehn, Sklaven zu machen. Wenn sie eine gewisse Anzahl derselben beysammen haben, so begeben sie sich durch einen schrecklichen, unterirdischen Gang, dessen Winkel und Schliche ihnen allein bekannt sind, an diesen Strand. Hier bleiben sie so lange gelagert, bis die Schiffe ihrer Nation anlangen, welche diese Küste zweymal im Jahr besuchen. Die Räuber verhandeln ihnen ihre Sklaven, und sobald die Schiffe abgesegelt sind, verlassen auch sie die Küste, um ihre Streyfereyen von neuem anzufangen.

Erfahrung hat uns die ohngefähre Zeit der Ankunft der arabischen Schiffe kennen gelehrt. Sobald diese Zeit sich nähert, hält einer von unsern Landsleuten auf den Felsen täglich Wache, und benachrichtigt die Kolonie von der Ankunft der fremden Schiffe. Wir halten uns dann so lange in unsern Hütten verschlossen, als sie an der Küste verweilen, und verlassen sie erst einige Tage nachher, wenn wir die Araber haben abreisen sehn.

Dann

Dann begeben wir uns, so oft wir wollen, ans Meer, das sehr fischreich ist, und jede Familie von uns beschäftigt sich drey Monate lang mit dem Fischfang.

Uebrigens, wenn der Fremdling, der uns vor 8 Tagen verließ, euer Freund ist, so dürft ihr nicht hoffen, ihn zu Diu anzutreffen. Er schifft in diesem Augenblick auf dem großen Weltmeer, denn er bestieg eins von den Schiffen, die fernher aus dem Abendlande kommen, um Zitze und Kattune an den Küsten von Koromandel und Bengalen zu kaufen. Dieser Fremdling, wie ich euch schon erzählt habe, brachte ganze Tage damit zu, von einem Felsen seine Blicke auf das Meer zu heften. Einsmal kam er freudiger als gewöhnlich ins Dorf zurück. Auf mein Befragen entdeckte er mir, daß er ein Schiff auf die Küste habe zusteuern sehn, und daß er diese Gelegenheit nutzen wolle, um in sein Vaterland zurückzukehren, und seinen Freunden Hülfe zu bringen. Mir war bange, es mögte dieß eins von den arabischen Handelsschiffen seyn, und der großmüthige Fremdling, statt des gehoften Beystands, nur die schrecklichste Sklaverey finden. Mit vieler Mühe beredete ich ihn, erst den andern Morgen an den Strand hinab zu gehn, und mein

Mann versprach ihn, mit noch einigen von unsern jungen Leuten, zu begleiten, um ihn im Nothfall zu schützen.

Zum Glück war alle diese Vorsicht unnöthig. Mein Mann, der mit Tagsanbruch den Felsen bestiegen hatte, von welchem man das Meer in der Ferne sehn kann, sah das Schiff ohnweit des Ufers vor Anker liegen, und erkannte es an seiner Bauart, für ein europäisches, die er in seiner Jugend gesehn hatte. Hussin begab sich nun voller Freuden ans Ufer, und wir sahn ihn in die Schaluppe des Schiffes steigen, wohin ihn unsre Wünsche und unsre Theilnahme begleiteten. Bey seiner Abreise ließ er uns einen Brief zurück, der in einer unbekannten Sprache geschrieben ist, und bat uns ihn aufzubewahren, und ihn den Personen zu zeigen, die das Ohngefähr auf diese Küste versetzen könnte. Ihr sollt ihn lesen; vielleicht enthält sein Inhalt Aufschlüsse die zu eurer Beruhigung gereichen können.

Sie gingen wieder in die Hütte, und Zulmire händigte dem Ferisha folgenden Brief ein, der in der alten Sanskrit-Sprache geschrieben war.

„Wer du auch bist, den Zufall oder Vorsatz in dieß Thal führt, sey der Vertraute meines Unglücks! Hyder-Aly-Kan begab sich auf seines Vaters Befehl, an den persischen Hof; die Sklaven von seinem Gefolge machten in der Wüste Zend einen Anschlag auf sein Leben und seine Schätze. Der weise Ferisha und ich begleiteten den Prinzen; wir vertheidigten ihn bis auf den letzten Blutstropfen. Aber ich sank, ohne Besinnungskraft, unter den Streichen der Mörder, und mir ist unbekannt welchen Ausgang das Gefecht genommen hat.“

„Als ich nach und nach ins Leben zurückkam, fand ich mich ganz allein. Troz meiner Wunden und meiner Schwäche, wanderte ich die ganze Nacht umher, ohne einen bestimmten Weg zu halten, und immer in der Hoffnung, meine Gefährten in der Ebene anzutreffen. Leider! waren meine Nachforschungen fruchtlos. Vom Hunger gepeinigt, begab ich mich in eine ungeheure Höhle, und glaubte dort mein Grab zu finden. Ich durchstrich ihre verborgensten und finstersten Gänge, und gelangte, durch den ausserordentlichsten Zufall, aus dieser Höhle, wo ich den Tod suchte, an das Ufer des Meeres. Die großmüthige Zulmire, die am Strand

mit fischen beschäftigt war, führte mich in diesen reizenden Aufenthalt. Ich entreiße mich ihm heute, um an Bord eines französischen Schiffs zu gehn. Ich wünsche mich nur in mein Vaterland zurück, um wiederzukommen, und Hyder-Aly in der ganzen Gegend der Wüste Zend aufsuchen zu können. Sollte daher durch einen ähnlichen glücklichen Zufall Hyder oder Ferisha in diese anmuthige Freystätte versetzt werden, so bitte ich sie, hier meine Rückkunft zu erwarten."

Natürlich war nach Lesung dieses Briefs nicht die Rede mehr von Diu. Ferisha, der die persische Sprache mit größerer Leichtigkeit sprach als Hyder, nahm es auf sich, Zulmiren diese frohe Botschaft zu hinterbringen. Zulmire vergoß Thränen der Freude, so sehr entzückte sie der Gedanke, Hussin wieder zu sehn.

Noch an demselben Tage nahm sie Zulmirens Mann in den Schooß seiner Familie auf. Sie erhielten die folgenden Tage Besuch von den vornehmsten Einwohnern, die sie auf das liebreichste bewillkommten. Die guten Leute beschenkten sie mit Fisch der an der Sonne getrocknet war, mit Wurzeln, Reiß und Obst.

Namor, Zulmirens Sohn, war ein junger Mann von 25 Jahren, groß und wohlgebaut; mit der einnehmendsten Gestalt vereinigte er eine feste und erhabene Seele. Die Erzählung von Hyder-Aly's Unfällen hatte solch' einen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ihm seine Rührung darüber bey jeder Gelegenheit bezeugte. Er wich ihm nicht von der Seite, und wenig fehlte, so hätte ihm seine Anhänglichkeit an Hyder in der Folge seine Freyheit gekostet.

Julia, Namor's Schwester, trat ihr 15tes Jahr an. Zulmire hatte nicht zu viel von ihrer Tochter gesagt, als sie solche so liebenswürdig schilderte. Die Natur hatte sie mit allen den Reizen und Vorzügen begabt, die ein Frauenzimmer unter ihrem Geschlechte auszeichnen. Offenheit und Unschuld malten sich in ihrem Gesichte. Ihre Gesichtsbildung war edel und regelmäßig. Die schönsten Augen, der schönste Mund, und ein langes, schwarzes Haar, erhoben die Weiße ihrer Farbe. Ihr Blick war zärtlich und feurig, ihre Bewegung leicht und natürlich, ihre Stimme sanft und biegsam, ihr Wuchs schlank und zierlich; die Haltung ihres Körpers war majestätisch. Und doch waren alle diese Reize noch das wenigste, was

man an ihr bewunderte, denn die Schönheit ihrer Seele übertraf noch alle diese körperliche Vorzüge.

Dieß liebenswürdige Mädchen liebte den Hussin. Da sie keiner Verstellung zumal in einem Lande fähig war, wo Ungezwungenheit und Genuß des freyen Willens zu dem glücklichen Erbtheil jedes Bewohners gehörte, so hatte sie ihrer Mutter ihre Empfindungen vertraut, und eben dieses hatte Zulmiren, die ihre Tochter so zärtlich liebte, bewogen, Alles anzuwenden, um Hussin zum Bleiben im Thal zu bereden. Sie theilte Julien sogleich die frohe Nachricht von seiner baldigen Rückkehr mit, und dieß wirkte um so mehr auf Julien, da sie sich schmeichelte, Liebe habe einigen Antheil an dieser Rückkehr des Hussin. Dieser Wahn besänftigte ihren Schmerz, und verbreitete Frieden und Heiterkeit über ihre Seele.

Hyder-Aly und Ferisha brachten ein ganzes Jahr in diesem Thale zu. Was sie hier von der innern Einrichtung und Verwaltung dieses kleinen Thals erfuhren, ist zu merkwürdig, um nicht den Leser zu interessiren.

Wir haben schon oben angemerkt, daß die Wüste Zend von einer Bergkette durchschnitten wird, welche von Kandahar bis an den persischen Meerbusen läuft. Diese Kette ist an einigen Stellen niedrig, allein von Diu an, längs dem Meer bis an den Ausfluß des Indus, ist sie sehr steil, und so ungeheuer hoch, daß ihre Gipfel, ohngeachtet ihrer Lage unter dem heißen Erdgürtel, mit Schnee, so alt wie die Welt, bedeckt sind.

Dieß rauhe Land, das man nur für eine Wohnung wilder Thiere halten sollte, enthält mehrere Thäler, von denen einige weitläuftig und anmuthig sind. Dahin gehört das, wo Hyder ein Jahr zubrachte. Die Natur hat den Zugang zu diesem Thal äußerst erschwert, um es vor dem übrigen Theil der Erde zu verbergen. Man muß es wissen, daß der schmale, gefährliche, und mühsame Pfad dahin führt, um es zu wagen ihn zu betreten. Auch verdankt man seine Entdeckung einem bloßen Zufall.

Die Länge des Thals beträgt 15 Stunden, und seine mittlere Breite hält deren sechs. Es würde der üppigsten Einbildungskraft schwer fallen, sich eine prächtigere Landschaft zu erschaffen. Was die Dichter und Roma-

nenschreiber in ihren Fiktionen zum Gemälde eines schönen Landes erdacht haben, findet sich hier vereinigt und in Wirklichkeit. Die Ebene gleicht einem weitläuftigen Garten, durch den sich viele Bäche mit lebendigem Wasser winden, die mit großem Getöse von den Seiten der Berge in pittoresken Wasserfällen herabstürzen, und sich dann durch eine unermeßliche blumichte Wiese schlängeln. Man sollte glauben, diese Bäche wollten durch ihre häufigen Krümmungen, und öfteres Zurückkehren, zu verstehn geben, wie leid es ihnen thue, diesen zauberischen Aufenthalt zu verlassen, um sich ins Meer zu ergießen.

Dieß Thal wurde erst seit 30 Jahren bewohnt. Mehrere von den Stiftern der Kolonie waren noch am Leben. Eins der sonderbarsten Ereignisse hatte sie dahin gebracht.

Kaufleute von Diu rüsteten ein Schiff zum Handel im Bengalischen Meerbusen, aus. Allein kurz nach dem Auslaufen wurde dieß Schiff von einem Sturm befallen, und scheiterte an den Klippen dieser Küste. Von den 35 Personen der Schiffsmannschaft retteten sich nur 7 vier Männer und drey Weiber, die von den Wellen mit einbrechender Nacht ans Ufer geworfen wurden. Alle übri-

übrige gingen mit der ganzen Ladung zu Grunde.

In der Freude über ihre Errettung aus dem gewissen Tode, dachten die armen Schiffbrüchigen weder an das was sie verloren hatten noch an die Gefahren, die ihnen noch bevorstehen könnten. Sie kletterten auf die Felsen, und harrten bis die Sonne aufgehn, und über ihr Schicksal Licht verbreiten würde. Unterdessen dauerte der Sturm die ganze Nacht mit solcher Wuth fort, daß er mehrere Stücke des Wracks ans Ufer warf. Diesem Zufall verdankten sie ihre Erhaltung.

Mit der Morgenröthe wurden sie diese Trümmern ihres Schiffs am Strande gewahr. Der Hunger trieb sie dahin; sie fanden auch einige Lebensmittel auf dem Wrack, aber niemand von ihren Gefährten mehr am Leben. Jetzt kam es darauf an, eine bewohnte Gegend ausfindig zu machen, wo sie sich Hulfe und Unterstützung verschaffen könnten. Allein, wie niederschlagend und kummervoll war für sie die Entdeckung, als sie sich, nach den mühsamsten Nachforschungen überzeugten, daß die Sandebene, wohin sie ihr unglückliches Schicksal verschlagen hatte, nirgends einen Ausgang darböte? Im ersten Augenblick der

Verzweiflung beneideten sie ihre ertrunkenen Kameraden. Doch endlich faßten sie sich von ihrer Bestürzung, und arbeiteten einstimmig an der Erhaltung ihres vom Sturm verschonten Lebens.

Sie ließen sich an der Mündung des kleinen Flusses nieder, welcher die Ebene von der Westseite schließt. Sie zogen diese Stelle wegen des süßen Wassers vor, das ihnen so unentbehrlich war, und auch weil hier einige Gesträuche wuchsen. Sie beschlossen sich hier anzubauen. Männer und Weiber legten sogleich Hand an, und führten aus den Trümmern des Wracks drey ziemlich bequeme Hütten auf. Die eine sollte zur Niederlage für die aus dem Schiffe geretteten Lebensmittel und Effekten dienen; die mittlere wurde für die drey Weiber bestimmt; und die dritte, und nächste am Meere bezogen die Männer.

Die 4 Perser führten die Namen, Nadir, Misuf, Sady, Zahir. Die 3 Weiber, hießen Zulie, Mirza und Zeloide. Gleichheit des Schicksals hatte diese 7 Personen zuerst vereinigt, bald wurden sie es noch mehr durch die Gleichheit der Denkungsart. Die Lebensmittel, die sie aus dem Schiffe salvirt, konnten nothdürftig auf einige

Mo-

Monate zureichen, sie sannen also bey zeiten darauf, ihren Mangel zu ersetzen, wenn jene aufgezehrt seyn würden. Die Weiber waren mit dem Detail der Wirthschaft beschäftigt, und entfernten sich nicht weiter von den Wohnungen, als um Muscheln am Ufer zu suchen. Zwey von den Männern blieben wechselsweise zu ihrem Schutz bey ihnen; die beyden andern durchstrichen unterdessen die Berge, und suchten nützliche Entdeckungen zu machen.

Sechs Wochen waren schon seit ihrem Aufenthalt verflossen, und alle gemachte glückliche Entdeckungen hatten sich nur von Zeit zu Zeit auf den Fund einiger Schildkröten eingeschränkt, die ihnen allerdings von großer Hülfe waren, als plötzlich ihre Lage durch eine Ereigniß verändert wurde, die ans Wunderbare gränzte.

Zahir und Sady waren bey den Weibern geblieben, Misuf und Nadir waren auf Entdeckung ausgegangen. Nadir kam allein mit Sonnenuntergang zurück. Die Unruhe über das Außenbleiben seines Gefährten wuchs, so wie die Nacht einbrach. Die ganze Kolonie brachte sie in der größten Besorgniß hin. Die Weiber unterhielten ein

großes

großes Feuer vor den Hütten, damit ihr verirrter Gefährte es von ferne erkennen könne, und die Männer waren beschäftigt, ihn an allen bekannten Oertern aufzusuchen.

Der Tag traf sie noch in dieser Bemühung an. Anfangs glaubten sie, Misuf könne die Nacht in einer Höhle zugebracht haben, und werde nun wieder zum Vorschein kommen, allein die Nacht brach von neuem ein, und Misuf kam noch immer nicht zurück. So sehr sie der Ruhe bedurften, so durchwachten doch die sechs Personen diese Nacht auf eben die Art wie die vorige, doch alle ihr Suchen blieb fruchtlos.

Die Weiber vergossen Thränen, als die Männer wieder ohne Misuf zurückkamen. Sie zweifelten nun nicht länger, Misuf müsse in einen Abgrund gestürzt, oder die Beute wilder Thiere geworden seyn. Im Kreis vor ihren Hütten sitzend, überließen sie sich lauten Wehklagen, als sie sehr angenehm durch die Erscheinung ihres verlornen Gefährten überrascht wurden, der mit großen Schritten auf sie zukam. Die Freude die auf seinem Gesichte glänzte, verkündigte schon, daß er der Ueberbringer einer guten Botschaft sey. Alle sprangen auf, und liefen ihm entgegen.

Als der erste Sturm der Bewillkommung und des Erstaunens vorüber war, nahm Misuf in ihrer Mitte Platz, und befriedigte ihre Neugier durch folgende Erzählung.

„Gleich in den ersten Tagen unsrer Ankunft in dieser Wüste, hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, einen Ausgang zu finden. Die Höhe der Gebirge konnte meinen Muth nicht niederschlagen. Ich setzte mir fest vor, alle Oefnungen zwischen den Felsen, eine nach der andern zu untersuchen, und sie, ohne mich an ihre Abgründe, Steile und Gefährlichkeit zu kehren, so lange zu verfolgen, als mich nicht eine physische Unmöglichkeit vom weitern Vordringen abhalten würde."

„Schon hatte ich eine große Anzahl von Klüften und Höhlen beklettert, die mich aber zu nichts anders, als zu unersteiglichen Schlünden und Abgründen geleitet hatten, als ich endlich vorgestern den letzten Versuch zu wagen beschloß. Ich folgte eine Stunde lang dem Fluß, der unsre jetzige Wohnstätte bespült, und befand mich in einem Thal, das durch das Bette des Flusses selbst, gebildet wurde. Ich ging noch eine Stunde weiter, und setzte durch den Fluß, um zu einer Kluft oder Höhle zu gelangen, die ich

vor

vor mir erblickte, und die mich in eine kleine, von einem lieblichen Bach gewässerte, Ebene führte, an dessen Ufer viele Bäume voll köstlicher Früchte standen. Die große Hitze und Ermüdung zwang mich, hier einige Stunden auszuruhn; worauf ich meinen Stab weiter setzte."

„Die Ebene lief immer schmäler und schmäler zu, und endlich war ich, eine Stunde vor Sonnenuntergang, am Fuß eines so jähen und steilen Bergs, daß es unmöglich war, weiter zu kommen. Der Bach, der mir zum Wegweiser gedient hatte, quoll schäumend und tösend aus der Seite eines Felsens. Vergeblich ließ ich meine Blicke überall umher wandern, und spähte nach irgend einer Oefnung, oder Zugang, um die Bergwand zu ersteigen. Ich sah mich gezwungen, umzukehren. Ich eilte mit raschen Schritten zurück, allein die Sonne ging unter, als ich in die Gegend des Boskets kam, wo ich meine Ruhe gehalten hatte. Es war eine schöne helle Nacht; unterdessen hielt ich es doch nicht für rathsam, mich auf einen Weg zu wagen, den ich noch so wenig kannte. Ich legte mich also ins Gras, am Ufer des Bachs, und schlief ruhig. Am Morgen weckte mich der Gesang der Vögel, ich pflückte

und aß einige Früchte, und folgte dem Abhang des Bachs, der mich in kurzer Zeit ans Gestade des Flusses brachte."

"Ich ging mit mir zu Rath, ob ich den Weg nach unsrer Wohnstätte einschlagen, oder ob ich erst Alles recht untersuchen wollte. Ich konnte mir eure Unruhe über mein Ausbleiben leicht vorstellen, und dieß hätte mich antreiben sollen, zu euch zurück zu eilen. Allein die Forschgier und der Gedanke, euch vielleicht noch mehrere, und nützlichere Entdeckungen mitzubringen, überwog alle andere Betrachtungen. Ich folgte einem Fußpfad, den ich in der Spalte eines Felsen gewahr wurde."

"Die Schwierigkeiten des Wegs schreckten mich nicht ab, und nachdem ich ohngefähr drey Stunden gegangen, oder vielmehr geklettert war, erreichte ich den Gipfel des Berges. Wie groß war meine Ueberraschung und mein Entzücken, als ich eine weitläuftige Ebene vor mir sah, die mir eben so fruchtbar als anmuthig dünkte. Wilde, zahlreiche Ziegenheerden hüpften umher, und sie und eine Menge Vögel von allen Arten, waren die einzigen Bewohner, die sich meinen Augen darboten. Ich hätte gestern Abend schon

wieder hier seyn können; allein mich zogen die Reize dieses schönen Aufenthalts unwiderstehlich an, und ich konnte nicht satt werden sie zu untersuchen und zu bewundern. Die Nacht überraschte mich auf meinen Wanderungen durch diese schöne Ebene."

Misuf that nun den Vorschlag, Morgen ihre Habseligkeiten zusammenzupacken, und die Kolonie nach diesem reizenden Ort zu verlegen. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen; und man begab sich zur Ruhe, um Kräfte zur morgenden Strapaze zu sammeln. Sobald die Sonne aus dem Schooße des Meers wieder emporstieg, vereinigten sich Männer und Weiber, und legten Hand ans Werk. Die Anstalten waren bald vollendet, und nun traten alle, unter Misufs Führung, den Weg an. Beym Anblick von Dinam, — so nannten sie das reizende Thal — umarmten sie voll Entzücken und Verwunderung ihren Wegweiser, und riefen ihn zum Oberhaupt der Kolonie aus. Misuf wollte zwar diese Ehre von sich ablehnen, allein sie drangen sie ihm auf. Das erste was die neuen Kolonisten thaten, war, sich den Platz auszusuchen, wo sie sich niederlassen wollten. Sobald dieser festgesetzt war, thaten Misuf und seine Gefährten

fast

fast täglich eine Reise an die Meerküste. Sie transportirten aus ihrem alten Wohnsitz ins Dinan-Thal nicht allein ihren Vorrath an Lebensmitteln und Geräthe, sondern selbst die Breter ihrer alten Wohnungen, mit einem Worte, Alles, was von den Trümmern des Wraks für sie von einigem Nutzen seyn konnte. Die ersten Hütten wurden, vier an der Zahl, in einer Reihe, dem Bache gegenüber erbaut, der das Thal in zwey, fast gleiche, Theile theilt. Sie führten sie von den Bretern ihrer alten Wohnungen und von Baumästen auf, und deckten sie mit Ananas-Blättern, die in einem Lande, wo es so selten regnet, ein fast undurchdringliches Dach abgeben.

Aller Anfang ist schwer. Für das warme Klima, in dem sie wohnten, waren diese Hütten bequem genug. Die neuen Ansiedler hielten sich nur bey Nachtzeit darinn auf. Sie brachten die Tage unter den Bäumen zu, deren Früchte ihnen eine reichliche und schmackhafte Kost, so wie ihr dichtes Laubgewölbe, ein Schattendach gegen die Sonnenhitze gewährte. Aber diese Früchte machten fast ihre einzige Nahrung aus; sie aßen so viel davon, daß sie zuletzt am Durchfall erkrankten. Die Lebensmittel vom Schiff

zehrten sich auf, ohne durch neue ersetzt zu werden. Zum Glück dauerte diese Inconvenienz, die der Kolonie den Untergang drohte, nicht lange.

Heerden wilder Ziegen weideten auf den Wiesen; man tödete einige, was nicht schwer fiel, weil sie sich sehr nahe kommen ließen. Sobald eine Ziege erlegt war, verließen ihre Jungen, wenn sie welche hatte, die todte Mutter nicht; man fing sie mit leichter Mühe, machte sie zahm, und in kurzem besaß die Kolonie eine Heerde zahmer Ziegen. Misuf hatte außerdem die Vorsicht gebraucht, einen umzäunten Platz am Ufer des Flusses mit etwas Reiß zu besäen, der noch im Magazin vorräthig gewesen war, und der herrlich zu schossen anfing. Nun durfte ihnen vor Hunger nicht mehr bange seyn.

Die Kolonie gewann ein blühendes, lachendes Ansehn, als Misuf von einem Felsen, wo man das Meer sehen konnte, ein Schiff erblickte, das auf die Küste zuseegelte. Er theilte seine Entdeckung sogleich seinen Gefährten mit, und diese beschlossen die Gelegenheit zu nutzen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, oder wenigstens zu erfahren, in welchem Lande sie sich befänden. Vergebens

stell-

stellte ihnen Misuf vor, wie sehr ihnen daran gelegen seyn müsse, verborgen zu bleiben, da man nicht wissen könne, ob das Schiff Gutgesinnten, oder ob es Seeräubern zugehöre, die sie zu Sklaven machen würden. Seine Warnungen blieben in Wind geredet. Als man den andern Morgen das fremde Schiff ohnweit des kleinen Flusses vor Anker liegend, und die Mannschaft am Land gewahrte, wurde Zahir, der sich freywillig dazu angeboten hatte, abgeschickt, um die neuen Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Er kam nicht wieder, und das Schiff fuhr einige Tage darauf wieder ab.

Kaum hatte man es aus dem Gesichte verloren, so verfügte sich Misuf, der über Zahirs Schicksal mit Recht besorgt war, in Begleitung des Sady an den Strand. Sie trafen den Leichnam ihres Freunds, von Stichen durchbort, auf dem Sand liegend an. Dieser tragische Vorfall machte die Kolonisten vorsichtiger. Dasselbe Schiff erschien von Zeit zu Zeit wieder an der Küste, allein jedermann hielt sich nun bis zu seiner Abfahrt, sorgfältig verborgen.

Misuf entwarf verschiedene Verordnungen zum Besten der Kolonie. Er that

seinen Gefährten den Vorschlag, sich zu verheyrathen, um ein angenehmeres Leben zu führen, und Kinder zu bekommen, die ihnen dereinst die Augen schließen könnten. Der Vorschlag wurde mit Beyfall aufgenommen, und ein Tag zur Feyerlichkeit festgesetzt.

Bey dieser Gelegenheit stellte Misuf seinen Gefährten vor, daß sie seit ihrem Aufenthalte im Dinan-Thal noch keine öffentliche Gottesverehrung gehalten hätten. Sie bekannten sich alle zu dem alten Gottesdienst der Perser, den Zoroaster gelehrt hatte, und der in der Provinz Zend ziemlich allgemein eingeführt war. Misuf errichtete einen runden Altar, sechs Fuß hoch und 12 Fuß im Umfang, gerade den Hütten gegen über. Er umgab ihn, in einer gewissen Entfernung, mit einer Einfassung von Rohrschilf, das in einander geflochten war. Dieser Altar war noch vorhanden, als Hyder sich in der Kolonie befand. Die Männer waren mit diesen Anstalten beschäfftigt, während die Weiber den Hochzeitschmauß bereiteten. Der Tag dieses Festes muß eigentlich als der Stiftungstag der Kolonie angesehn werden. Die drey Paare, die sich gewählt hatten, begaben sich an den Fuß des Altars. Jeder Bräutigam führte seine bestimm-

stimmte Braut. Die Feyerlichkeit begann mit Anzündung eines Feuers, das nicht eher als mit dem Untergang der Kolonie erlöschen soll.

Vor diesem Feuer, dem Sinnbilde der rastlosen Thätigkeit des großen Weltbaumeisters, gelobten sich die Neuvermählten ewige Treue und Ergebenheit. Misuf änderte nun die Einrichtung mit den Hütten, die wir oben bemerkt haben; jedes Paar erhielt seine eigene, die vierte blieb das allgemeine Vorrathshaus.

Die Kolonie nahm zu, und zu Hyder-Aly's Zeit zählte man schon 40 Hausväter. Misuf regierte sie bis zu seinem Tod. Nach ihm bekam die Regierung eine demokratische Form.

Die Vollziehung der Gesetze wurde den beyden ältesten Männern der Kolonie anvertraut; sämmtliche Hausväter machten den Volks-Rath aus. Die Weiber nahmen keinen Theil daran, weil man bemerkt hatte, daß sie immer der Meinung ihrer Ehemänner waren; starb aber der Mann, und hinterließ Kinder, so wurde seine Wittwe als das Haupt der Familie angesehn, und als

solches, Mitglied des gesetzgebenden Raths. Wittwen ohne Kinder, kehrten ins väterliche Haus zurück.

Als Hyder und Ferisha im Di-nan-Thal sich aufhielten, formirten alle Hütten des Dorfs einen Kreis um den Altar, und bey jeder Hütte befand sich ein Garten, mit einer grünen Hecke eingezäunt. Aller geerndteter Reiß wurde in Vorraths-häusern aufbewahrt; jeder Familien-Vater erhielt so viel davon, als er zu seiner Consumtion brauchte. Das Hauptgeschäfte der beyden Aeltesten bestand in dieser Vertheilung.

Man hatte, nach und nach, bestimmt die Zeit kennen gelernt, wo die arabischen Seeräuber an dieser Küste zu landen pflegten, um Sklaven zu hohlen. Die Kolonisten benutzten die Zwischenzeit nach ihrer Abreise zum Fischfang an der Seeküste, und brachten eine reiche Beute an Muscheln und Fischen ins Thal zurück.

Alle Monate, im Vollmond, wurde ein öffentliches Fest gefeyert, das drey Tage dauerte. Die Mütter führten alsdenn ihre mannbaren Töchter zum Altar; den Jünglingen stand es dann frey, während dieser

LB Coburg

Ceremonie, die mit einem Tanz endigte, ihnen die Hand zu bieten. Gefiel der Jüngling dem Mädchen, so nahm sie diese Huldigung an; fühlte aber ihr Herz nichts für ihn, so schlug sie seine Hand aus, ohne den geringsten Tadel oder die geringste Unannehmlichkeit deswegen befürchten zu dürfen. Hatte ein Jüngling einem Mädchen drey Feste nach einander die Hand gereicht, so galt dieses für ein Zeichen, daß er um sie geworben, und daß sie ihn zum Gatten angenommen habe. Dann wurden beym nächsten Monats-Fest, sie in Gegenwart des Volks verheyrathet. Nie wurden Hochzeiten anders als an solchen Festtagen gehalten.

Das Brautpaar erschien, mit Blumen gekränzt, und von den Eltern begleitet, vor dem Altar. Beym Hintritt überreichten sie ihre Kränze den Häuptern der Nation. Die beyden Greise nahmen die Kränze in Empfang. Gaben sie ihnen aber gleich darauf wieder, nur mit dem Unterschied, daß sie dem Bräutigam den Kranz der Braut, und dieser die Blumen aufsetzten, die ihren Bräutigam geschmückt hatten.

Das neue Ehepaar legte sein Gelübde vor dem versammelten Volke ab, das ihm

seinen freudigen Antheil bezeugte. Dann brachte man sie in eine neue Hütte, welche die Aeltesten nach dem Muster der andern hatten erbauen lassen, und wo sie die Lebensmittel die sie brauchten, und das nöthige Haus-Geräthe vorfanden. Einige Tage nachher versammelte sich der Volks-Rath, und der neue Ehemann nahm, als neues Familienhaupt, seine Stelle darinn ein.

Die Leichenbegängnisse der Bewohner des Dinan-Thals geschahen mit vielem Prunk. Sobald einer stirbt, wird der Leichnam, mit seinen schönsten Kleidern angethan, vor die Thür seiner Hütte gelegt. Hier bleibt er 24 Stunden, nach deren Verlauf seine Verwandten und Freunde ihn feierlichst auf einen Berg tragen, der zum allgemeinen Begräbniß dient.

Die Kleidung der Einwohner besteht aus einem leichten, dem Musselin gleichenden, Zeuch. Man fabricirt ihn aus der Rinde einer eigenen Art Tannen, die in Menge auf den benachbarten Bergen wachsen. Die Rinde wird in großen, dem Pergament ziemlich ähnlichen, Stücken oder Blättern abgeschält. Man breitet sie im Schatten unter den Bäumen aus, nachdem man sorgfältig jedes Blatt

mit dem Rand an den Rand des andern gefügt hat. Da diese Rinde viel Harz oder Gummi enthält, so kleben die Blätter fest und dicht an einander, und nach einigen andern Zubereitungen werden sie so weiß wie Kattun, und dann verarbeitet.

Nur ein Theil der großen Dinan-Ebene ist mit Reiß bestellt; das übrige bleibt brach, zu natürlichen Triften und treflichen Weiden liegen, wo zahlreiche Heerden wilder und zahmer Ziegen ihr Futter finden. Man trift auch hier verschiedene schmackhafte Wurzeln und wildwachsendes Zuckerrohr an, dessen Saft die Einwohner bloß aussaugen. Ananas-, Pommeranzen-, Kokos-, Sagu-, Mangustan- und Dattel-Bäume wachsen überall in Ueberfluß, und an ihnen schlingen sich Weinreben hinauf. Im Anfang der Kolonie waren diese Bäume ohne Ordnung gepflanzt, allein in der Folge hat man dabey eine gewisse Symmetrie beobachtet, welche der ganzen Ebene das Ansehn eines ungeheuern Gartens gibt.

Gleich in den ersten Tagen der Ankunft von Hyder und Ferisha bot man ihnen eine eigene Hütte an; allein Sady, der Mann Zulmirens, bat sie so dringend bey

ihm in der seinigen zu wohnen, daß sie es ihm nicht abzuschlagen vermogten. Bald bemerkte man keinen Unterschied mehr zwischen ihnen und den alten Kolonisten. Hyder nahm Theil an ihren Arbeiten wie an ihren Lustbarkeiten. Er ging auf den Seefisch-Fang aus; er half erndten; er wohnte den öffentlichen Festen bey: kurz, es hing bloß von ihm und Ferisha ab, sich Weiber auszusuchen.

Als die Zeit herannahete, wo die Araber an der Küste zu erscheinen pflegten, fertigten die Vorsteher täglich einen Wächter ab, der auf dem Felsen, von dem man das Meer sehen konnte, Wache halten mußte, um die Kolonie von ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Dann blieb das Volk die 14 Tage lang, welche die Araber gemeiniglich verweilten, auf das sorgfältigste im Thal verborgen.

Alle Morgen vor Tagesanbruch bestieg einer der Vorsteher jenen Felsen; er blieb dort nur einen Augenblick, und sobald er wahrnahm, daß die Araber sich entfernt hatten, gab er der Kolonie davon Nachricht, die diese Abreise durch ein Fest und öffentliche Freudensbezeugungen feyerte. Jedermann bekam nun wieder volle Freyheit, an den

Seestrand zu gehn, um zu fischen, oder das Vergnügen des Spaziergangs zu genießen.

Hyder befand sich nun schon zehn Monate im Dinan-Thal. Er fing an zu fürchten, es mögte nicht mehr in Hussins Macht stehn, wiederzukommen. Die Tage dünkten ihm von unerträglicher Länge, und seine Nächte waren nicht ruhiger. Oft schlug er, um sich zu zerstreuen, dem Ferisha vor, hinab an den Seestrand zu gehn, wo sie oft ganze Tage zusammen zubrachten. Das Brausen der Wellen, und die tiefe Stille dieser Einöde, harmonirten mit dem Zustand ihrer Seele. Einst gelangten sie bis zum Eingang der Höhle; dieser Anblick erinnerte sie noch schmerzlicher an Hussin. Wenn es nicht mehr von diesem großmüthigen Freund abhinge, nach Dinan zurückzukehren, so blieb ihnen, um aus diesem Thal zu kommen, kein Auskunftmittel mehr übrig, als was ihnen ihr Muth anbieten würde. Diu sollte nur 15 Stunden entfernt seyn; um dahin zu gelangen, muß man seinen Weg durch den unterirrdischen Gang von neuem nehmen.

Sie beschlossen dieses zu wagen; ihre Anstalten dazu erfoderten eben keine große Zeit. Ferisha versah sich mit einem kleinen

nen Sack, der von dem Zeuch verfertigt war, woraus die Einwohner ihre Kleider machen. Er füllte ihn mit gedörrten Fischen und mit Früchten an. Hyder vergaß nicht seinen Demant und seinen Gürtel mitzunehmen. Auch ließen sie es nicht an einem hinlänglichen Vorrath von dem harzigten Tannenreisig zu Fackeln fehlen. Nachdem Alles, nach und nach, in mehrern Hin- und Hergängen, unvermerkt an die Seeküste geschafft worden war, verließen Hyder und Ferisha das Thal, so weh es ihnen auch that, von ihren gastfreyen Wirthen ohne Abschied zu scheiden.

Wir wollen uns Hyders eigener Worte bedienen, um unsre Leser mit den Ereignissen seiner Flucht bekannt zu machen.

„Ferisha und ich berathschlagten uns am Eingang der Höhle noch einmal, ob wir unsern Weg durch dieselbe nach der Wüste Zend nehmen wollten, oder ob es nicht besser sey, am Strand hinzugehn. Man hatte mir das letztere so oft als die größte Unmöglichkeit geschildert, daß ich auf das erstere bestand. Wir gingen also in die Höhle, und sahn, ohne den mindesten Unfall, das Gesträuch wieder, das ihr auf der Seite der Wüste zum Vorhof dient."

„Voll

„Voll muthigen Vertrauen wendeten wir uns gegen Osten. Die Bergkette war unser Wegweiser, und wir setzten unbesorgt unsern Weg fort, als Ferisha einen Trupp Reiter gewahr wurde, die auf uns zukamen. Die Ebene bot uns nicht die geringste Zuflucht an, und wir waren in einem Augenblick von ihnen umringt; wir konnten nicht einmal an Vertheidigung denken. Sie zogen uns aus, und zwangen uns ihnen zu folgen. Da sie unsre Ermattung bemerkten, so setzten sie uns auf Kameele; allein an dieser mitleidigen Handlung hatte Großmuth nicht Theil; sie fürchteten nur durch unsern Tod das Geld einzubüßen, das sie aus unserm Verkauf zu lösen hoften."

„Einen ganzen Monat lang hielten diese arabischen Räuber keine gewisse Straße; denn ihre Absicht ging bloß dahin die Zahl ihrer Sklaven zu vermehren. Da sie in dieser Wüste jedes Plätzchen kannten, so machten sie jeden Abend an Stellen Halt, die mit Bäumen besetzt, und mit lebendigem Wasser versehn waren. Ich erstaunte über die vielen anmuthigen Boskette der Art, die ich jetzt kennen lernte, seit ich der Gefangene dieser Araber war, statt daß ich auf meiner vorjäh-

rigen Wanderung durch diese Wüste kaum eins aufgefunden hatte."

„Endlich näherten sie sich wieder der Seeküste. Wir wußten daß sie zuweilen ziemlich lange an der Küste verweilten, um die Schiffe ihrer Nation zu erwarten, und wir schmeichelten uns, ihnen in der Nacht zu entwischen und in das Dinan-Thal uns flüchten zu können. Diese Hoffnung tröstete uns in unsrer Gefangenschaft."

„Die Araber begaben sich in die, uns bekannte, Höhle. Sie zündeten eine grosse Menge Fackeln an, um sich auf ihrem unterirrdischen Wege zu leuchten. Nicht ohne Bewunderung sah ich diese Grotten wieder, die ich schon zweymal durchwandert hatte, und die mir doch nach allen ihren Theilen noch nicht bekannt waren. In kurzer Zeit gelangten wir an die Seeküste. Die arabischen Schiffe erwarteten uns bereits, und an dem nemlichen Tag wurden wir schon an neue Herrn verkauft, die uns in den Schiffraum sperrten, und Fesseln anlegten."

„Mein bischen Philosophie verließ mich, als ich alle meine Hoffnungen mit einemmal zerronnen sah. Ich weigerte mich, den ersten

sten Tag, die geringste Nahrung zu mir zu nehmen, und ohne Ferisha's tröstlichen Zuspruch, der mit mir an eine Kette geschmiedet war, würde Verzweiflung mein Leben geendigt haben."

„Unsre Fahrt war glücklich; den achtzehnten Tag langten wir schon zu Bassora an. Der Schiffer hatte eine große Menge Sklaven an Bord. Er stellte uns auf dem Bazar, oder öffentlichen Marktplatz, zum Verkauf aus. Wir standen unter einer großen Halle, wo man uns entkleidete, und wo wir, ohne Rücksicht auf Wohlstand und Ehrbarkeit, ganz nackend dem Anschaun einer Menge Leute Preis gegeben wurden, die um uns handelten, wie man Pferde oder Kameele handelt. Die meisten von meinen Mit-Sklaven fanden bald Käufer."

„Ich verbarg mich in Ferisha's Armen, allein man ließ uns nicht lange bey einander. Ferisha, in der vollen Kraft des männlichen Alters, schien stark und brauchbar. Verschiedene Personen, deren Sprache ich nicht verstand, handelten zu gleicher Zeit um ihn. Aber als sein neuer Herr ihn aus meinen Armen riß, glaubte ich, das Herz würde mir ausgerissen. Nein, die Trennung

der

der Seele vom Leibe kann nicht schmerzlicher und härter seyn! Ich folgte ihm nach, ohne mich zurückhalten zu lassen. Zwey Männer trugen mich endlich mit Gewalt in den Bazar zurück. Für Wuth und Verzweiflung vernahm ich nicht einmal die Abschiedsworte meines Freundes."

"Ich stieß ein Jammergeschrey aus, das selbst die härtesten Herzen hätte erweichen können. Ich wälzte mich in den Staub; ich riß mir die Haare aus, und versuchte mir das Leben zu nehmen. Niemand kam, der mich hätte kaufen wollen. Ich befand mich in meinem achtzehnten Jahre; allein Gram, Beschwerlichkeiten und Enthaltung von aller Nahrung, hatten mich so ausgemergelt, daß ich mehr einem lebenden Gerippe, als einem jungen Menschen in der Blüthe glich. Mein Schreyen, und meine Verzweiflung, zogen endlich einige Kaufleute herbey, unter andern, eine junge Wittwe, Namens Zama, die sich im Palankin beym Bazar vorbeytragen ließ."

"Frauenzimmer-Herzen sind weicher als Männer-Herzen. Zama wurde von meinem Zustand gerührt, kaufte mich, ließ mir meine Kleider wiedergeben, und befahl, daß ich in ihr Haus getragen werden sollte,

denn

denn ich war so schwach, daß ich außer Stand war, zu gehen."

„Zama war eine junge, zwanzigjährige, vollkommen schöne, Frau. Der Tod ihres Mannes, den sie vor kurzem verloren, hatte sie in den Besitz eines sehr großen Vermögens gesetzt. Sie sah sich seitdem von einer Menge Anbeter belagert, denen es vielleicht eben so sehr um ihre Reichthümer als um ihre Person zu thun war; sie ließ sich ihre Huldigungen gefallen, ohne jedoch einen vor dem andern zu begünstigen. Ihre gefühlvolle Seele wurde leicht beym Anblick von Unglücklichen bewegt; sie kannte kein größeres Vergnügen, als wohlzuthun. Ein so edler und großmüthiger Karakter mußte sie zum Liebling der ganzen Stadt machen, und in ihrem Hause wurde sie von ihren Sklaven angebetet, denen sie mehr Mutter als Gebieterin war."

„Die Ausbrüche meiner Verzweiflung im Bazar hatten mich so entkräftet, daß ich mich zu Zama tragen ließ, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, oder ein Wort zu sprechen. So wie ich ankam, kleidete man mich aus, und brachte mich in ein gutes Bette. Ich schlief bis am andern Morgen."

„Beym Erwachen war ich nicht wenig verwundert, mich auf einem so guten Lager zu finden. Es dünkte mir unbegreiflich, daß ein Sklave so menschlich behandelt werden könnte. Ich kleidete mich an, als eine 18 jährige Sklavin in meine Kammer trat, und mir zu essen brachte.“

„Während ich es mir schmecken ließ, redete sie mich einigemal in einer Sprache an, die mir ganz fremd war. Ich sah ihr scharf ins Gesicht, ob ich vielleicht in ihren Augen die Empfindungen lesen könne, die ich ihr einflöße. Durch die Sanftmuth ihrer Blicke beherzt gemacht, fragte ich sie auf malabarisch, in welcher Lage ich mich befände, und ob ich frey sey? Ich merkte an ihrer Verlegenheit, daß sie mich nicht verstand. Vergebens bediente ich mich der tatarischen Sprache; endlich that ich dieselben Fragen auf persisch an sie, das ich ziemlich schlecht sprach. Sheherezade, so hieß die Sklavin, antwortete mir in derselben Sprache, ich sey Sklave; allein der Himmel müsse es gut mit mir meynen, weil er mich in Zama's Hände fallen lassen. Sie setzte hinzu, ihre leutselige Gebieterin sey bis zu Thränen von meinen Leiden im Bazar gerührt worden; sie habe ihr aufgetragen, für meine Genesung und

Pfle-

Pflege zu wachen, und ihr täglich Bericht abzustatten. Ich erwiederte, Gram sey die einzige Ursache meiner Krankheit; ich fühlte mich jedoch, durch die genossene Ruhe in voriger Nacht, über meine Erwartung gestärkt. Sie mögte ihrer Gebieterin sagen, daß bey allem meinem Unglück ich jedoch den Vorzug, ihr anzugehören, als eine Wohlthat Gottes zu schätzen wüßte, und hoffte, es solle ihr nicht gereuen, mich gekauft zu haben."

„Sheherezade verließ mich mit der Versicherung, bald wieder zu kommen. Ich zog mich vollends an, und weil ich mich bey Kräften fühlte, so ging ich in den Garten hinab. Hofnung ist das letzte Gefühl, das im menschlichen Herzen erlischt. Dieß empfand ich in dem Augenblick. Der Anfang meiner Sklaverey zeigte sich mir in einem so vortheilhaften Lichte, daß ich einen nahen glücklichen Ausgang ahndete. Ich schmeichelte mir Ferisha wiederfinden und loskaufen zu können. Meine Einbildungskraft weidete sich an Schimären; sie sind so oft, die einzigen Freuden des Menschen."

„Kaum war ich aus dem Garten zurück, so erschien Sheherezade schon wieder. Die Weisen zu Benares lehren, es gebe

ein sympathetisches Fluidum in der Natur, das zwey Personen, gleich bey der ersten Zusammenkunft, an einander kettet. So etwas mußte bey Sheherezade und mir wirken, denn diese Sklavin gab mir die unzweydeutigsten Beweise von Theilnahme und Zuneigung, was ich anfangs dem Mitleiden zuschrieb, das man fühlt, wenn man Personen schon in der Blüthe der ersten Jahre leiden sieht."

"Ich wüßte nicht wem ich mich anvertrauen sollte, um über mein Lösegeld zu unterhandeln. Ich studirte Sheherezadens Karakter, und als ich mich von ihrer Redlichkeit überzeugt hatte, schenkte ich ihr mein ganzes Vertrauen, das sie auch nie gemisbraucht."

"Einige Tage nachher wurde ich zu Zama gerufen. Ich fand sie auf einem Sopha von indischem Damast, mit Gold gestickt. Sie befahl mir, näher zu kommen, und ich mußte mich zu den Füßen des Sophas setzen. "Junger Mensch, redete sie mich auf persisch an, der unglückliche Zustand in welchem ich dich auf dem Bazar erblicket habe, hat den tiefsten Eindruck auf meine Seele gemacht. Du bist kaum über die Jahre der Kindheit hinaus,

hinaus, aber trotz der gewaltsamen Veränderung welche Niedergeschlagenheit und Kummer mit deinen Zügen vorgenommen haben, lese ich doch auf deinem Gesichte, daß du nicht für den Stand geboren bist, worein dich das Unglück in einem so zarten Alter versetzt hat. Beruhige dich; du sollst in deiner Gebieterin eine Mutter finden, die deine Thränen trocknen, und dich wieder in die Arme deiner Eltern liefern will." Sie bat mich hierauf, ihr meinen Namen zu entdecken, und durch welchen Zufall ich den Arabern in die Hände gerathen sey."

„Ich machte es mir zur Pflicht, meiner Gebieterin zu willfahren, ohne jedoch das Geheimniß der mir aufgetragenen Geschäfte zu verletzen. Ich nannte ihr den Namen meines Vaters, und welchen Rang er am Hofe von Delhy bekleide. Die Erzählung der Ereignisse, durch deren Verwickelung ich nach Bassora gekommen, entlockte Zama's Augen Thränen. Sie versicherte mich beym Abschied, daß ich ihr die lebhafteste Theilnahme eingeflößt hätte."

„Vierzehn Tage verstrichen, ohne daß ich meine Gebieterin wieder zu sehn bekam. Ich war nicht frey; allein meine Knechtschaft

war so gelinde, daß ich sie kaum inne wurde. Sheherezade brachte mir zweymal des Tages zu essen. Wir waren oft ganze Stunden bey einander, und so jung auch unsre Bekanntschaft war, so stand ich doch so gut bey ihr, daß sie mir vertraute, wie sie in die Sklaverey gekommen sey."

„Erivan, die Hauptstadt des persischen Armeniens, war ihre Heymath. Ihr Vater hatte das Kriegshandwerk mit der Kaufmannschaft vertauscht, und sich mit seiner Familie in einem Hafen, am Golfo von Ormuz niedergelassen. Seine ersten Handelsreisen nach Indien, glückten ihm so gut, daß er sich nach Verlauf einiger Jahre schon im Besitz eines ansehnlichen Vermögens sah. Allein die unglückliche Sucht noch reicher zu werden, verblendete ihn; er kam auf der Rückreise von Tunkin um, und der größte Theil seines Vermögens, wurde mit ihm im Abgrunde des Meeres begraben. Seine Frau überlebte dieses Unglück nicht, und hinterließ die Trümmern ihres Handels ihrer Tochter Sheherezade, die erst sechs Jahre alt war."

„Eine alte Tante nahm die Waise zu sich. Sie war eine eifrige Moslemin, von der Zahl der Wittwen, welche die Mohammedaner

Santo-

Santoninnen nennen. Sie hing mit Eifer an allen Aussprüchen des Korans, und unterhielt ihre Zöglingin von nichts als von den Ausübungen seiner Vorschriften, und von den Wundern des Propheten."

„Sheherezade ertrug, bey ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, diese zwangvolle Lebensart höchst ungern, allein ob sie gleich ihr 15tes Jahr erreicht hatte, so war sie doch ganz Erfahrungslos. Ein junger Verwandter der Tante, der vor allen seines Geschlechts allein das Vorrecht hatte, ihr Haus betreten zu dürfen, sagte Sheherezaden zuerst, daß sie schön sey. Schon fing ihre Unterredung an zärtlich zu werden, als die Alte dazu kam, und die beyden jungen Leute zwang, bloß ihre Augen sprechen zu lassen."

„Abrahim, so hieß der junge Mensch, ging weg, und Sheherezade verfiel, wider ihren Willen, in einen schwermüthigen Tiefsinn. Sie dachte die ganze Nacht an ihren Liebhaber, und schrieb ihm den andern Morgen, ohne recht zu wissen, wie sie ihm den Brief zubringen sollte. Ibrahim kam erst nach vier Tagen wieder ins Haus; die Furcht der Santonin Argwohn zu erregen, hatte ihm diese Zurückhaltung zur Pflicht ge-

gemacht. Sheherezade paßte einen Augenblick ab, wo ihre Tante einen Fensterflügel öfnete, um Ibrahim das Billet zuzustecken. Nach zwey Tagen empfing sie auf gleiche Art verstohlen die Antwort des glücklichen Liebhabers, die von Versicherungen ewiger Liebe und Treue, und von den Ausdrücken der glühendsten Leidenschaft überfloß. Der Briefwechsel dauerte so lange, und Sheherezadens Liebe stieg zu einem solchen Grad, daß sie endlich darein willigte, sich entführen zu lassen."

„Die große Schwierigkeit war, Zeit und Ort dazu am schicklichsten zu wählen. Die Tante ging selten aus, und ließ Sheherezaden nicht aus den Augen. Von Zeit zu Zeit begab sie sich mit ihr in eine Moskee vor der Stadt, um ihre Andacht zu halten, allein die Tage zu dieser Pilgerschaft, waren ungewiß, und hingen von der Laune der Alten ab. Doch diese Hindernisse schwächten den Muth des verliebten Ibrahim nicht. Er miethete einen Stall in der Gegend der Moskee. Nach zweymonatlichen vergeblichen Harren, sah er endlich die Santonin, in Begleitung von Sheherezade und einer Sklavin, zu Fuß erscheinen. Sogleich traf er alle Anstalten zur Abreise. Shereza-

de,

de, die um Alles wußte, fand leicht einen Vorwand, mit der Sklavin auf einen Augenblick aus der Moskee einen Abtritt zu nehmen. Vor der Thüre erwartete sie ihr Liebhaber, hob sie auf ein Pferd, schwang sich selbst darauf, und entfloh mit verhängtem Zügel. Die Tante erfuhr durch die Sklavin was vorgegangen war, und erfüllte die Moskee mit ihrem Geschrey; allein die Liebenden waren schon weit weg, sie reiseten die ganze Nacht, und erreichten den andern Morgen Ormuz, wo sie sich heyratheten."

"Sie erfuhren nach einiger Zeit, daß die Tante, für Betrübniß über ihre Flucht, gestorben sey, ohne Trost anzuhören, oder einige Nahrung zu sich nehmen zu wollen. Diese Nachricht bewegte das junge Paar, nach ihrer Vaterstadt zurückzukehren, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen; sie wählten den Weg zur See."

"Zwey Stunden von Ormuz erhub sich plötzlich ein Landwind, und verschlug sie aufs hohe Meer. Die Matrosen wendeten vergebens Alles an, um das Ufer wieder zu erreichen. Der Sturm dauerte die ganze Nacht, und mit Tagesanbruch erkannten sie die arabische Küste. Der Schiffer ließ das

Schiff umlegen, und schickte sich an, zum zweytenmal über den persischen Meerbusen zu segeln; allein ein arabischer Korsar ließ ihm nicht die Zeit dazu. Er bemächtigte sich des Schiffs nach einem kleinen Gefecht, in welchem Ibrahim an der Seite seiner Gattin, und in ihrer Vertheidigung, getödtet wurde. Der Korsar brachte seine Prise nach Bassora, wo Sheherezade von Zama's Mutter gekauft, und bey ihrer Tochter angestellt wurde. Zama wußte ihr die Sklaverey so zu versüßen, daß sie sich von ihrer Gebieterin, deren ganzes Zutrauen sie besaß, nicht mehr trennen wollte, und ihr Vaterland ganz vergaß."

„Da Sheherezade mir ihr Herz geöfnet hatte, so schien es mir Pflicht, ihr gleichfalls mein Vertrauen zu schenken. Ich entdeckte ihr also nicht allein, welche Bewegungsgründe mich nach Ispahan riefen, sondern ich verhehlte ihr auch nicht, daß meine Eltern sehr reich wären, und willig ein starkes Lösegeld für mich erlegen würden. Sheherezade antwortete mir, was schon Zama gegen mich geäußert hatte, daß ich nemlich durchs Unglück noch nicht so sehr entstellt sey, daß man nicht beym ersten Blick bemerken sollte, ich sey nicht zur Knechtschaft gebo-

ren.

ren. Wirklich hatten auch gute Begegnung und Wartung mir in Zeit von drey Wochen ein blühendes Ansehn wieder gegeben, das ich sobald nicht wieder zu erlangen hofte. Die Jugend genießt den Vorzug, sich leicht und geschwind von den heftigsten Krankheiten und größten Beschwerlichkeiten erhohlen zu können."

„Sheherezade besuchte mich einsmal früher als gewöhnlich. „Du wunderst dich, sagte sie beym Eintritt, mich um diese Stunde kommen zu sehn, aber du wirst bald noch mehr erstaunen. Gestern Abends, als ich dich verlassen hatte, wurdest du der Gegenstand einer langen Unterredung mit meiner Gebieterin. Sie fragte mich, ob mir dein Name, dein Vaterland, und deine häusliche Lage bekannt sey? Ich kenne meine Gebieterin zu gut, als daß ich ihr nicht Alles hätte entdecken sollen, und ich hoffe, du wirst nicht deswegen auf mich zürnen." „Du siehst, liebe Sheherezade, erwiederte mir Zama, ob man auf die Gaben des Glücks bauen darf! Wie können doch die Menschen so vielen Werth in ihre stürmische Gunstbezeugungen setzen, die unbeständiger sind als das Spiel der Wellen! Ich beklage den jungen Menschen, allein seine Eltern sind weit mehr zu beklagen."

Sie befahl mir darauf, mich nach den kleinsten Umständen deiner Unglücksfälle zu erkundigen, und sonderlich zur Herstellung der Ruhe deiner Seele es an nichts fehlen zu lassen.“

„Zu gut stimmt dieser Befehl meiner Gebieterin mit den Wünschen meines Herzens, als daß ich ihn nicht auf das pünktlichste befolgen sollte. Zama erwartet dich um zehn Uhr in ihrem Zimmer. Sie will dich sprechen. Du wirst in ihren Augen die zärtlichste Theilname an deiner Lage, vielleicht noch etwas mehr lesen. Ich wiederhohle es dir, Zama ist dir gewogen, entsprich also ihren Absichten durch ein gränzenloses Zutrauen. Du glaubst nicht, was es mich kostet, dir solche Rathschläge geben zu müssen, und die so ganz im Widerspruch mit meinem eigenen Interesse sind! Allein was kann mir mehr am Herzen liegen, als dein Glück! denn bist du nur glücklich, so achte ich nicht, was mir auch begegnen kann!“

„Sheherezade vergoß bey diesen letzten Worten Thränen. Ich stellte, als sie mich verlassen hatte, tausenderley Betrachtungen über die Sonderbarkeit meines Gestirns an. Es war ausser Zweifel, daß dieses Mädchen

chen eine Neigung für mich empfand, die ich in meiner Lage nicht erwiedern konnte. Sollte ich ihr aber ein Verbrechen daraus machen, mich zu lieben? Sie hatte mir ihre Leidenschaft immer nur auf eine verblümte Weise zu verstehn gegeben. Ich beschloß mich zu stellen, als ob ich den wahren Sinn ihrer Worte nicht verstände, und so Zeit zu gewinnen."

„Gegen 10 Uhr des Vormittags verfügte ich mich, nach dem erhaltenen Befehl, in Zama's Gemach. Sie empfing mich auf eine so höfliche und verbindliche Art, wie ich sie von meiner gebietenden Frau nicht erwarten durfte. Ich warf mich ihr zu Füßen, und bezeigte ihr meine Dankbarkeit für ihre großmüthige Behandlung. Zama hob mich auf, und reichte mir ihre schöne Hand zum küssen. Ich blieb vor ihr stehn, allein sie befahl mir, mich auf ein Bänkchen am Ende ihres Sophas zu setzen. „Ich habe dich rufen lassen, Hyder, redete sie mich an, um mit dir zu überlegen, auf welche Art ich dir nützlich seyn kann. Sieh' in mir nur deine Freundin. Diese Stadt wimmelt von Kaufleuten aus allen Weltgegenden. Schreibe an deine Eltern, und sobald du ihre Antwort erhalten hast, werde ich dir volle Freyheit lassen, ihren Willen

len zu erfüllen. Fürchte nicht, daß ich Gebrauch von der Wohlhabenheit deiner Familie machen werde, um ein stärkeres Lösegeld von dir zu erpressen. Als ich dem Korsaren den Preis zahlte, den er für dich verlangte, war meine Absicht nicht, mir zugleich dadurch das Recht zu erkaufen, dich nach Belieben wieder zu verschachern: ich wollte dich nur aus seinen Händen befreyen, und dir Erleichterung verschaffen. Es hängt übrigens ganz von dir ab, wenn und wo du mir die Summe wiedererstatten willst, die ich für dich auslegte; habe ich dir Gutes erzeigen können, so verlange ich nichts dafür, als die Erkenntlichkeit deines Herzens. Man hat mir gesagt, du seyst von einem Manne getrennt worden, der dir werth und lieb war, und dem deine Familie die Sorge für dich übertrug. Ist dieser Freund den du beweinst, noch im Bezirke der Provinz Irack, so sollst du ihn bald wieder sehn."

„Einige Personen die ins Zimmer traten, unterbrachen unsre Unterredung. Zama gab mir ein Zeichen, daß sie mich bald wieder sprechen würde. Sheherezade wartete auf mich; ich wollte den Weg nach meiner kleinen Kammer nehmen, allein sie sagte mir daß ich nicht mehr dort wohnte.

Sie führte mich in mein neues Zimmer, das so prächtig war, daß ich anfangs glaubte, Sheherezade wolle mich zum besten haben; erst auf ihre wiederhohlte Betheurung, nahm ich davon Besitz."

"Es lag ein prächtiges türkisches Kleid auf einem Sopha. Sheherezade benachrichtigte mich, es sey für mich bestimmt, und ich mögte es sogleich anziehn, weil ich diesen Mittag noch mit Zama speisen solle. Sie verließ mich, um mir Zeit zu lassen, meine Toilette zu machen. Ich zerbrach mir den Kopf, wo das Alles am Ende hinauslaufen werde: erst die Folge enträthselte mir das Geheimniß."

"Obgleich durch den Krieg, der zwischen den Höfen von Konstantinopel und Ispahan geführt wurde, der Handel von Bassora mit Ispahan beträchtlich gelitten und abgenommen hatte, so war doch immer noch ein großer Zufluß von Fremden in dieser Seestadt, und Zama machte leicht einige Kaufleute ausfindig, die Nadir-Shah auf seinem Zuge nach Delhi begleitet hatten. Sie erkundigte sich bey ihnen, ob sie unter den Generalen und Großen des Kaisers von Hindostan, einen Namens

Nadim Zaheb hätten nennen hören? Obgleich die, an welche sie sich wendete, eben nicht die Bestunterrichtetsten waren, so trafen doch ihre Antworten so ziemlich mit dem überein, was ich Sheherezaden in Geheim anvertraut hatte."

„Zama fühlte eine heftige Liebe zu mir, die sie vergebens zu bekämpfen suchte. Was sie von dem Stand und Rang meiner Familie erfahren, schien ihr hinreichend um ihre Schwachheit selbst in den Augen der strengsten Vernunft zu rechtfertigen. Sie beschloß also mir ihre Hand und ihre Reichthümer anzubieten; und dieß war der Grund zu der so vorzüglichen guten Behandlung, die ich erfuhr, und die mit jedem Tage stieg."

„Ich war schon völlig im Staat, als Sheherezade wieder kam. Sie schrie laut auf für Bewunderung, als sie mich erblickte, so wohl kleidete mir, nach ihrer Meinung, mein neuer Putz. Sie beging tausend Thorheiten; endlich nahm sie wieder eine ernsthafte Miene an, und sagte: „ich sehe wohl, du wirst unser Herr werden: o Hyder wie süß wird mir dann die Sklaverey seyn!"

„Es kamen einige Sklaven, und benachrichtigten mich auf das ehrerbietigste daß

ihre Gebieterin mich erwarte. Ich begab mich sogleich nach ihrem Gemach. Zama ließ mich neben sich, auf denselben Sopha setzen. Unser Gespräch fiel auf meine Familie; sie fragte mich, ob ich an meinen Vater geschrieben hätte, und befahl mir von neuem zu schreiben. „Es liegen, sagte sie, mehrere Schiffe im Kanal nach Dekan und Bengalen segelfertig. Bediene dich dieser Gelegenheit; deine Briefe werden den Schiffscapitänen von dem Pascha von Barrack empfohlen werden. Du kannst sicher darauf rechnen, daß sie richtig ankommen, wenn nur in dem indischen Hafen, wo die Schiffe landen, jemand von deiner Bekanntschaft ihre weitere Bestellung übernimmt.“

„Ich speisete allein mit Zama. Ihre Mutter die bey ihr wohnte, war auf dem Lande. Nach dem Essen, begaben wir uns wieder aus dem Speisezimmer, in ihr Wohnzimmer. Fast den ganzen Abend brachten wir zusammen zu. Zama äusserte gegen mich, daß mein ungezwungenes Betragen, und mein edler und stolzer Anstand, den Adel meiner Abkunft verrathe, den ich vergebens zu verbergen suchen würde. Nach mehrern Komplimenten der Art, an welchen ihr Herz vielen Theil hatte, versprach sie mir, mich

die kommenden Tage den Damen von ihrer Bekanntschaft vorzustellen, damit mir die Zeit meines Aufenthalts zu Bassora desto angenehmer verstriche."

"Ich beurlaubte mich bey guter Zeit, und legte mich zu Bette. Was war das für eine Nacht! und wie verschieden war sie von denen, die ich seit meiner Abreise aus dem Dinam-Thal zugebracht hatte. Ich dachte an alle meine Abentheuer zurück; ich bewunderte ihr sonderbares Gewebe; die Wahrheit von Ferisha Lehren fiel mir auf. Mit Bewunderung erinnerte ich mich, der verschiedenen Gelegenheiten, bey welchen dieser tugendhafte Mann mich versichert hatte, daß das höchste Wesen nie den Redlichen verläßt, daß es ihn durch Widerwärtigkeiten läutert, und ihm zuletzt Hülfsmittel gewährt, die von seiner Allmacht zeugen."

„Die Freude that diese Nacht die Wirkung des Kummers auf mich. Ich konnte fast nicht einschlafen. Zama's Versprechungen öffneten mir die erfreuliche Aussicht, bald meinen lieben Ferisha wieder zu sehn. Mit einer süßen Selbstzufriedenheit bedachte ich, daß ich das Werkzeug seines Glücks werden würde, nachdem ich so oft zu seinem Unglück

glück beygetragen hatte. Ich sah ihn in meinen Armen, ich drückte ihn an mein Herz. Nur Hussins ungewisses Schicksal störte meine lieblichen Träume. Allein ich schmeichelte mir, daß die mächtige Hand, die mir eine Beschützerin in einem Lande verschafft hätte, wo ich nur Fesseln erwarten konnte, mir auch beyde Freunde wiedergeben würde."

"Kaum war ich aufgestanden und gekleidet, als Sheherezade mich besuchte. Sie brachte mir Kaffe in Zama's Namen. Ich hatte eben an meinen Vater geschrieben; ich schloß den Brief an Dûptrix, den Statthalter von Pondichery, ein, dem ich eine kurze Schilderung von dem entwarf, was mir zugestoßen war, und ihn bat, die sichere weitere Beförderung des Pakets an Nadim Zaheb zu übernehmen. Mit diesem Geschäfte verging der Morgen. Ich begab mich um Mittag in Zama's Zimmer. Ihr Bruder, den ich noch nicht kannte, befand sich bey ihr. Er stellte mich den andern Morgen dem Pascha, und andern Vornehmen, als einen fremden jungen Herrn vor, den das Spiel des Schicksals in das Haus seiner Schwester gebracht hätte. Ich wurde überall mit der Höflichkeit, welche den Karakter der Araber auszeichnet, und mit der Ach-

tung empfangen, die ich meiner Beschützerin zu verdanken hatte.“

„Gleich mit dem ersten Tag meiner Ankunft hatte ich in Zama's Hause eben die Freyheit genossen, die ich in meinem Vaterlande hätte genießen können. Ich nutzte sie zur Erlernung der arabischen Sprache, und zur Kenntniß des Landes wo ich mich befand, seiner Erzeugnisse, seines Handels, und der Sitten und Gebräuche seiner Bewohner.“

„Bassora, oder Basrack, wie man sie auch zu nennen pflegt, ist eine der blühendsten, asiatischen Handelsstädte. Die Gewissensfreyheit der man hier sich erfreut, und die strenge Pünktlichkeit, mit der die Polizey gehandhabt wird, ziehen Kaufleute aus allen Gegenden der Welt dahin.“

„Die französischen, englischen, portugiesischen, holländischen Kaufleute, die Handelsleute von Konstantinopel, Smirna, Haleb, Kahira, kommen auf dem persischen Meerbusen nach Bassora. Die von Bagdad, Mussul, Diarbekir, fahren den Tigerfluß hinab, der aber, wegen seines reißenden und schnellen Stroms, gefährlich zu befahren ist. Die von Hispahan,

han, Tauris, Kaschemire, stellen sich zweymal des Jahres durch Karavanen ein. Bassora ist auch der Sammelplatz der Pilgrime von Indien und Persien, die nach Mecka wallfahrten. Sie tragen viel dazu bey, diese Stadt blühend zu machen, indem sie durch Verkauf oder Tausch eine große Menge Waaren hier zurücklassen, womit ihre frommen Züge, sowohl auf der Hinreise zum Grabe des Propheten, als bey der Wiederkehr, beladen zu seyn pflegen."

„Der Kalife Omar erbaute Bassora im 15ten Jahre der Hegira. Dieser Fürst kriegte mit dem persischen König und seine Absicht war, die Perser der östlichen Provinzen abzuhalten, sich nach Indien durch den persischen Meerbusen zu begeben, indem sie den Euphrat oder Tiger hinabschifften. Es war dieß der kürzeste und bequemste Weg für sie; allein die Stadt Bassora schnitt nun die Schiffahrt auf beyden Flüssen ab, und zwang sie zu Lande, durch die Provinzen Kirman und Makran zu reisen, was ein sehr mühsamer und kostspieliger Weg ist."

„Bassora liegt am Ende des persischen Meerbusens, zur Rechten des Euphrats den die Araber, den arabischen

Fluß nennen, funfzehn Stunden oberhalb seiner Mündung. Das ganze Land ist, von der Vereinigung des Tigers und Euphrats bis zum Meer, so niedrig, daß es, ohne einen von den Arabern aufgeführten Damm, häufig in Gefahr seyn würde, überschwemmt zu werden. Dieß zwang die Erbauer von Bassora, die Stadt in der Entfernung einer starken Stunde vom Flusse anzulegen, und sein Wasser durch einen tiefen und breiten Kanal dahin zu leiten, der Schiffe von 150 Tonnen trägt. Der Eingang des Kanals wird durch ein Fort vertheidigt, das am Fluß, und zwar in der Gegend aufgeführt ist, die der Stadt zum Hafen dient."

"Bassora hat 2500 Toisen im Umfang. Ihre Gestalt ist oval; eine starke Mauer umgibt sie, und wird in gewissen Entfernungen von Thürmen bestrichen, die höher sind als der Wall. Die Gassen sind geräumig, schnurrecht, und mit Häusern von Backsteinen besetzt. Viele derselben haben ein flaches Dach, auf welchem man wie in einem Garten, spazieren kann. Im Mittelpunkt von Bassora liegt ein schöner großer Platz, Merback genannt. Unter den Säulengängen die ihn umringen, pflegen die arabischen Schriftsteller den Vorübergehenden ihre

re dichterischen und prosaischen Produkte herzusagen."

„Bassora ist nur drey Stunden von der alten Stadt Teredon entfernt. Noch sieht man die Ueberbleibsel einer backsteinernen Wasserleitung, welche das Wasser aus dem Euphrat dahin führte, und diese Ruinen zeugen von dem Flor jener Stadt. Nach dem Fall der Kalifen von Bagdad wurde Bassora von einem eigenen Fürsten regiert, der sich den, in Arabien gewöhnlichen, Namen unabhängiger Herrn eines Kontros, Schech, gab. Im Jahr 1668 gerieth diese Stadt, und die Provinz Irack, deren Hauptstadt sie ist, in die Gewalt der Osmannen."

„Ich war zu Anfang des Frühjahrs nach Bassora gekommen. Zama that mir, einige Monate nachher, den Vorschlag, die heiße Jahreszeit auf ihrem Landhause, drey Stunden von der Stadt, zuzubringen. Ich nahm mit Vergnügen die Einladung an, und wir machten die kleine Reise zusammen."

„Die Gegend um Bassora ist steinigt und sandigt. Der Boden ist ganz unfruchtbar, weil es fast nie da regnet. Aber 2 Stun-

den von der Stadt fließt ein kleiner Fluß an den Mauern der Stadt Obbola hin, und macht das Thal, welches er wässert, so lieblich, daß die Araber es mit unter Asiens vier Paradiese zählen. Zama's Landhaus lag in diesem Thal; die Gärten davon waren geschmackvoll aufgeputzt, und mit Springwassern und schattigen Lauben versehn, was unter dem heißen Himmelsstrich Arabiens eine große Annehmlichkeit ist."

„Die arabischen Frauenzimmer leben in den Städten äußerst eingezogen, und selten bekommt man sie zu sehn: allein auf dem Lande sind sie einer minder strengen Lebensart unterworfen, und gehn aus, wenn es ihnen einfällt. Wir hatten in unsrer Nachbarschaft mehrere Bekannte, von sehr angenehmen Umgang. Zama's Mutter brachte fast das ganze Jahr zu Obbola zu. Ihr Bruder kam oft mit seinen beyden Weibern und Kindern dahin."

„Der Geschmack den ich immer am Landleben gefunden habe, ließ mich sehr reizende und unvergeßliche Tage im Thal Obbola verleben. Sheherezade, die eine lächerliche Etikette in Bassora, troz Zama's Achtung und Neigung für sie, zu der Ent-

Entfernung einer Sklavin zwang, speisete auf dem Lande mit uns. Dieß liebenswürdige Mädchen brachte alle Morgen einige Augenblicke auf meinem Zimmer zu. Sie liebte mich auf das heftigste, und that sich alle Gewalt an, um mir ihre Leidenschaft zu verbergen, sonderlich, seitdem sie wußte, daß Zama Gefallen an mir fand. Scheherezade gestand mir ihre Liebe mit keiner Sylbe, aber wie oft las ich sie nicht in ihren Augen! Oft, wenn wir allein bey einander waren, und nur Freundschaft unser Gespräch zu beseelen schien, überraschte ich Thränen in ihren Augen, welche die Schaamhaftigkeit kaum zurück zu halten vermogte."

„War die Sonne am Horizont verschwunden, so genossen wir das Vergnügen eines Spatziergangs auf einer Wiese, mit Obstbäumen besetzt. Der kleine Fluß wand sich durch diese lachende Ebene, und lieh ihr neue Anmuth. Lauben, am Rande des Wassers, und an den verborgensten Stellen des Thales zerstreut, schienen von der Hand der Natur recht für Verliebte gepflanzt zu seyn. Einsame Pfade führten zu ihnen, wo man kein andres Geräusch vernahm, als das Murmeln des Flusses, der seine klaren Fluthen über ein Kieselbette wälzte, oder das Ge-

zwitscher der Vögel, die durch die Lebhaftigkeit ihrer bunten Farben, und durch die Lieblichkeit ihres Gesangs, Aug' und Ohr zugleich ergötzten."

„Unter dem Vorwand, Schutz vor den letzten Strahlen der Sonne zu suchen, führte mich Zama oft nach diesen bezauberten Einsiedeleyen, deren Einsamkeit und Stille so gut mit der Lage meiner Seele stimmten. Wir setzten uns ins Gras, und sprachen von den Begebenheiten die mir zugestoßen waren. Ich wiederhohlte ihr, was ich ihr schon hundertmal erzählt hatte. Sie hörte mir mit immer neuer Theilnahme zu. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ihre schmachtenden Blicke sagten mir in ihrer ausdruckvollen Sprache: „Hyder! wie kannst du so ungerecht seyn, und dem Mitleiden allein zuschreiben, was in meinem Herzen vorgeht!" Ich warf mich dann ihr zu Füßen, ich küßte ihre schönen Hände, die sie mir hinreichte, als wollte sie mich durch diese Nachgiebigkeit zu minderer Zurückhaltung auffodern; ich schilderte ihr die Größe und ewige Dauer meiner Dankbarkeit: ach! es war Liebe, was sie verlangte!"

„Einsmal, als ich früher als gewöhnlich aufgestanden war, genoß ich der Morgenkühle

le unter einem Gang von Bäumen, der neben Zama's Hause am Fluß hinlief. Die Schönheit der Landschaft wiegte mich in eine süße Träumerey; die Sonne ging eben auf, und ihre leuchtende Scheibe ragte kaum noch zur Hälfte über den Horizont empor. Ihre Strahlen brachen durch das Laub der Bäume, und schienen in Edelsteine die Thautropfen zu verwandeln, welche auf den Kräutern und Blumen funkelten. Das Chor der Vögel feyerte das Erwachen der Natur. Vertieft in das große Schauspiel, bemerkte ich Sheherezaden nicht, die sich neben mir gesetzt hatte, und mich an meinem Kleide zupfte. Ich glich einem Menschen, den man aus einem angenehmen Traum wecket. „Ich suchte dich, redete mich Sheherezade an, um dir manches zu sagen, was dich nahe angeht. Es ist mir lieb, daß ich dich hier finde, wo wir frey und ungestört mit einander sprechen können. Meine Gebieterin, welche die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, wird uns Zeit genug dazu lassen. — Wie? ist Zama krank? — Nein, oder wenigstens rührt ihre Krankheit nicht von einer Störung ihrer körperlichen Organe, sondern von der Stimmung ihres Herzens her: Ich habe die ganze Nacht bey ihr gewacht; und wir haben bloß von dir gesprochen. Himmel! welch'

ein Schicksal, die Vertraute von Empfindungen seyn zu müssen, die du ohne Zweifel theilst, und deren Resultat mich zur Unglücklichsten meines Geschlechts machen wird!" — Ich tröstete sie nach meinem besten Vermögen, und versicherte ihr, daß zwar die Erinnerung von Zama's Wohlthaten meinem Herzen tief eingeprägt sey, allein daß meine Gesinnungen nicht Liebe, und ich überdieß ausser Stand wäre, je eine solche Verbindung einzugehn."

„Meine Worte drangen wie ein Strahl der Freude in Sheherezadens Seele. Man ist nicht Herr über die ersten Empfindungen seines Herzens; der Gedanke war ihr ein Trost, daß ich auch für ihre Gebieterin nicht fühlte, was ich ihr selbst verweigerte. Doch sie faßte sich bald wieder, und indem sie sich des Ausbruchs ihrer Schwachheit schämte, sagte sie mit einem schmachtenden Blick: „Meine unglückliche Leidenschaft hat sich dir verrathen! Es hat nicht in meiner Gewalt gestanden, sie länger in meinem Herzen zu verschließen, aber Hyder! du allein sollst ihr Vertrauter seyn. Schütze mich gegen mir selbst, ich beschwöre dich!... Gleich das erstemal als ich dich sah, entglühte ich von der heftigsten Liebe. O, warum muß

deine Religion dir nicht erlauben, deine Neigung zwischen mehrere Weiber zu theilen! die Hoffnung dein zu seyn, würde das höchste Glück meines Lebens ausmachen. Doch fürchte nichts von dem Geständnisse das mir eben entwischte. Gelingt es mir nicht meine Leidenschaft zu unterdrücken, so werde ich doch Herrin über meine Handlungen und Worte zu seyn wissen. Ja ich liebe dich so heftig, daß ich es dir nun auf immer verbergen werde, daß ich dich liebe, wenn dein Wohl davon abhängt. Ich werde mich an dem Glück begnügen, mit dir unter Einem Dache zu wohnen. Das Vergnügen dich zu sehn, wird mir Alles ersetzen; und da ich nicht deine Gattin werden kann, so will ich wenigstens deine Achtung und dein Vertrauen verdienen."

"Ich war gerührt. Sheherezade hatte mir die größten Dienste geleistet. Sie war auf den geringsten Umstand aufmerksam, der zu meiner Zufriedenheit beytragen konnte, und verlohr keine Gelegenheit mir Beweise von ihrer Ergebenheit zu geben. Der vortheilhaften Schilderung die sie täglich Zama von meinen moralischen Eigenschaften gemacht hatte, verdankte ich eben Zama's Gewogenheit und vorzügliche Behandlung. Ich verbarg Sheherezaden meine Rührung nicht,

nicht, und meine Thränen vermischten sich mit den ihrigen. „Du siehst, liebe Sheherezade, sagte ich, daß mein Herz nicht unempfindlich ist. Aber dieß Herz verschenkte ich schon in meiner frühsten Jugend, und wie viel Thränen kostet nicht bereits dieß traurige Geschenk der, die es empfing! doch, sey überzeugt, daß, nach meiner Gattin, niemand mir lieber seyn wird als du!“ —

„— Du verheyrathet? Welch' eine Nachricht! Unglückliche Zama, wie sehr bist du zu beklagen! — Ich begriff diesen Ausruf nicht, es schien mir ein Räthsel, wie Sheherezade, nachdem sie mir eben das leidenschaftlichste Gemälde von ihrer Liebe entworfen, sie sogleich vergessen konnte, um an die Leidenschaft ihrer Nebenbuhlerin zu denken. Aber sie ließ mir nicht Zeit, ihr meine Verwunderung darüber auszudrücken. „Hyder! sagte sie, du weißt nun das Geheimniß meines Herzens, aber du weißt noch nicht wie viel du Unglückliche machst! Warum mußte dich das Verhängniß nach Arabien führen? Ich genoß eines tiefen Friedens, den du gestört hast. Ich liebe dich, ich opfere meine Liebe auf; im Uebermaaß meines Grams bleibt mir wenigstens der Trost, dich meiner guten Gebieterin abzutreten, die ich

wie

wie mich selbst liebe! .... Du scheinst überrascht! Allein Zama's Gesinnungen können dir ohnmöglich unbekannt seyn. Schon lange hatte ich sie errathen; und gestern gestand sie mir selbst ihre Leidenschaft. Ich erstaunte über die Größe und das Feuer ihrer Liebe, und beschloß von dem Augenblick an, die meinige zu bekämpfen, und, ohne Eifersucht, Zama über ein Herz herrschen zu sehn, dessen Besitz ich allen Reichthümern der Welt vorgezogen hätte. Liebe Sheherezade, seufzte meine gute Gebieterin, wo ist die Ruhe der Seele hin die mich beglückte, und mich gleichgültig gegen die Huldigungen einer Menge von Anbetern machte? Ach! der Tag, wo das Ohngefähr den jungen Fremdling in mein Haus brachte, war der letzte meiner Freyheit. Seine Traurigkeit verbreitete sich über meine Seele. Ich hielt, was in mir vorging, für Mitleiden, und überließ mich ihm ohne Mistrauen. Hätte ich gewußt, was das für Gefühle waren, die sich in mein Herz einschlichen, vielleicht hätte ich die Kraft gehabt, sie zu besiegen. Jetzt ist es zu spät, gegen meine Leidenschaft anzukämpfen, sie ist so tief in meiner Seele eingedrückt, daß der Tod allein ihr Gepräge auszulöschen vermag. Meine gute Gebieterin setzte hinzu, sie sey entschlossen, dir ihre Hand anzubieten, sobald sie verschie-

schiedene Angelegenheiten bey Seite geräumt haben würde, die sie jetzt abhielten, an eine neue Heyrath zu denken. Hiermit schloß Sheherezade ihre Erzählung. Unser Gespräch hatte so lange gedauert, daß es schon Mittag war, als wir zusammen den Rückweg antraten."

„Ich vermied in der Folge sorgfältig, mit Zama allein zu seyn, um allen Gelegenheiten auszubeugen, wo sie mir ihre Leidenschaft hätte entdecken können. Wir kehrten gegen Ende des Novembers nach Bassora zurück. Es war dieß die Zeit, wo die Karavane von Ispahan anzulangen pflegte. Ich schmeichelte mir durch sie zu erfahren, ob Ferisha oder Hussin in dieser Hauptstadt angelangt wären."

„Zama fragte mich in allen ihren Angelegenheiten um Rath. Sie vertraute mir Einsmal, daß der Pascha von Bassora sie mit einem von seinen Verwandten, einem jungen Manne von großen Hoffnungen, verheyrathen wolle. Ich hatte diese Heyrath mehrmalen erwähnen gehört; ich hatte mir sogar geschmeichelt, darinn eine Gelegenheit zu erblicken, wieder zu meiner Freyheit zu gelangen. Seit einiger Zeit kam der Pascha

fast täglich zu Zama. Zama's Entdeckung der Absicht seiner Besuche, überraschte mich weniger, als sie mich in Verlegenheit setzte; ich stand bey mir an, was ich ihr darauf antworten sollte. Sie legte meine Verlegenheit für Eifersucht aus, und die Freude verbreitete sich sichtlich über ihr Gesicht. Kannst du glauben, sagte sie, daß ich je wieder eine ähnliche Verbindung aus bloßer Convenienz eingehn würde? Ich habe die Fesseln der Ehe schon getragen; ich weiß aus Erfahrung, daß sie nur leicht sind, wenn das Herz sie geschmiedet hat. Kein andrer als mein Geliebter, soll je wieder mein Ehemann werden; und brächte er mir eine Krone mit, so würde ich weniger Werth darauf legen, als auf den Besitz des Herzens, das ich liebe und das mich wieder liebt. Ich lasse dem jungen Mann, den man mir anträgt, Gerechtigkeit wiederfahren, allein ich würde selbst die Hand des Padischah der Osmannen ausschlagen. Mein Herz ist nicht mehr mein, und meine Hand ohne mein Herz, ist kein Geschenk das ich weggeben kann. So denke ich, und könntest du in meinem Innern lesen, so würdest du bald wissen, wer der ist, den ich allen Thronen der Welt vorziehe. Aber, warum soll ich dir länger ein Geheimniß aus Empfindungen machen, die mein Glück und

mein Stolz sind? Du bist der Mann den ich liebe; du, und kein anderer, sollst der Besitzer meiner Hand seyn." —

„Ob mir gleich dieß brüske Geständniß, nach dem was Sheherezade mir im Obbola-Thal vertraut hatte, gar nicht unerwartet kommen konnte, so setzte es mich doch in keine geringe Verlegenheit. Ich nahm meine Zuflucht zu den gewöhnlichen Gemeinstellen, sprach viel von dem Gefühl meiner Unwürdigkeit, und wie wenig ich ein Geschenk verdiente, dessen hohen Werth ich nur zu gut zu schätzen wüßte, und schloß zuletzt mit der Bemerkung, daß nach der Sitte meines Landes, die Ehrfurcht die ich meinem Vater schuldig wäre, mir überdieß nicht erlaube, mich ohne sein Vorwissen zu vermählen. Liebe macht blind. Zama wähnte Leidenschaft in einer Antwort zu erblicken, welche die bloße Höflichkeit mir eingegeben hatte. Sie opferte mir des Pascha's Verwandten auf, ohne sich an den Tadel zu kehren, den ihr dieser Korb zuzog."

„Dieß setzte mich in eine noch ängstlichere und peinlichere Lage. Oft war ich willens, heimlich davon und nach Ispahan zu gehn. Ich konnte freilich Zama keinen

größern

größern Beweis meiner Dankbarkeit geben, als sie mit Gewalt von einer Leidenschaft loszureißen, die ich nicht zu erwiedern im Stand war. Unterdessen, wenn ich bedachte, daß ich Zama's Sklave sey, so machten es mir die Gesetze der Ehre zur Pflicht, zu bleiben, obgleich meine Entfernung allein fähig gewesen wäre, das Feuer ihrer Liebe zu löschen. Ich sah Zama täglich, ich war der Vertraute ihrer geheimsten Gedanken, und der Gegenstand dieser Gedanken war fast immer ich allein."

„Gleich in den ersten Tagen nach dem Frühlings-Equinoxium, verließen wir die Stadt, um die heiße Jahreszeit wieder im Obbola-Thal zuzubringen. Sheherezade äußerte einsmal gegen mich, ich wäre es Zama und mir selbst schuldig, sie nicht länger bey einer Täuschung zu lassen, die ihre Gebieterin in ihrer unglücklichen Leidenschaft bestärke; ich müßte ihr entdecken, was für Verbindungen ich in meinem Vaterlande eingegangen wäre, und daß ich nicht mehr Herr über mein Herz sey. Ich gab ihr Recht, und bat Sheherezade, da sie von allem unterrichtet sey, es selbst zu übernehmen, ihre Gebieterin bey der ersten, schicklichen Gelegenheit damit bekannt zu machen."

„Wahrscheinlich ging Sheherezade zu rasch, und mit zu wenig Schonung dabey zu Werk. Es war ein Donnerschlag für Zama; ihr Herz von dem heftigsten Schmerz beklommen, erlag der schrecklichen Nachricht. Zama verlohr Sprache, Besinnungskraft und Bewegung.“

„Ich war auf der Wiese. Ich erfuhr den Vorfall erst bey meiner Nachhausekunft. Ich eilte zu Zama. Ihr Zustand war wirklich beunruhigend. Die geschicktesten Aerzte von Bassora, die man sogleich hohlen lassen, versicherten, daß die Krankheit dieser Dame die traurigsten Folgen haben könne. Ich verließ die Kranke so wenig als möglich, weil ich bemerkte, daß meine Gegenwart die Wirkung der gegebenen Arzeneyen erleichterte.“

„Als ich eines Tages allein mit ihr war, und ihr bezeigte, wie nahe mir ihr Zustand gehe, sprach sie mit schwacher Stimme: „Was that ich dir, daß du mich so täuschen konntest? Hyder, dein Herz ist nicht aufrichtig, nicht recht und gerecht. Ach! ich muß meine blinde Leichtglaubigkeit theuer genug bezahlen!“ Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich nicht die Kraft

hat-

hatte, den Mund aufzuthun, und um ihre Erläuterung zu bitten. Meine Verlegenheit schien die Verbrechen einzugestehn, deren sie mich anklagte. „Höre mich an, und unterbrich mich nicht, fuhr Zama fort; ich weiß, daß es oft nicht von uns abhängt, unser Herz wegzugeben, oder zu verweigern. Von dieser Wahrheit habe ich nur zu sehr die traurige Erfahrung gemacht. Ich bin nicht so ungerecht, dir es zum Verbrechen auszulegen, daß du in deinem Vaterlande liebst, und dem Gegenstand deiner Liebe treu bist. Aber warst du mir nicht ein Geständniß schuldig, das du an Sheherezaden thun konntest? War ich deines Vertrauens unwürdig? Wo blieb die Offenherzigkeit, mit der du dich vor mir brüstetest? Hyder war in meinen Augen der Menschen Erster, und er glich doch dem Letzten der Menschen! Selbst, wenn Dankbarkeit es dir nicht zum Gesetz gemacht hätte, mir ein Geheimniß zu offenbaren, das allein mich interessirte, und das du meiner Sklavin nicht verhehltest, so hätte die Ehre dich dazu auffodern sollen. Du sahst mich eine vortheilhafte Heyrath ausschlagen, zumahl in dem Zustande, in welchem meine Sachen sind. Es reut mich nicht was ich gethan habe; da ich nicht die deinige werden kann, so will ich niemand angehören, und es dir

dir durch meinen Tod beweisen. Doch hättest du, ja du mir nicht sagen sollen, welche heilige Bande dich abhielten, der Meinige zu werden?" —

„Diese letztern Worte waren ein Lichtstrahl für mich, der mir Alles aufklärte. Ich merkte sogleich, daß Sheherezade, mit der ich nur ziemlich flüchtig von den Verbindungen gesprochen, die ich in meinem Vaterlande mit Azema, der Geliebten meiner Kindheit, eingegangen war, und die mir nicht erlaubten mein Herz zu verschenken, diese Verbindungen als ein Band der Ehe ausgelegt hatte. Ich erinnerte mich sogar, daß ich sie geflissentlich bey diesem Irrthum zu erhalten gesucht. Jetzt aber befand ich mich unter ganz andern Umständen. Die Verbindlichkeiten die ich Zama schuldig war, ließen mir nicht länger freye Wahl was ich thun sollte. „Du irrest dich, rief ich mit Feuer aus, indem ich neben ihrem Bette niederkniete; man hat dich getäuscht. Nein Zama, die Fesseln der Ehe binden mich nicht; nur mein Herz ist nicht frey; es wählte in meiner Kindheit, als es dich noch nicht kannte. Ich liebe in meinem Vaterlande, allein ich bin nicht durch feyerliche Bande gehindert, der deinige zu werden." Der Ton mit dem

ich diese Worte sagte, oder vielleicht diese Worte selbst, brachten in Zama's Krankheit eine heilsame Veränderung hervor. Sie starb nicht, und Hoffnung kehrte in ihr Herz zurück."

„Ich wich fast nicht von Zama's Bette, und ihre Kräfte fingen an wieder aufzuleben. Ich hatte ihren Arm angefaßt, um ihren Puls zu fühlen. Sie hielt meine Hand fest, und drückte sie mit einem solchen Ausdruck von Zärtlichkeit, daß er bis in mein Innerstes wiederklang. Ich vergaß Azema, ich vergaß mich selbst. Ich will meine Schwachheit nicht rechtfertigen; allein wie schwer ist es für einen jungen Mann, einer solchen Versuchung zu widerstehn, sonderlich wenn er sich heftig geliebt weiß!"

„Zama wurde zusehends besser. Mit Freuden bemerkte sie die Anzeichen ihrer Schwangerschaft. Es wurde beschlossen, daß wir diesen Winter nicht nach Bassora zurückkehren wollten. Zama kam mit einem Sohn nieder, den sie selbst stillte. Es war nun gar nicht die Rede mehr von einem Aufenthalt in der Stadt. Zwey Jahre darauf gebar sie mir eine Tochter. Fünf Jahre brachte ich so ununterbrochen im Obbola-

Thal zu. Meine beyden Kinder bekamen die Blattern und starben. Es waren zwey Bande die mich an ihre Mutter fesselten. In Zama's Armen hatte ich die ganze übrige Welt vergessen. Der Tod meines Sohnes und meiner Tochter lösete den Zauber."

„Vergebens würde ich mich bemühen, meinen Zustand so zu schildern, wie er sich meiner Einbildungskraft darstellte, als ich meine beyden Kinder verloren hatte. Ich war in meinen Augen ein unerklärliches Räthsel. Ich konnte nicht begreifen, wie ich fünf Jahre in diesem Thale, in den Armen der Wollust hatte leben können, ohne an mein Vaterland zu denken, und ohne nach Nachrichten von meinen Freunden und Verwandten zu forschen. Meine Gedanken wurden schwermüthig und traurig. Die lachende Landschaft, die vorher so große Reize für mich gehabt hatte, verlohr sie nun alle in meinen Augen, ich sah in ihr nur einen Kerker. Ich verbarg Zama meine Schwermuth, allein sie hatte zu scharfe Augen, um sie nicht zu bemerken. Sie bot Alles auf, die schwarzen Bilder meiner Einbildungskraft zu zerstreuen. In der Meinung, daß der Aufenthalt auf dem Lande mir zu langweilig sey, schlug sie mir vor, nach Bassora auf einige Zeit zurückzukehren,

ren, unter dem Vorwand, sie habe dort noch verschiedene Angelegenheiten zu berichtigen, die sie hinderten, mir öffentlich die Hand zu geben."

„Die Langeweile die mich verzehrte, folgte mir nach Bassora. Ich suchte mich durch Nachforschungen nach Ferisha zu zerstreuen; aber die Vergeblichkeit meiner Bemühungen vermehrten nur meine Traurigkeit: ich warf mir mit Recht vor, sie zu spät angestellt zu haben. Konnte nicht dieser großmüthige Freund in der Sklaverey gestorben seyn, da es doch nur von mir abgehangen hätte, ihn daraus zu befreyen? Diesen Gedanken, der mich fürchterlich peinigte, vermogte ich nicht los zu werden. Ich suchte am Tage die einsamsten Stellen auf, deren Stille meinen Schmerz nährte, und in der Nacht kam kein Schlaf in meine Augen, und schlummerte ich ja ein paar Augenblicke ein, so wurde ich durch die schrecklichsten Träume aufgeschreckt. Ein solcher Zustand der Beängstigung und Betrübniß konnte ohnmöglich lange dauern; ich verfiel in eine gefährliche Krankheit."

„Sheherezade war meine einzige Vertraute. Ich hatte kein Geheimniß für

diese liebenswürdige Freundin. Sie beklagte mich, doch ohne ein Hülfsmittel ausfindig machen zu können. Zama, die mich aufs innigste liebte, bot die Kunst der berühmtesten Aerzte Arabiens auf. Das Haupt-Symptom meiner Krankheit war eine tödtliche Erschlaffung. Ich war so schwach, daß man jeden Tag hätte glauben sollen, ich würde nicht den andern Morgen erleben. Keine Arzeney schlug an. Der Tod, den ich ganz nahe wähnte, war das einzige Ziel meiner Wünsche. Endlich thaten die Aerzte den Ausspruch, daß bey meiner Krankheit eine heimliche Ursache zum Grund liege, die ihre Kunst weder zu heben noch zu entdecken vermöge. Zama war in Verzweiflung. Sheherezade wagte es, unter diesen Umständen, ihrer Gebieterin das Geheimniß meiner Krankheit zu entdecken. Sie versicherte ihr, daß eine heftige Sehnsucht nach meinem Vaterlande sie allein verursache, und daß schon die Hoffnung meine Heymath wieder zu sehn, mir Leben und Gesundheit wiederschenken würde."

"Zama fürchtete mich zu verlieren, wenn sie mich nach Indien zurückkehren ließe; allein die Furcht mich ein Raub des Todes werden zu sehn, war doch noch stärker, und überdieß machte sie sich heimlich Vorwürfe,

alle die Briefe unterschlagen zu haben, die an mich eingelaufen waren. Sie nahm sich also vor, ihre eigene Ruhe der Erhaltung meines Lebens aufzuopfern. Sie benutzte einen Augenblick wo ich mich etwas besser befand, mir den Vorschlag zu einer Reise nach Indien zu thun, sobald meine Gesundheit hergestellt seyn würde, um meinem Vater selbst die Nachricht von unsrer Heyrath zu überbringen. Sie setzte hinzu, während meiner Abwesenheit würden die Angelegenheiten wegen des Nachlasses ihres ersten Mannes vollends ins Reine gebracht werden, und sie rechne zu sehr auf meine Rechtschaffenheit, um im Geringsten an meiner baldigen Rückkehr zu zweifeln."

„Ich suchte in Zama's Augen die Bestätigung dieser tröstlichen Worte zu lesen, und als ich durch neue Betheuerungen mich überzeugte, daß es ihr Ernst sey, öfnete die Freude, die ich darüber empfand, die Quellen des Lebens von neuem, welche der Gram vertrocknet hatte. Das Fieber nahm ab, und ich bekam meine Kräfte früher wieder, als ich je hätte hoffen dürfen."

„Ich schmeichelte mir, meine Reise gleich nach meiner Genesung anzutreten; allein die

zärtliche Zama, die vor dem Augenblick unsrer Trennung erbebte, schob sie so weit als möglich hinaus, und ich, ich hatte das Herz nicht selbst davon anzufangen. Unvermerkt verfiel ich wieder in dieselbe Traurigkeit, die mich an die Pforten des Todes gebracht hatte. Zama wurde es gewahr, und rechnete sich ihr Zögern zum Verbrechen an. Die Anstalten zu meiner Abreise wurden getroffen. Sie gab mir einige Sklaven mit, auf deren Treue sie sich verlassen konnte, und nachdem ich ihr mein Wort gegeben, daß ich, auf das späteste in zwey Jahren, nach Bassora zurückkommen wolle, entriß ich mich ihren Umarmungen, und begab mich an Bord eines portugiesischen Schiffs, das zu Goa einlaufen, und dann nach Sina segeln sollte." — —

Hyder-Aly-Kan verließ Bassora in den ersten Tagen des Mays 1750. Das Schiff auf dem er sich befand, war schön ausgeziert und gemalt, so daß man es für ganz neu hätte halten sollen; allein als es die hohe See erreichte, zeigte sich ein Leck, der sich nicht verstopfen ließ. Mit Mühe erreichte der Kapitain den Hafen von Diu. Das Schiff mußte ausgeladen, und auf die Seite gelegt werden, um den Schaden auszubessern. In 14 Tagen hofte jedoch der Kapi-

pitain damit fertig zu werden. Alle Passagiere waren ans Land gegangen. Hyder nahm seine Wohnung bey einem reichen Banian. Die Hitze war übermäßig groß, und er brachte, um sich davor zu schützen, einen Theil des Tags unter einem prächtigen Corso zu, der die Stadt umgab. Er war in der Nähe seines Vaterlandes, und konnte in kurzer Zeit zu Lande dahin gelangen, wenn er durch die Wüste Zend reisen wollte, allein die Erfahrung hatte ihm diesen Weg verleidet, und er zog mit Recht die Reise zur See vor, die freilich länger, hingegen sicherer und bequemer war.

Um Diu laufen die hohen Gebirge des Imaus, welche Persien von Hindostan trennen, in fruchtbare Gelände und Hügel aus. Von den Wällen der Stadt erblickte man ihre, mit ewigem Schnee bedeckte, Gipfel. Dieser Anblick erinnerte Hyder an das lachende Dinam-Thal, wo er beynah ein ganzes Jahr gelebt hatte. Er dachte an die unschuldigen Freuden der friedlichen Bewohner dieses ruhigen Aufenthalts; seine Einbildungskraft malte ihm die Unruhe worinn seine Flucht die Kolonie versetzt haben würde, und er machte sich bittre Vorwürfe über einen Fehler, für den er so hart gebüßt hatte.

Als er durch eine Straße nach seiner Wohnung ging, glaubte er Julien, die Tochter Zulmirens, gewahr zu werden, jener gastfreyen Matrone, die ihn und Ferisha am Meeresstrand aufgenommen, und ins Dinam-Thal geführt hatte. Aber es dünkte ihm so wenig wahrscheinlich, daß Julie zu Diu seyn könne, daß er ihr nicht nachfolgte, und das Ganze für einen Betrug seiner Einbildung hielt. Unterdessen hatte diese Begegnung doch einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die ganze Nacht damit beschäfftigt war, und je mehr er sich Juliens Züge ins Gedächtniß zurückrief, je mehr schien es ihm, als ob die gesehene Person von heute denselben Wuchs, dieselbe Haltung, kurz, dieselbe Bildung wie Julie, gehabt hätte. Entweder die Natur hatte zwey Julien geschaffen, oder Julie war zu Diu. Allein welcher Zufall konnte sie aus dem Dinam-Thal dahin versetzt haben?

Hyder verlohr sich in Muthmaßungen. Er ging, so wie der Tag graute, von neuem aus, und durchstrich alle Straßen und Winkel der Stadt, in der Hoffnung, daß ihm die bewußte Person zum zweytenmal aufstoßen sollte. Er setzte seine Nachforschungen auch

die

die folgenden Tage fort; doch sie blieben alle fruchtlos.

Der Leck war unterdessen ausgebessert worden, und Mannschaft und Passagiere begaben sich wieder aufs Schiff. Als das Schiff die Rheede verlassen hatte, trat Hyder von ohngefähr in die große Kajüte, und die erste Person die ihm in die Augen fiel, war eben die, welche er zu Diu angetroffen, und so eifrig aufgesucht hatte. Hyder hatte sich nicht geirrt, es war Julie. Die Ueberraschung war von beyden Seiten gleich groß; die Kajüte wimmelte von Passagieren, welche sich an dieser Erkennungs-Scene weideten. Allein wie stieg vollends Hyders Verwunderung, als er sich von hinten umarmt fühlte, und im Umschauen, Hussin vor sich erblickte? Er bestürmte Hussin und Julien mit Fragen ohne Zusammenhang und Folge. Sie winkten ihm, mit ihnen zu gehn, und daß seine Neugier befriedigt werden sollte. Sie stiegen aufs Verdeck. Hyder, ausser sich für Freude, umarmte bald Hussin bald Julien; er konnte es nicht satt werden, sie zu betrachten, und traute kaum dem Zeugniß seiner Augen.

Julie machte ihm über die Art wie er die Kolonie verlassen, gerechte Vorwürfe.

„Undankbarer! sagte sie, wie konntest du dich so heimlich wegstehlen! War das der Dank für unsre Mühe und Sorgfalt, dir den Aufenthalt von Dinam angenehm zu machen? Wie viel Thränen hast du nicht meiner Mutter gekostet, die dich wie ihren Sohn liebte! die Tage nach deiner Entfernung waren Tage der Trauer für die Kolonie. Mein Bruder suchte dich einen ganzen Monat lang vergebens, und wir zweifelten nicht mehr daran, daß du und Ferisha umgekommen wäret. Aber wo ist Ferisha, der dir nie von der Seite wich? Warum sehn wir ihn nicht? Warum bist du so allein?" — Diese Fragen erneuerten Hyders Schmerz und Betrübniß, daß er seinen Freund in einem fremden Lande zurückgelassen. Unterdessen suchte er sich zu fassen, und erzählte Julien und Hussin Alles, was ihm seit seiner Abreise aus dem Dinam-Thal begegnet war. Hussin seiner Seits erzählte dem Hyder, daß er sechs Monate nach seiner Flucht, ins Dinam-Thal zurückgekommen sey; daß er Hydern in einem großen Theil Asiens aufgesucht, und daß er bey seiner dritten Rückkehr nach Dinam die Julie geheyrathet, und sich mit ihr nach Diu begeben habe, um seine Nachforschungen fortzusetzen.

Die Nacht unterbrach ihr Gespräch, und nöthigte sie zum Abendessen hinunter in die Kajüte zu gehn. Hyder bezeugte bey Tische dem Hussin seine Verwunderung, daß er keine Antwort von Nadim-Saheb erhalten, ohngeachtet er ihm mehrmalen von Bassora geschrieben. Hussin entgegnete, es sey leicht möglich, daß die Briefe bey der großen Verwirrung verloren gegangen wären, die in Hindostan seit den letzten Jahren herrsche. Mohammed-Shah, fuhr er fort, regiert nicht mehr; sein Sohn, Ahmed-Shah, der ihm gefolgt ist, wankt auf seinem Throne. Nisam-Moluk hat im Kriege seine lange Laufbahn geendigt, und seine Kinder haben die Waffen gegen sich selbst gekehrt, und streiten sich um sein blutiges — Erbe. Sie haben sich nicht begnügt, die tapfersten Krieger Hindostans in ihre Fehde zu verwickeln, sie haben auch die Europäer daran Theil nehmen lassen, die an den Küsten sich angesiedelt hatten; und diese treulosen Fremdlinge, die sich kaum die Mühe geben, ihre ehrsüchtigen und weitaussehende Plane zu verbergen, legen es auf nichts weniger an, als dieß herrliche Reich zu unterjochen, wenn die innern Zwistigkeiten fortfahren, ihre verrätherische Politik zu begünstigen. Wenn du die Leiden und Drangsale

kennen wirst, welche unser unglückliches Vaterland verheeren, so wirst du dich nicht länger über das Stillschweigen deines Vaters wundern. Die Stadt Delhi wird nicht mehr gefunden; die Afghanen, unter der Anführung des Mirsa Abdalah, haben sie gänzlich zerstört. Der neue Kayser residirt zu Agra. Dort wirst du Nadim Saheb und Azema antreffen, die deine Rückkehr mit Freude erfüllen wird.

Hyder-Aly hatte gefürchtet, Azema mögte tod oder verheyrathet seyn, und dieß hatte ihn abgehalten, sich nach ihr zu erkundigen. Er begab sich in seine Hangematte, und brachte die Nacht damit zu, seine Gedanken zu sammeln, die seit Hussins und Juliens unvermuthete Begegnung zu stürmisch und unzusammenhängend gewesen waren.

Sobald die ersten Strahlen der Sonne die Natur wieder belebten, ging Hyder auf das Verdeck, um die Morgenkühle zu genießen. Indem das Gestirn des Tages aus dem Meer emporstieg, schien es auf dem Wasser zu wandeln, und malte mit den lebhaftesten Farben die weite Strecke des Oceans, und das schwimmende Gewölke der Luft. Hyder

der bewunderte im Stillen dieß prächtige Schauspiel, auf das er vorher nicht geachtet hatte. Hussin gesellte sich bald darauf zu ihm, beyde setzten sich auf das Verdeck, und Hussin begann auf Hyders Bitte, die umständliche Erzählung dessen, was ihm seit ihrer Trennung in der Wüste Zend zugestoßen war.

Unsre Leser wissen schon einen Theil davon aus Zulmirens Munde. Wir fahren also da fort, wo Hussin auf dem europäischen Schiffe nach Indien abgesegelt war. Kaum war er zu Suratte ans Land gestiegen, so erfuhr er, welcher innerer Krieg Hindostan verheere. Die Maratten streiften bis in die Gegend von Suratte und Aurengabad. Sie hatten die berühmten Pagoden von Illure und Daltobad geplündert, die wunderbaren Denkmäler aus dem grauen Alterthume, die in der Gestalt unermeßlicher Palläste in den Felsen ausgehauen, und dem Tageslicht unzugänglich sind. Ueberall traf er auf die blutigen Spuren ihrer Verwüstungen; auf eingeäscherte Dörfer, auf verödete Landstriche, ohne Bewohner. Endlich erreichte er Delhi, und seine Erscheinung versetzte Nadim-Saheb in das größte Erstaunen. „Bist

du's Hussin? Wo ist mein Sohn?" — Die Traurigkeit auf meinem Gesichte (fuhr Hussin fort) ließ Nadim-Saheb schon einen Theil seines Unglücks ahnden. Ich warf mich ihm zu Füßen, erzählte ihm das Bubenstück unsrer Sklaven, und die Vergeblichkeit meiner Bemühungen, um seit diesem traurigen Tage einige Spur von dir zu entdecken. Ach! mein Sohn lebt nicht mehr! rief der betrübte Vater aus. Ich hatte ihn deiner Obhut anvertraut. Doch fürchte nicht, daß ich dich für seinen Verlust verantwortlich machen will. Ich bete die schrecklichen Rathschlüsse des Ewigen an. Dieser Sohn sollte einst der Trost meines Alters werden, und meine Augen schließen, und er stirbt in einem fremden Lande, in der Blüthe seines Alters und des Genusses des Lebens!! Ehre die Thränen, welche Verzweiflung dem unglücklichsten der Väter auspreßt. Ach! ich werde meinen Sohn nicht wieder erblicken! — Ich bemühte mich vergebens, einige Strahlen der Hoffnung in Nadim-Sahebs Herz dringen zu lassen. Er hatte die Menschen und ihre Boshaftigkeit zu genau kennen lernen, um sich nicht, trotz aller meiner Vorspiegelungen, zu überzeugen, daß du den Streichen deiner Feinde nicht entronnen seyn würdest. Es kam nun darauf an, diese traurige

ge Botschaft deiner Mutter zu hinterbringen. Ach! warum kann ich dir nicht verschweigen, was dir das Herz durchbohren wird. Diese Prinzessin, die seit deiner Abreise nur mit der Sehnsucht nach dir beschäfftigt war, vermogte nicht die schreckliche Nachricht zu ertragen. Sie starb in den Armen ihres Gemahls, und dein Name war ihr letztes Wort. Dein Vater, dessen Muth durch Philosophie aufrecht erhalten wurde, und den überdieß die Anstalten zum Krieg zerstreuten, hatte bald seinen Schmerz überwunden. Ich wollte ihn verlassen; ich stellte ihm vor, daß die Hoffnung, die ich noch immer nährte, dich einst wiederzufinden, es mir zur Pflicht mache, nach dir ganz Asien zu durchstreichen. Nein, erwiederte Nadim-Saheb, überlaß dich nicht diesem schmeichelhaften Gedanken. Mein Sohn ist nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen, und ich bedarf deines Arms bey meinem Heere!

Die Schwachheit und Sorglosigkeit des Kaysers Mohammed-Shah hatten ihn zur äussersten Indolenz herabsinken lassen. Dieser wackere, aber schwache, wollüstige, unentschlossene und unbeständige Fürst schien dem Unglück geweiht. Er fiel, und Ahmed-Shah bestieg den Thron.

„Die Unruhen in Dekan hatten Azema und ihre Mutter bewogen, Golconda zu verlassen, und ihren Aufenthalt zu Agra bey ihrem Bruder Miosa-Mogol zu nehmen. Eigentlich war Liebe der Hauptbewegungsgrund zu dieser Reise, und die Mutter die ihrer Tochter nichts abschlagen konnte, hatte sich, ihr zu Gefallen, dazu entschlossen. Seit acht Jahren war die zärtliche Azema ohne Nachricht von ihrem Liebhaber geblieben, und die Abwesenheit hatte, statt ihre Leidenschaft zu löschen, sie vielmehr noch stärker entflammt. Kaum war sie in der Kayserstadt angelangt, so erfuhr sie, daß du dich nicht mehr unter den Lebenden befändest. Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele, und sie beschloß dir ins Grab zu folgen.“

„Ich war mit Nadim-Saheb beym Kayser und der Divan eben mit einer Sache von Wichtigkeit beschäftigt, als die Thürsteher eine junge Dame anmeldeten, welche begehre vorgelassen zu werden. Es war Azema. Meine Verwunderung nahm zu, als ich sie dem Throne sich in tiefer Trauer, in Begleitung einiger jungen Mädchen nähern sah, die ebenfalls alle in Schwarz gekleidet waren.“

„Nie

„Nie war deine Geliebte schöner gewesen! das Schmachtende, Traurige auf ihrem Gesichte, machte sie noch anziehender; aller Augen waren auf sie geheftet. Der Kayser Ahmed-Shah sah sie zum erstenmal. Ihre Reize schienen einen tiefen Eindruck auf diesen jungen Fürsten zu machen, der unter dem Geräusch der Waffen aufgewachsen war. Er sah nur sie, hörte nur sie!"

„Azema näherte sich den Thronstufen, und sprach zum Kayser, mit einem festen Ton der Stimme, der uns allen Thränen entlockte. „Herr! du siehst zu deinen Füßen eine unglückliche Liebhaberin, welche der Hoffnung auf Glück in diesem Leben entsagt hat, und dich um Erlaubniß bittet, sterben zu dürfen." Hierauf wendete sie sich zu Nadim Saheb: „du warst, sagte sie, in glückseligern Zeiten Zeuge der engen Freundschaft, die mich an deinen Sohn fesselte. Aber du weißt nicht, daß ich ihm und er mir Hand und Treue gelobte. Seine Schwüre und die meinigen, sind jetzt noch in meinem Herzen aufbewahrt. So lange er lebte, war ich allein mit seiner Glückseligkeit beschäftigt; diese meine Denkungsart gab mir Kräfte, meinen Schmerz zu unterdrücken, und sein Versprechen nicht geltend zu machen, als ich erfuhr, daß du

ihm eine andere Gemahlin bestimmt hattest. Jetzt aber wird mich niemand um den traurigen Gebrauch beneiden, den ich von diesem seinem Schwur machen will. Er ist tod mein Gemahl, und ich will ihm ins Grab folgen. Wenn mein Schicksal einiges Mitleiden erweckt, so bleibt mir wenigstens der Trost, öffentlich das Geständniß abgelegt zu haben, daß ich mit dem liebenswürdigsten und tugendhaftesten Prinzen verbunden war. Ich klage nicht über seinen Verlust. Du allein bist zu beklagen. Der Tod der dir deinen Sohn raubte, giebt mir meinen Gemahl wieder. Wir werden nun in Brama's Schooße vereinigt seyn, da sich hingegen, wenn er am Leben geblieben wäre, tausend Hindernisse auf Erden unserm Glück widersetzt haben würden."

„Eine so ausserordentliche Anrede versetzte den ganzen Divan in ein tiefes Schweigen; und wir waren alle eben so erstaunt als verlegen, wie Azema sich mit ihren Begleiterinnen entfernt hatte. Nadim-Saheb, den diese beyspiellose Aufopferung auf das lebhafteste rührte, warf sich insgeheim die Plane seiner Politik vor, und wärst du in dem Augenblick im Pallast erschienen, so würde er mit eigenen Händen eine so reine Liebe ge-

gekrönt haben. Der Kayser fragte uns um Rath, was er thun sollte. Die Mogolen hatten zwar den Gebrauch nicht ganz ausrotten können, der bey einigen obern Kasten der Hindus herrschte, daß die Wittwen sich nach dem Tode ihrer Männer lebendig verbrennen ließen; allein sie suchten doch seine Befolgung durch alle mögliche Hindernisse zu erschweren und so immer seltener zu machen. Allein jetzt war der Zeitpunkt kritisch. Der Kayser, von zahlreichen Feinden umgeben, wankte auf seinem Thron. Die Haupt-Stärke seiner Armee bestand aus den Maratten, welche sich zur Religion der Braminen bekennen, und die man zu beleidigen fürchten mußte, wenn man Azema ihre, vor dem ganzen Hof gethanene, Bitte verweigerte. Man bemitleidete aufs innigste das Schicksal deiner schönen und unglücklichen Geliebten, aber jetzt, wo das geringste Misvergnügen des Volks eine Revolution zu veranlassen im Stande war, jetzt ging die Meinung der mehresten dahin, Azema's Opfer zu erlauben. Ahmed-Shah schwankte zwischen seiner aufkeimenden Liebe und seinem Staats-Interesse. Man las in seinen Augen die Gewalt die er sich anthat, um die Empfindungen seines Herzens zu bekämpfen. Eben sollte der To-

des-Ausspruch geschehn, als Azema's Mutter im Divan-Saal erschien."

„Diese Dame befand sich in ihrem Pallaste, wie ihre Tochter aus dem Divan zurückkam. Azema's Trauer-Gewand ließ ihr deutlich ahnden, welches Unglück ihr drohe. Sie kannte Azema's Entschlossenheit, und errieth sogleich, daß sie unter dem angenommenen Schein der ruhigen Fassung einen Entschluß der Verzweiflung verberge, von dem es unmöglich seyn würde, sie zurückzubringen. Sie ergriff also das einzige Aufschubs-Mittel, das ihr noch übrig blieb."

„Als Azema's Mutter in den Saal des Divans trat, überfiel mich ein unwillkührlicher Schauer, der sich auch aller Anwesenden mitzutheilen schien. Unglückliche Mutter, wir theilten alle deinen Schmerz! Sie warf sich vor dem Kayser nieder, aber als sie den Anlaß zu ihrer Erscheinung im Pallast erzählen wollte, brachte ihre Zunge nur unbestimmte, und unarticulirte Töne hervor, und sie konnte nur durch Thränen reden. Endlich nach einem langen Stillschweigen, bekam sie den Gebrauch der Sprache wieder. „Großer Fürst, sagte sie, blicke gnädig auf die Bedauernswürdigste der Mütter. Meine Toch-

Tochter hat dich um Erlaubniß gebeten, sich auf Hyder-Aly's Scheiterhaufen opfern zu dürfen. Mein Tod wird die unmittelbare Folge des ihrigen seyn; unterdessen ehre ich zusehr die Gebräuche meiner Kaste, um durch mein mütterliches Ansehn ihren grausamen Entschluß zu bestreiten. Ich gebe meine Erlaubniß zu dem schrecklichen Opfer, das meine Augen nicht sehn werden. Allein meine Tochter ist noch sehr jung. Erlaube Herr, daß ich ihre Standhaftigkeit durch einen Aufschub prüfe, zu dem mich unsre Religion selbst berechtigt. Die Sanskrit-Gesetze des Vedams gestatten die Verbrennung der Wittwen, beym Leichenbegängnisse ihrer Männer, nicht eher, als wenn sie das fünf- und zwanzigste Jahr erreicht haben. Azema zählt deren erst zwanzig, und ich habe das Recht, sie bis zu der vom Gesetz bestimmten Zeit bey mir zu behalten. Verlaufen die fünf fehlenden Jahre, ohne daß meine Thränen und der Anblick meines Alters sie wieder ans Leben zu fesseln vermögen, so werde ich sie nicht länger zurückhalten."

„Der Kayser, der so sehnlich einen schicklichen Vorwand gesucht hatte, um Azema's Bitte ausweichen zu können, ohne das Volk aufzubringen, bot mit Freuden die Hände

de zum Antrag der Mutter. Der Formalität wegen wurden erst einige von den vornehmsten Braminen um Rath gefragt, und hierauf ließ Ahmed-Shah nach ihrem Ausspruch ein kayserliches Edikt bekannt machen, worinn der Azema die Erlaubniß ertheilt wurde, den Eingebungen ihrer Treue und ihres Muths zu folgen, und ihren Gemahl Hyder-Aly-Kan ins Grab zu begleiten; doch wegen der Jugend der Dame, und weil der Tod des jungen Prinzen noch nicht unfehlbar gewiß sey, sollte das feyerliche Leichenbegängniß erst nach fünf Jahren gehalten werden."

„Jedermann gab der Gerechtigkeit dieses Ausspruchs seinen Beyfall; nur Azema fand ihn hart und ungerecht. Sie sah sich, während dieser fünf Jahre, die sie noch bis zur Vollziehung ihres Opfers warten sollte, als eine Verbannte auf Erden an. Unterdessen mußte sie sich ihm unterwerfen, doch beschloß sie bis dahin in der strengsten Eingezogenheit und Abgeschiedenheit, und nach Art der Wittwen zu leben, die durch besondere Umstände verhindert geworden, ihren Männern auf den Scheiterhaufen zu folgen."

„Dieser Vorfall hatte bey Nadim-Saheb die Wunde wieder aufgerissen, die ihm

LB Coburg

ihm dein Verlust schlug. Der Aufenthalt zu Agra wurde ihm unerträglich. Er begab sich nach Pondischery."

„Bevor er die Kayserstadt verließ, stattete er einen Besuch bey Azema ab, und betheuerte ihr auf das Heiligste, daß wenn je der Himmel dich seinen Wünschen wiederschenken sollte, er zum Voraus in deine Vermählung mit ihr willige."

„Ich erhielt bey dieser Gelegenheit Erlaubniß, ins Dinam-Thal zurückkehren zu dürfen. Nicht ohne Mühe fand ich den kleinen Fluß wieder, an dessen Ufer wir von unsern Sklaven angefallen worden waren. Er diente mir zum Wegweiser nach der Höhle, durch die ich beym Licht einiger Fackeln ins Dinam-Thal kam."

„Die Bewohner dieser glücklichen Einsamkeit, empfingen mich mit Freuden. Sie erzählten mir, daß du mit Ferisha dich bey ihnen aufgehalten hättest; aber seit einiger Zeit verschwunden wärest, ohne daß man wisse, wo du hingekommen. Ich zweifelte keinesweges, daß du den Weg durch die Höhle nach Diu genommen haben würdest. Ich theilte meine Muthmaßung Sady und

Zulmiren mit, allein die guten Leute konnten sich nicht überreden, daß die finstern Irrgänge dieses Labyrinths jemand anders als den arabischen Räubern bekannt seyn könnten. Sie erstaunten, als ich ihnen versicherte, daß ich selbst zweymal diese Höhle passirt hätte, und daß sie, die Fahrt zur See ausgenommen, vielleicht der einzige Ausgang aus ihrem Thale sey."

„Die Thränen Zulmirens und ihrer liebenswürdigen Tochter konnten mich nicht länger als einen Monat in der Kolonie zurückhalten. Ich liebte Julien leidenschaftlich, und tausend kleine Züge, die den Augen eines Liebhabers nicht entwischen, versicherten mich, daß ich mit Gegenliebe mir schmeicheln durfte. Die Pflichten der Freun schaft entrissen mich allein den Hoffnungen der Liebe. Ich vergoß Thränen, als ich aus diesem ruhigen Aufenthalt schied, wo ich die Hälfte meiner selbst zurückließ, und ich versprach wiederzukommen, sobald ichs könne."

„Ich erkundigte mich zu Diu, ob gegen die Zeit, wo ich vermuthete daß du dort eingetroffen seyn könntest, ein Schiff abgegangen sey. Ich erfuhr, ein englisches Schiff sey nach Madras abgesegelt. Dieser

Strahl

Strahl von Hoffnung trieb mich an Bord eines englischen Schiffes, das von Ormus kam, und auf seiner Rückreise nach China verschiedene europäische Niederlassungen an der Küste von Malabar besuchen sollte."

„Wir landeten zu Suratte; ich machte von da einen Abstecher nach Amadabad. Dieß sonst so gesegnete und blühende Land fühlte jetzt hart die schreckliche Geissel des Krieges. Beym Anblick dieser, in eine Einöde verwandelten, einst so reichen und bevölkerten, Provinzen konnte ich mich nicht entbrechen, über die Blindheit der Menschen zu trauern, die nur wenige Tage auf Erden zu leben haben, und diese Spanne Zeit noch selbst durch ihre Zwietracht verkürzen, und einander um Dinge würgen, die ihnen selbst nichts angehn."

„Als wir von Suratte wieder ausgelaufen waren, zwang uns der schlechte Zustand unsers Schiffs auf der Rheede von Paschah, einem schlechten Hafen an der persischen Provinz Soret, vor Anker zu gehn. Ich konnte leicht berechnen, daß die Ausbesserung des Schiffs uns hier lange aufhalten würde, und die Langeweile gab mir einen Gedanken ein, dem ich das Glück verdanke, daß

ich

ich dich wiederfand. Ich reiste nach dem, in der Nähe liegenden, Dinam-Thal. Zulmire und Julie hatten nicht gehofft, mich sobald wieder zu sehn. Es fiel eben einige Tage darauf das Fest des Vollmonds ein. Ich bot meine Hand Julien, um sie zum Fest zu begleiten, und sie nahm sie an. Was that ich nicht Alles, um den glücklichen Augenblick unsrer Verbindung zu beschleunigen! Allein die Gebräuche dieses reizenden Thals gestatten keine Ausnahmen. Ich mußte also das nächste Fest erwarten; es kam, und ich wurde der glücklichste der Gatten. Nur die Ungewißheit, in der ich mich über dein Schicksal befand, störte meine Zufriedenheit, und den tiefen Frieden den ich genoß. Julie war die Vertraute des Geheimnisses meines Herzens. Wir vermischten unsre Thränen, wenn wir von dir sprachen, und du warst täglich der Gegenstand unsers Gesprächs. Endlich entschloß ich mich, ohngeachtet der in der Kolonie eingegangenen Verbindungen, zur Reise nach Ispahan. Julie wollte mich begleiten. Wir entrissen uns Sady's und Zulmirens Armen, nachdem wir ihnen versprochen hatten, bald ins Thal zurückzukehren, um es nie wieder zu verlassen."

„Zwey

„Zwey Monate war ich schon zu Diu, ohne eine Gelegenheit finden zu können, mich nach Ormus einzuschiffen. Endlich lief das Schiff, auf dem wir jetzt sind, in den Hafen ein. Ich erfuhr, daß es nach Indien bestimmt sey. Diese Bestimmung paßte zwar nicht zu meinem Vorhaben, mich an den persischen Hof zu begeben. Allein der Aufenthalt zu Diu mißfiel meiner Gattin so sehr, daß wir den Entschluß faßten, uns auf dieß Schiff zu begeben, wo uns die unbegreiflichen Fügungen des Himmels, so unvermuthet, und so glücklich zusammengeführt haben.“ — —

Hiermit schloß Hussin seine Erzählung. Hyder-Aly-Kan hielt es für das klügste, den Kapitain zu bewegen, im Hafen von Banguelor anzufahren. Er entdeckte ihm seinen Stand, und dieses und das Gebot einer ansehnlichen Vergütung, machten den Kapitain gar bald willfährig, den Vorschlag anzunehmen.

Zu Pondischery fand Hyder-Aly seinen Vater, und man kann sich das Entzücken ihres Wiedersehens denken; allein zugleich fand Hyder hier auch die Nachricht, daß Azema's Mutter dem Tode nahe

 sey.

sey. Dieß beschleunigte seine Abreise nach Agra noch mehr. Sie verschied kurz nach seiner Ankunft, und in seinem Armen. Seine Vermählung mit Azema wurde durch diesen Trauerfall noch sechs Monate aufgeschoben.

Während dieser Zwischenzeit genossen die beyden Verliebten das Vergnügen, einander ohne Zwang zu sehn. Azema wollte den geringsten Umstand von Hyders Begebenheiten wissen, der für sie nichts geheimes hatte. Als er auf seine Sklaverey zu Bassora kam, rühmte er ihr das Glück, das er gehabt hatte, in die Hände der großmüthigen Zama zu fallen. Er entwarf ihr das Gemählde der Wohlthaten, womit diese Dame ihn überhäufte. Die Dankbarkeit führte seinen Pinsel. Zugleich gestand Hyder ganz freymüthig, daß Zama ihn zärtlich geliebt habe, und daß er, wenn sein Herz frey gewesen wäre, Empfindungen erwiedert haben würde, die sich auf Achtung gründeten, und zu der eine gränzenlose Erkenntlichkeit berechtigte.

Azema wollte noch genauer eine Dame kennen lernen, der ihr Liebhaber so wesentliche Verbindlichkeiten schuldig sey. Sie erkundigte sich nach ihrem Stand, und nach

der

der Zeit von Hyders Aufenthalt bey ihr. Er befriedigte sie durch die umständlichste Schilderung, und verschwieg ihr so gar nicht, daß er von Zama die unzweydeutigsten Beweise ihrer Liebe erhalten habe, und daß er, bey ihrer ausserordentlichen Reizbarkeit, nicht zweifle, daß seine Abreise empfindlich auf sie gewirkt haben müsse. —

Um diese Zeit kam ein junger Perser, Mirsa-Mula genannt, nach Agra. Er bereisete schon seit einigen Jahren Europa und Asien. Da er Willens war, sich einige Zeit am indischen Kayserhof aufzuhalten, so ließ er sich dem Ahmed-Shah durch den persischen Gesandten vorstellen, der ihn hierauf in den vornehmsten Häusern der Stadt einführte.

Das Gefolge dieses Fremden war eben nicht ausserordentlich zahlreich, unterdessen immer groß genug, um auf den vornehmen Stand des Persers schließen zu lassen. Ueberdieß sprach sein ganzes Betragen sehr zu seinem Vortheil. Er legte einen Besuch bey Mirsa-Mogol ab. Azema, die sich eben in dem Zimmer dieses ihres Bruders befand, blieb, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob er wirklich das Gute Alles

verdiene, das man von ihm in der Stadt, seit seiner Ankunft, rühme. Zu ihrer Verwunderung sah sie den Fremden einigemal roth werden, wenn er sie anblickte. Sie konnte sich die Ursache davon nicht erklären, und schrieb sie zuletzt dem Eindruck ihrer Schönheit zu; übrigens war sie mit dem Benehmen und der Unterhaltung des jungen Mannes sehr zufrieden.

Hyder kam zu Azema eine Stunde darauf, als Mirsa-Mula weggegangen war. Sie erzählte ihm seinen Besuch bey ihrem Bruder, und setzte hinzu, daß der Fremde von sehr angenehmen Umgang zu seyn schiene.

Er war den Tag vorher Hyder-Aly vorgestellt worden, der bey seinem Anblick eine geheime Bewegung empfunden hatte, deren Veranlassung ihm ein Räthsel war. Er sprach darüber mit Azema, die ihm ihr Erstaunen bezeigte, daß er ihn nicht zu Bassora gesehn, da doch der junge Fremdling ihr gesagt habe, er sey in dieser Stadt zu eben der Zeit gewesen, wo Hyder bey Zama sich aufhielt. Ich habe keine Bekanntschaft mit Mirsa-Mula gehabt, erwiederte Hyder; unterdessen sind mir seine Gesichtszüge nicht unbekannt, und ich muß ihn

ihn wohl wo gesehn haben. In dem Augenblick traten mehrere Personen herein, und das Gespräch fiel auf einen andern Gegenstand. Einige Tage darauf meldete man den Perser an, als eben Hyder-Aly bey seiner Gemahlin war. Mirsa-Mogol befand sich in dem anstoßenden Zimmer. Er grüßte Azema mit vieler Anmuth, und sagte: Hyder-Aly und Mirsa-Mogol, hätten ihm die Gnade erwiesen, ihn unter die Zahl ihrer Diener aufzunehmen; er hoffe, daß sie dazu, als den schmeichelhaftesten Beweis noch die Erlaubniß fügen würden, Azema seine Huldigungen zu Füßen legen zu dürfen, so lange er sich in dieser Stadt noch aufhalte. Hyder erwiederte diese Galanterie durch ein anderes Kompliment, daß er gar wohl die Gefahr einsähe, einen so liebenswürdigen jungen Mann seiner Geliebten als Vertrauten zuzugesellen, daß er aber für dießmal über diese Bedenklichkeiten hinausgehn wolle, weil er sich zu sehr auf die Gesetze der Freundschaft verlasse.

„Freundschaft mögte nicht das Schild seyn, das hier zu schützen vermag, entgegnete der junge Perser. Azema besitzt Reize, gegen welche die Vernunft nur eine schwache Vertheidigerin ist. Aber ach! fuhr er

mit einem Seufzer fort, ich bin nicht mehr Herr über mein Herz. Eine traurige Neigung reißt es zu einem Gegenstand hin, der mich zum unglücklichsten Menschen macht!" — Die Thränen flossen ihm bey diesen Worten über die Wangen. Er wollte fortfahren, aber er wurde durch die Ankunft von Besuchenden unterbrochen.

Als Hyder-Aly mit Azema allein war, beschlossen sie einmüthig, Mirsa-Mula zu bewegen, ihnen die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald; und er stillte ihre Neugier folgendermaßen.

„Fast mögte es unwahrscheinlich scheinen, daß bey einer so großen Jugend wie die meinige, ich mich schon unter die beklagenswürdigsten Opfer der Liebe zählen könnte; und doch ist nichts gegründeter als dieses. Bey meiner Rückkehr von Konstantinopel, wo ich zu Anfang meiner Reise einige Monate zugebracht hatte, beschloß ich nach Mecka zu wallfahrten, und von da nach Ormus und Indien zu gehn. Bey meiner Ankunft zu Mecka erfuhr ich, daß eine ziemliche Anzahl von Pilgrimmen im Begriff sey, unverzüglich nach Bassora aufzu-

zubrechen. Ich gesellte mich zu dieser Karavane, um mich, nach Befinden, entweder über Bagdad nach Jspahan, oder auf dem persischen Meerbusen nach Indostan zu begeben."

„Es werden nun zwey Jahre seyn, daß ich zu Bassora anlangte. Ich genoß damals der tiefsten Seelenruhe, auf die bald der härteste Sturm folgen sollte. Meine ansehnlichen Vermögensumstände verschafften mir die Mittel, leicht Bekanntschaften zu machen. Ich wurde in den besten Gesellschaften aufgenommen. Jemand schlug mir vor, mich in einem Hause vorzustellen, dessen Besitzerin für eine der vollkommensten ihres Geschlechts galt. Wirklich fand ich sie noch weit über das Lob erhaben, womit man sie von allen Seiten überhäufte. Sie war seit kurzem Wittwe, und sehr reich. Hyder-Aly-Kan, wird sie ohne Zweifel gekannt haben. Sie hieß Zama!" — Bey diesem Namen konnte sich Hyder nicht erwehren über und über roth zu werden. Der Fremde that, als ob er es nicht bemerke, und fuhr in der Erzählung fort.

„Es war mir unmöglich, die schöne Zama mehrmalen zu sehn, ohne nicht von

der heftigsten Leidenschaft für sie zu entglühn. Ich erhielt die dringend gesuchte Erlaubniß, ihr täglich aufwarten zu dürfen. Anfangs überließ ich es meinen Augen allein, meine Leidenschaft zu gestehn, doch da ich bald entdeckte, daß ihre Sprache nicht verstanden wurde, oder vielmehr, daß man sie nicht verstehn wollte, so schöpfte ich aus meinem Herzen die zärtlichsten und beredtsten Ausdrücke, um die Empfindungen meiner Seele zu schildern; allein Zama blieb kalt und fühllos. „Ich schätze, sagte sie eines Tages zu mir, deine guten Eigenschaften, Mula, und ehre dein Verdienst, aber ich kann dir nicht mehr zugestehn als die Achtung, die jedermann dir schuldig ist. Entsage einer Leidenschaft, die ich nie theilen kann." — Ich ließ mich durch diesen Korb nicht abschrecken. Ich schmeichelte mir immer, daß meine Beharrlichkeit endlich über Zama's Kälte siegen würde. In dieser Hoffnung malte ich ihr einsmal meine Liebe mit aller der Lebhaftigkeit ab, welche die Gegenwart eines zärtlich geliebten Gegenstandes einflößen kann. „Mirsa-Mula, sagte die reizende Dame, da meine Gleichgültigkeit nicht im Stand ist, deine Leidenschaft zu tilgen, so muß ich zu dem einzigen Mittel greifen, das mir noch übrig bleibt, dich von ihr zu heilen. Wisse

also, du hast einen Nebenbuhler, und zwar einen Nebenbuhler den ich liebe, und den nichts aus meinem Herzen zu reißen vermag; ich werde dich hassen müssen, wenn du nicht aufhörst, mich mit deinen Liebesanträgen zu verfolgen.“ Grausame Zama, rief ich, und du kannst die Grausamkeit so weit treiben, selbst mir anzukündigen, daß ich einen Nebenbuhler, einen geliebten Nebenbuhler habe, der über ein Herz triumphirt, dessen Besitz ich dem Throne der Welt vorziehn würde? Allein fern sey es von mir je dazu beyzutragen, dich unglücklich zu machen. Ich verbanne mich auf immer aus deiner Gegenwart, liebenswürdige Zama. Ich entsage dem Entzücken dich zu sehn, doch nie meiner Liebe. Mögtest du wenigstens meinem Gehorsam gegen deine Befehle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und die Größe meiner Leidenschaft daraus kennen lernen.“

„Die Gewalt die ich mir bey dieser Gelegenheit angethan, zog mir eine gefährliche Krankheit zu. Die Pforten der Ewigkeit öfneten sich schon vor mir, doch meine Jugend, und die Härte meines Schicksals entrissen mich der Ruhstätte, die mir die Erde in ihrem Schooße anbot. Ich fühlte meine Leidenschaft mit meinen Kräften von neuem er-

 wa-

„Noch ist es mir ein Räthsel, wie ich ein Geständniß, wie dieses, nur einen Augenblick überleben konnte. Ich mußte Verzicht auf die einzige Aussicht von Glückseligkeit thun, die mir noch übrig blieb, und beschloß Bassora zu verlassen. Vorher begab ich mich noch einmal zu Zama, um Abschied von ihr zu nehmen. Ich bot Alles auf, was Liebe und Verzweiflung mir in diesem traurigen Augenblick eingaben. Alle Welt hätte Mitleiden mit dem Zustand gehabt, in dem ich mich befand. Nur Zama wurde nicht davon gerührt. „Reise, Mirsa-Mula, sagte sie, reise! ich kann nichts als dich beklagen, hochachten und sterben!“ Ich verließ Bassora in einer solchen Verwirrung des Gemüths, daß ich nach dieser Hauptstadt gekommen bin, ohne selbst zu wissen wie? und ohne auf meinen Weg fast die geringste Aufmerksamkeit zu wenden. Ich habe mir geschmeichelt, in Agra vielleicht Gegenstände zu finden, die meine Betrübniß etwas zu zerstreuen vermögten, und ich habe mich auch in meiner Hoffnung nicht betrogen, da Azema und ihre Freunde mich gewürdigt haben, mir den Zutritt in ihr Haus zu verstatten.“ — —

Hyder-Aly-Kan nahm den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal dieses jungen Fremden. „Ich beklage dich, Mirsa-Mula, sagte er, und dieß um so mehr, da ich die Ursache von deinem Unglück bin. Du siehst den Nebenbuhler vor dir, der dir unbekannt war. Ich bin es, der, ohne es zu wissen, Zama's Herz dir streitig machte. Zwar konnte ich nicht ihre Liebe durch gleich heiße Gegenliebe erwiedern; allein sie hat mich mit Wohlthaten überhäuft, und ich bin ihr ewige Dankbarkeit schuldig."

„Wie, Hyder, unterbrach ihn der Fremde, und bemühte sich einige Thränen zu unterdrücken, ist dein Herz so hart und unempfindlich, daß dich der Zustand nicht rührt, in welchen du die unglückliche Zama versetzt hast? Weißt du wohl, daß sie im Begriff ist, der Last ihrer Verzweiflung zu erliegen? .... O Verzeihung, liebenswürdige Azema, unterbrach sich hier plötzlich Mirsa-Mula, Verzeihung! ich war nicht Meister über meine erste Aufwallungen! deine Reize entschuldigen ja Hyders Verfahren zur Gnüge! Aber soll ich nicht über einen Nebenbuhler klagen, der nicht allein das Herz meiner Geliebten mir raubte, sondern auch ihr selbst das Leben rauben will?"

„Noch ist es mir ein Räthsel, wie ich ein Geständniß, wie dieses, nur einen Augenblick überleben konnte. Ich mußte Verzicht auf die einzige Aussicht von Glückseligkeit thun, die mir noch übrig blieb, und beschloß Bassora zu verlassen. Vorher begab ich mich noch einmal zu Zama, um Abschied von ihr zu nehmen. Ich bot Alles auf, was Liebe und Verzweiflung mir in diesem traurigen Augenblick eingaben. Alle Welt hätte Mitleiden mit dem Zustand gehabt, in dem ich mich befand. Nur Zama wurde nicht davon gerührt. „Reise, Mirsa-Mula, sagte sie, reise! ich kann nichts als dich beklagen, hochachten und sterben!“ Ich verließ Bassora in einer solchen Verwirrung des Gemüths, daß ich nach dieser Hauptstadt gekommen bin, ohne selbst zu wissen wie? und ohne auf meinen Weg fast die geringste Aufmerksamkeit zu wenden. Ich habe mir geschmeichelt, in Agra vielleicht Gegenstände zu finden, die meine Betrübniß etwas zu zerstreuen vermögten, und ich habe mich auch in meiner Hoffnung nicht betrogen, da Azema und ihre Freunde mich gewürdigt haben, mir den Zutritt in ihr Haus zu verstatten.“ — —

Hyder-Aly-Kan nahm den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal dieses jungen Fremden. „Ich beklage dich, Mirsa-Mula, sagte er, und dieß um so mehr, da ich die Ursache von deinem Unglück bin. Du siehst den Nebenbuhler vor dir, der dir unbekannt war. Ich bin es, der, ohne es zu wissen, Zama's Herz dir streitig machte. Zwar konnte ich nicht ihre Liebe durch gleich heiße Gegenliebe erwiedern; allein sie hat mich mit Wohlthaten überhäuft, und ich bin ihr ewige Dankbarkeit schuldig."

„Wie, Hyder, unterbrach ihn der Fremde, und bemühte sich einige Thränen zu unterdrücken, ist dein Herz so hart und unempfindlich, daß dich der Zustand nicht rührt, in welchen du die unglückliche Zama versetzt hast? Weißt du wohl, daß sie im Begriff ist, der Last ihrer Verzweiflung zu erliegen? .... O Verzeihung, liebenswürdige Azema, unterbrach sich hier plötzlich Mirsa-Mula, Verzeihung! ich war nicht Meister über meine erste Aufwallungen! deine Reize entschuldigen ja Hyders Verfahren zur Gnüge! Aber soll ich nicht über einen Nebenbuhler klagen, der nicht allein das Herz meiner Geliebten mir raubte, sondern auch ihr selbst das Leben rauben will?"

Ich kann den Ausbruch deiner Aufwallung nicht mißbilligen, entgegnete Hyder-Aly, aber was soll ich für dein Glück thun? Würde Zama die deinige werden, wenn ich der Beharrlichkeit ihrer Liebe mich zum Opfer brächte? Würde dann nicht sich zu deinem Gram noch das niederschlagende Bewußtseyn gesellen, sie in den Armen eines andern zu wissen? — „Wollte der Himmel, rief der Fremde aus, daß dieß mein Fall wäre! Ich liebe Zama allein um ihrer Selbst willen, und sollte ich eines tausendfachen Todes sterben, so würde der Tod mir willkommen seyn, wenn ich nur sie glücklich wüßte!“ —

Hyder-Aly-Kan empfing wenige Tage nach dieser Unterredung ein Paket von Bassora, das man ihm im Zimmer seiner Gemahlin einhändigte. Er öffnete es in ihrer Gegenwart, und fand folgende Zeilen darinn:

„Ist es wahr, Hyder-Aly, daß du mich verlässest, daß eine andre dein Herz besitzet, auf das ich so viel gerechte Ansprüche habe? ... Treuloser, glaube nicht ungestraft die Früchte deiner Verrätherey zu genießen. Fürchte die Wuth eines beleidigten Frauenzimmers, und zittre bey dem Gedanken,

was Liebe und Verzweiflung der Zama einzuflößen vermögen."

Die Lesung dieses Billets erfüllte Azema mit Furcht und Kummer. Fürchte nichts, unterbrach Hyder ihre Klagen, Zamas ohnmächtige Drohungen vermögen nicht mich zu schrecken. Mag ihr Schmerz in leeren Klagen verrauchen; laß uns nur daran denken, den Augenblick unsrer Verbindung zu beschleunigen. —

In dem Augenblick wurde der junge Perser angemeldet. Du kommst sehr zur gelegnen Zeit, redete ihn Hyder an. Hier ist ein Brief von Zama, den du selbst lesen magst. — Mirsa-Mula überlas ihn, und schien erstaunt über seinen Inhalt. "Ich hätte nie geglaubt, sagte er, daß Zama solcher Ausdrücke fähig wäre; allein dieß ist das Loos heftiger Liebe; sie artet leicht in Wuth aus. Verachtung und Unbestand kann eine Geliebte selten verzeihn." —

Das räume ich ein, antwortete Hyder, aber was vermag Zama's ohnmächtiger Zorn gegen mich? Soll ich ein Frauenzimmer fürchten, daß über 1000 Stunden Wegs von mir entfernt ist. — "Täusche dich nicht,

nicht, erwiederte der Fremde, Rache ist süß, wenn Liebe sie leitet. Da dieß Frauenzimmer nicht aufgehört hat dich zu lieben, so ist sie auch der allerausserordentlichsten Dinge fähig." — „Du ängstigest mich, Mirsa-Mula, unterbrach Azema ihn; sollte diese Dame im Stand seyn, sich zu gewaltsamen Schritten hinreissen zu lassen?" — „Warum nicht? Ich berufe mich auf dein eigenes Beyspiel, Azema. Was würdest du thun, wenn eine Rivalin dir den Gegenstand deiner Zärtlichkeit auf immer rauben wollte? Ich kenne Zama's Herz; ich weiß aus einer traurigen Erfahrung wie stark ihre Leidenschaft für Hyder-Aly ist. Ich glaube daß Klugheit dir und Hyder empfiehlt, euch vor den Wirkungen ihrer Wuth sicher zu stellen."

Die Vermählung von Azema und Hyder sollte in sechs Tagen vollzogen werden. Den Tag vorher empfing Azema folgendes anonymisches Billet. „Azema, du bringst mich zur Verzweiflung; fürchte Alles von meiner Wuth, wenn du deiner Zärtlichkeit folgst."

Azema erschrack; sie zweifelte keinen Augenblick, daß dieses Billet von der Bassoraschen Dame herrühre. Diese Dame konn-

konnte vielleicht zu Agra verborgen seyn, Mirsa-Mula konnte mit ihr unter einer Decke stecken. Dieser Gedanke machte sie noch unruhiger. Indem trat Hyder herein. „Sieh, lieber Hyder, sagte sie, was wir von einer zurückgesetzten Liebhaberin zu fürchten haben; gewiß ist meine Rivalin in dieser Stadt, und im Begriffe Rache zu nehmen. O Gott! schütze meinen Geliebten vor dem Unglück das ihm droht!" — „Du ängstigest dich ohne Grund, Azema; ich erkenne zwar Zama's Handschrift, allein daraus folgt nicht, daß sie zu Agra sey. Dieß Billet ist ohne Datum; es kann vielleicht schon lange geschrieben, und dir nur später eingehändigt worden seyn, als Zama wollte. Ueberdieß, was hast du von ihrer Eifersucht zu besorgen? Und was mich betrifft, so begleiten mich beständig eine Menge Freunde und Sklaven, und schützen mich vor der Gefahr eines Meuchelmords, wenn Zama einer so niederträchtigen That fähig wäre. Schöne Azema, ich beschwöre dich, sey wieder ruhig!" —

Mirsa-Mula brachte den Abend in dem Hause des Mirsa-Mogol, des Bruders der Azema, zu. So sehr er sich auch Mühe gab, so las man doch in seinen Augen den innern Sturm seiner Seele. Vergebens

bestrebte sich Hyder ihm zu beweisen, daß seine Heyrath ihm von Nutzen seyn würde. Alle diese Gründe konnten nicht den schwarzen Kummer zerstreuen, der an ihm zu nagen schien.

Endlich kam der zur Vermählungsfeyer angesetzte Tag. Hyder-Aly-Kan war mit Ankleiden beschäftigt, als Mirsa-Mula sich melden ließ. Ich habe, redete er ihn beym Eintritt an, Briefe von Bassora empfangen, die ich dir unverzüglich mittheilen soll. Hyder bat ihn, ihm in sein Kabinet zu folgen. Du kennst, fuhr Mirsa Mula fort, meine Liebe für die unglückliche Zama. Meine Ruhe und mein Glück habe ich ihr aufgeopfert; nun bleibt mir nichts übrig, als ihr auch mein Leben zu opfern. Hier! lies! — Hyder-Aly las folgendes Schreiben.

„Ich weiß, Mirsa-Mula, daß du zu Agra, und im Umgang mit Hyder-Aly-Kan bist. Vielleicht hat er dir selbst sein niederträchtiges Betragen gegen mich vertraut. Er ist im Begriff sich mit der Nebenbuhlerin zu vermählen, die er mir vorzieht. Ich befehle dir, mich an dem Ungetreuen zu rächen. Ich Unglückliche! Ich entriß ihn dem

Elen-

Elende, ich überhäufte ihn mit Güte, sein Daseyn ist das Werk meiner Wohlthaten: ach! ich erwärmte eine Schlange in meinem Busen! Durchbohre sein Herz, und das meinige ist dein. Zamas Hand ist deine Belohnung, wenn du ihr seinen Kopf bringst!" —

Du siehst, sprach Mirsa-Mula, daß keine Wahl mir übrig bleibt. Entweder du mußt mich tödten, oder mir dein Leben zur Beute lassen! —

Azema und die Ehre sind mir gleich theuer! erwiederte Hyder. Aber heute ist der Tag, wo ich den Gegenstand meiner Zärtlichkeit besitzen soll; erlaube, daß wir unsern Kampf bis Morgen verschieben. — „Das heißt mehr verliebt, als tapfer seyn; oder führt Hyder das Wort Ehre nur auf den Lippen, nicht im Herzen?" — „Nein das ist zu viel, Mirsa-Mula! du sollst so gleich erfahren, daß man Hyder-Aly nicht ungestraft beleidigt." —

Einer von den Sklaven Hyder-Aly-Kans, hatte auf Mirsa-Mula's Gesichte beym Eintritt eine ungewöhnliche Bewegung bemerkt. Er horchte an der Thür des Kabinets, und vernahm einen Theil ihres Ge-

 sprächs.

sprächs. Er folgte ihnen, beym Weggehn, bis an die Thore von Agra, und als er sie den Weg nach dem Flusse nehmen sah, eilte der Sklave zu Azema. Auf diese Nachricht warf sie sich in ihren Palankin, und eilte nur von zwey Sklavinnen begleitet, nach dem bezeichneten Ort. Sie erblickte die Kämpfenden in einem kleinen Thal. Sich aus dem Palankin stürzen, und auf sie zufliegen war die Sache eines Augenblicks. Ihre Absicht war, sich zwischen sie zu werfen, und sie zu entwaffnen. Der Anblick seiner Geliebten machte Hyder-Aly bestürzt. Mirsa-Mula benutzte diese Bestürzung und fiel ihn mit solcher Wuth an, daß er ihm den Säbel bis ans Gefäß in den Leib stieß.

Hyder sank in seinem Blute zu Azema's Füßen nieder. Azema ausser sich, hob den blutigen Säbel auf und reichte ihn dem Mirsa-Mula: „Barbar! rief sie, du brauchst noch ein Opfer! hier bin ich, tödte mich; vereinige durch den Tod zwey Liebende, die du trenntest!“ — „Ja, schrie Mirsa-Mula, indem er einige Schritte zurücktrat: Hyders abgeschiedener Geist bedarf ein Opfer, und dieß Opfer bin ich! Erkenne in mir Zama, erkenne sie an den Werken ihrer unglücklichen Liebe. Ich bin

diese Zama! Ja, sie war es selbst die im Ausbruch der Verzweiflung ihrem Geliebten das Leben nahm! O Hyder! o mein Vielgeliebter, Zama deine Mörderin!! war das der Beweis, den ihre Hand dir von der unsterblichen Flamme versprach, die sie für dich o Geliebter immer entglühen sollte? Ach! wie darf sie sich erfrechen dich noch bey diesem heiligen Namen zu nennen! Doch wenigstens soll sie dich nicht überleben. Sieh', Azema, sie rächt dich, Hyder und sich selbst!" — Mit diesen Worten stürzte sie sich in ihr Schwerdt, und fiel neben Hyder. Azema sank in Ohnmacht. Ihre Sklavinnen und Träger, riefen nach Hülfe. Man trug sie in ihre Wohnung. Man schafte auch Hyder und Mirsa-Mula's Leichname hinweg.

Hyder bekam seine Besinnungskraft erst in einem Hause wieder, das ihm ganz unbekannt war. Er fragte nach Azema. Niemand gab ihm Antwort. Er erkundigte sich, wo er sich befände? Er erhielt eben so wenig Aufschluß darüber. Man verband seine Wunde. Er brachte die Nacht fast ohne Bewußtseyn zu, und die einzigen Worte die er den andern Morgen vernahm, war die Versicherung des Wundarztes, daß seine Wun-

de nicht tödtlich sey. Keiner von seinen Freunden und Bekannten zeigte sich an diesem und dem folgenden Tage vor ihm; allein am dritten Tage erschien Hussin, und da er ihn ungleich besser fand, so erzählte er ihm alle Umstände und Folgen des Zweykampfs, die Hyder noch unbekannt waren. Mirsa-Mula war in das Haus des persischen Gesandten gebracht worden, und man gab alle Hoffnung zu seiner Herstellung auf. Bey Untersuchung seiner Wunde hatte man sein Geschlecht entdeckt. Ganz Agra war nun voll, daß Hyder-Aly sich mit einem Frauenzimmer geschlagen habe; dieß Gerüchte war ihm nicht vortheilhaft. Man setzte hinzu, Azema sey die Veranlassung zum Zweykampfe gewesen, und der Kayser schien selbst so sehr davon überzeugt, daß er dieser Dame verbot, ihre Wohnung, bis auf weitern Befehl, zu verlassen.

Hyder-Aly-Kan's Genesung wurde so gut geheim gehalten, daß nichts davon ausser dem Hause bekannt wurde, und niemand, weder bey Hofe noch in der Stadt, an seinem Tod zweifelte. Der Kayser, der von dem Augenblick an, wo er Azema in der Audienz gesehn, in sie verliebt worden war, schmeichelte sich mit ihrer Aufnahme in sei-

seinem Harem. Auf einen Wink von Hussin traf aber Azema insgeheim ihre Anstalten um ihrem Gemahl folgen zu können, sobald er im Stande seyn würde ein Pferd zu besteigen. Dieser Augenblick erschien endlich. Die Vermählung geschah ohne Feyerlichkeit, und während man Hyders feyerliches Leichenbegängniß ankündigte, flüchteten die Neuvermählten nach Dekan. Sie langten in den ersten Tagen des Novembers zu Aurengabad an.

*) Wir kommen nun zu einer Epoche, welche die Glorie der Waffen und Thaten Hyder-Aly's ist. Sieger von halb Indostan, gründete er ein neues Reich, das an Macht, Glanz und Ruhm, von keinem übertroffen wurde. Die Residenzstadt dieses Reichs war Seringpatnam; Hyder-Aly rief sie aus dem Nichts hervor, und machte sie zur Nebenbuhlerin des stolzen Delhi. Noch bewahrt diese Stadt seine Asche in einem prächtigen Grabmal, das ein Cypressen-Wald um-

*) Hier ist im Original eine große Lücke. Der Verf. überhüpft einen Zeitraum von wenigstens 12 Jahren, und läßt Hyder ohne weitere Einleitung in Seringpatnam auftreten. Der Uebersetzer hat daher obigen Uebergang einschalten zu müssen geglaubt.

umringt. Seringpatnam war das Denkmal der Größe und Glückshöhe seines Geschlechts, jetzt ist es das Denkmal seines Falls; hier erlosch in unsern Tagen sein Glanz, als der Sohn eines englischen Geistlichen, Harris, den Sieg mit den Kohorten des Meerbeherrschenden Albions, gegen Seringpatnams Mauern führte, und Hyder-Aly's und Azema's Sohn, Tippo-Sahib, lieber unter dem Schwerdt des Feindes mit Ehren fallen, als seine Schande und seinen Sturz überleben wollte. Doch alle diese politische Ereignisse gehören nicht in den Umfang dieser Erzählung; wir haben unsre Leser nur noch von Zama's Auferstehung und von Ferisha's Rückkunft zu unterhalten.

Hyder-Aly befand sich in Seringpatnam, und im Kriege mit den Maratten begriffen. Eben machte sein junger Sohn, Tippo-Sahib, die Runde auf den Stadtwällen, als er Hussins Stimme zu vernehmen glaubte. Die Nacht war sehr finster. Der Prinz lauschte aufmerksam; es war Hussin selbst; eine geheime Ahndung sagte es ihm. Er eilte ans Thor, es öffnete sich, und er umarmte den Freund seines Vaters. Tippo-Sahib vergaß in dem Augenblick, daß zahlreiche Feinde in der Nähe wären; das

Vergnügen der unvermutheten Ankunft Hussins beschäfftigte ihn allein. Hussin wurde seine freudige Betäubung gewahr, und befahl in des Prinzen Namen der Wache, eine Menge Fackeln anzuzünden. Er schloß hierauf den Prinzen von neuem in seine Arme, und benachrichtigte ihn, daß er sich auf die allerausserordentlichsten Dinge gefaßt machen müsse: du wirst, sagte er, Dinge sehn, die deine Hoffnungen übersteigen werden.

Hyder-Aly-Kan, dem der Prinz es sogleich melden lassen, kam eilends herbey. Kaum war er in dem Thor angelangt, wo Hussin und der junge Prinz noch immer verweilten, als man den Lärm einer zahlreichen Reuterey vernahm, die immer näher zu kommen schien. Fürchtet nichts, sagte Hussin, es sind Freunde! Zugleich erhielt die Wache Befehl, ins Gewehr zu treten, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn.

Hussins Reden und Benehmen setzten jedermann in Verwunderung und Erwartung der kommenden Dinge. Unterdessen sah man die ersten Glieder der Reiterey sich schon dem Thore nähern, das auf Hussins Verlangen, offen gelassen worden war. Hyder-Aly warf seine Augen auf diese

Reuterey, und erblickte beym Licht der Fackeln seinen alten Gefährten, Ferisha, der an ihrer Spitze ritt. Sein Erstaunen und seine Freude verhinderten ihn, Mirsa-Mula zu bemerken, der den Ferisha begleitete. Die Beschwerlichkeiten des Tages hatten Hyder so abgemattet, daß er genöthigt gewesen war, sich neben Hussin nieder zu setzen; allein beym Anblick von Ferisha wollte er aufspringen, und ihm entgegen laufen; doch seine Beine versagten ihm ihren Dienst, und er fiel auf seinen Feldstuhl in einem Zustand der Seele zurück, der sich denken, aber nicht beschreiben läßt.

Hussin hatte wohl recht gehabt, zu sagen, daß man ausserordentliche Dinge sehn würde. Denn kaum hatte Ferisha einige Schritte vorwärts auf dem Platze gethan, als Hussin uns den Maratten-General Madurao zeigte, der nebst einigen andern Feldherrn seiner Nation, als Gefangener unter der Bedeckung einer zahlreichen Reuterey anlangte, welche die Luft mit ihrem Jauchzen erfüllte.

Hyder-Aly konnte nicht begreifen, durch welche Folge von Begebenheiten Ferisha das Haupt der Maratten, und die schö-

schöne Zama, unter dem Namen Mirsa-Mula, sich zu gleicher Zeit in seiner Hauptstadt befänden? Sonderlich machte ihn der Anblick dieser Dame verlegen. Aber Ferisha beruhigte ihn, indem er versicherte, daß alle Augenblicke dieses glücklichen Tages nur der reinsten Freude heilig seyn müßten. Es ist kein Feind mehr, den du vor dir erblickst, redete ihn Mirsa Mula an; es ist eine zärtliche Freundin, der du ihr mehr bedauernswürdiges als strafbares Betragen, in Betracht der Leidenschaft verzeihen mußt, die sich aller Kräfte ihrer Seele bemächtigt hatte. Ich weiß deine Vermählung mit Azema. Allein fürchte nicht, daß je von mir der Frieden zwischen dir und ihr gestört werden soll. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich euch kein Gegenstand des Hasses, sondern nur des Mitleids und der Freundschaft werde. — Hyder nahm das Wort, und versicherte Zama, daß er nie die Dienste vergessen würde, die er ihr zu verdanken habe, indem ein so schwarzer Undank nie ein Zug seines Karakters gewesen sey. Sie könne ganz über ihn als unumschränkte Herrin schalten und walten, sobald das was sie verlange, nicht ausser dem Gebiet seiner gränzenlosen Dankbarkeit liege. — Hier unterbrach ihn Ferisha, um

ihn zu erinnern daß Madurao, das Haupt der Maratten, in seinem Pallast sey, und daß der Wohlstand erfordere, daß er zu diesem Prinzen gehe, um durch den Glimpf seines Benehmens gegen ihn, den Kummer zu mildern, den dieser General empfinden müsse, sich als Gefangener in einer Stadt zu erblicken, von der er sich geschmeichelt hatte, Meister zu werden. Du wirst, fuhr er fort, sonder Zweifel begierig seyn, die Art und Weise zu erfahren, wie Madurao, trotz seines starken, ihn vor jedem Ueberfall schützenden, Heeres, dein Gefangener geworden ist; aber der gegenwärtige Augenblick ist nicht dazu günstig, und ich verspare die Befriedigung deiner gerechten Neugier, bis wir mehr Muße dazu haben werden.

Hyder verließ Ferisha, nachdem er ihn vorher gebeten, Zama ihre Zimmer im Pallast anzuweisen, und Sorge zu tragen, daß man ihr mit aller der Achtung begegne, die man ihr schuldig sey. Er hielt sich noch einige Augenblicke bey seiner Mutter und seiner Gemahlin auf, um diese Damen von dem zu unterrichten, was sich zugetragen hatte, und verfügte sich alsdenn auf Madurao's Zimmer, den er unter den Händen seiner Sklaven, und im Begriff fand, sich

zum Bad auszukleiden. Dieser Prinz, der kaum 22 Jahre zählte, schien über sein Schicksal sehr niedergeschlagen. Hyder sprach ihm Muth ein, und stellte ihm vor, daß der nahe Friede ihm bald seine Freyheit wiedergeben würde.

Sobald sich Hyder-Aly-Kan am Hof für diesen Tag des lästigen Ceremoniels entledigt hatte, eilte er in das Zimmer seiner Mutter, wohin sich auch Azema, Julia, Hussin, Ferisha begaben. Alle feyerten hier durch den Ausbruch der lebhaftesten und ungeschminktesten Freude, das Glück ihrer Wiedervereinigung. Azema wußte schon von Hyder, daß er ihr Zama vorstellen würde, die nicht mehr ihre Rivalin sey. Hyder ging nun mit Ferisha auf das Zimmer dieser Dame, um sie abzuhohlen. Zama hatte wieder die Kleidung ihres Geschlechts angenommen. Hyder betrachtete sie mit Vergnügen, als seine Augen auf ein Frauenzimmer fielen, das neben ihr stand. Er erkannte in ihr Sheherezade, jene liebenswürdige Sklavin der Zama, die ihn, während seiner Gefangenschaft zu Bassora, mit Vorsorge und Wohlthaten überhäufte, und deren zärtliche und dienstbeflissene Freundschaft den Kummer versüßte, der ihn oft,

trotz

trotz Zama's zuvorkommender und gütiger Behandlung, überfiel.

Hyders Augen füllten sich unwillkührlich mit sanften Thränen, als seine Blicke Sheherezaden's Blicke begegneten. Er bat Zama um ihre Freylassung, die sie ihm auch sogleich auf das verbindlichste bewilligte. Schon lange, setzte sie hinzu, sah ich in Sheherezade nicht die Sklavin, sondern nur die zärtliche Freundin, deren Dienste ich nie zu vergelten im Stande seyn werde.

Hyder und Ferisha begleiteten die beyden Damen zu Hyder's Mutter, welche sie zum Abendessen erwartete.

Nach der Tafel drang Hyder in Ferisha und Hussin, der Gesellschaft zu erzählen, durch welchen Glücksfall sie sich zum Herrn von Madurao gemacht hätten. Hussin nahm das Wort.

„Als Ambdar, der dir meinen Brief eingehändigt, wieder bey mir angelangt war, traf ich sogleich alle Anstalten um zu dir zu stoßen. Die Tapfern die mich begleiteten, erhielten Befehl, sich bereit zu halten, in acht Tagen aufzubrechen. Dieser Aufschub war

nöthig, damit sie mit den Vorkehrungen zu ihrer Reise fertig werden könnten. Während dieser Zeit führte mir das Glück den Ferisha zu, den ich verzweifelt hatte je wieder zu sehn. Wir berathschlagten uns, wie wir die Verstärkung die wir dir zuführten, am geschwindesten nach Seringpatnam brächten, ohne auf die Parteyen der Maratten zu stoßen, welche alle Zugänge besetzt hielten. Ambdar schlug uns ein Auskunftmittel vor, dem wir es verdanken, Madurao im Gesicht seiner Armee genommen zu haben, ohne daß sie im Stande war, ihm zu Hülfe zu kommen. Dieser treue Diener erbot sich, in das Lager der Maratten zu schleichen, und einige Tage daselbst zuzubringen, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehn, und zu erforschen, was zum glücklichen Ausgang unsers Unternehmens beytragen könnte. Da ich seine Fähigkeiten und seinen Eifer kannte, so stand ich keinen Augenblick an, seinen guten Willen zu benutzen. Ferisha und ich betheuerten ihm, daß unsre Erkenntlichkeit der Größe des Diensts gleich kommen solle, den er uns zu leisten im Begriff stehe. Er verkleidete sich als ein gemeiner marattischer Soldat, und verließ uns.

Drey ganze Wochen blieb Ambdar aus, ohne die mindeste Nachricht von sich uns zukommen zu lassen. Schon befürchtete ich, die feindlichen Generale mögten ihn entdeckt, und als einen Spion behandelt haben, als er endlich bey uns wieder eintraf. Ambdar berichtete, daß die Feinde auf dem rechten Ufer des Flusses lagerten, der Seringpatnam fast ganz einschließt, und daß sie das linke Ufer nur mit einigen Posten besetzt hielten, um die Communication abzuschneiden. Er fügte hinzu, wenn wir dem linken Ufer folgten, und im Bette des Flusses selbst marschirten, was bey dem niedrigen Wasser nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden seyn mögte, so würden wir zwischen dem Fluß und den feindlichen Wachen passiren können, ohne von ihnen wahrgenommen zu werden, sonderlich wenn wir den Anbruch des Tages dazu wählten. Unser Marsch wurde also nach diesem Plan eingerichtet. Wir langten gestern, um 2 Uhr nach Mitternacht, im Gesicht der marattischen Wachfeuer an. Wir folgten dem Bette des Flusses, der an dieser Stelle sehr hohe Ufer hat, und hatten den treuen Ambdar an der Spitze, der das Lokale kannte. Wir marschirten mit der größten Vorsicht. Mit Tagesanbruch waren wir schon glücklich den avancirten feindlichen

Wa-

Wachen im Rücken, allein wir mußten noch 3 Stunden zurücklegen, um bis vor die Thore von Seringpatnam zu gelangen. Es war gefährlich, uns bey hellem Tage Angesichts von 150000 Mann auszusetzen. Man pflog in Eile Rath. Wir waren der Insel gegenüber, welche der Fluß oberhalb Seringpatnam formirt. Ich that den Vorschlag uns dahin zu flüchten. Mir war ein Furth bekannt, wo man durch die Arme des Flusses setzen konte. Die Insel ist mit großen Bäumen bewachsen; wahrscheinlich konnten wir hier den Tag unentdeckt zubringen, um dann mit einbrechender Nacht unsern Weg fortzusetzen.

Mein Rath wurde angenommen. Unser Korps vertiefte sich bey seiner Ankunft auf der Insel in das größte Dickicht des Waldes, um hier die Nacht zu erwarten. Der Tag dünkte uns um so länger, da ein Theil von unsern Gefährten nichts zu beißen noch zu brechen bey sich hatte. Wir vertheilten die wenigen Lebensmittel so gut es gehn wollte.

Zwey Stunden vor Sonnenuntergang vernahmen wir Flintenschüsse, die auf der Insel selbst zu geschehen schienen. Einige von unsern Reitern stiegen auf Bäume, um

zu entdecken, was vorgehe. Ich that ein Gleiches. Wie groß war mein Erstaunen, als ich, fast am Rande des Waldes, ohngefähr ein hundert und funfzig Jäger erblickte, unter welchen ich Madurao selbst zu bemerken glaubte. Ich befahl meinen Begleitern sich still zu verhalten, und nicht von der Stelle zu weichen. Ferisha und ich gingen etwas weiter vorwärts, und kletterten auf hohe Bäume, deren dichtbelaubte Gipfel uns verbargen. Hier überzeugten wir uns ganz klar daß das Haupt der Maratten, in Begleitung einer kleinen Anzahl Officiere, auf der Insel jage.

Am Ufer des großen Arms des Flusses lagen sechs große Barken vor Anker, und wurden von 2 bis 300 Maratten bewacht. Der Anschlag, Madurao zu kapern, wurde sogleich entworfen. Die Ausführung war zwar nicht ohne Schwierigkeit. Wir konnten auf dem Rückwege abgeschnitten und in Stücken gehauen werden. Allein schien gleich der Erfolg zweifelhaft, so waren wir dagegen desto gewisser Ruhm und Ehre in reichem Maaß zu erndten. Ohnverzüglich wurde die Ordnung des Angriffs regulirt. Jeder hielt sich fertig, beym ersten Wink, aufzusitzen. Zwey tausend fünfhundert Mann von den

Unsri-

Unsrigen, mit Ambdar an der Spitze, der eben so viel Muth als Geschicklichkeit besitzet, sollten sogleich nach dem Furth marschiren, durch welchen wir auf die Insel gekommen waren. Man konnte dahin gelangen, ohne den Wald zu verlassen. Sie sollten am Rande des Gehölzes Halt machen, und nicht eher durch den Fluß setzen, und sich in Schlachtordnung auf dem andern Ufer stellen, bis sie das Zeichen zum Angriff vernehmen würden. Ferisha, an der Spitze von neunhundert Mann, erhielt den Auftrag sich im Walde nach den Barken zu ziehn, und sich auf das gedachte Signal derselben zu bemächtigen. Mir selbst fiel das Geben des Signals, und die Gefangennehmung des Prinzen zu Theil.

Als diese Vorkehrungen getroffen waren, blieb ich auf meinem Posten mit noch sechs hundert Mann zurück, eine Anzahl, die mehr als hinreichte, um mich in den Besitz des Prinzen und seiner Begleiter zu setzen. Die Nacht begünstigt dergleichen Ueberfälle immer besser als der Tag. Ich schob also, so lange als mir möglich war, das Geben des verabredeten Zeichens auf. Meine Leute hielten sich zu Pferd, und zum Angriff in Bereitschaft. Ich selbst saß auf einem Baum,

und verfolgte mit den Augen meine Beute, die mir nicht mehr entwischen konnte.

Endlich, als die Sonne am Horizont zu sinken begann, wurde ich gewahr, daß die Jäger Anstalt machten, sich dem Ufer des Flusses zu nähern. Dieß war der entscheidende Augenblick. Ich ließ sieben Flintenschüsse thun, welche sogleich als das bestimmte Zeichen, von den beyden Detaschements beantwortet wurden. Der Prinz, der über diese dreyfache Salve bestürzt war, ergriff eilfertig den Weg nach seinen Barken. Allein in einem Augenblick hatte ich ihn abgeschnitten, und seine Escorte umringt. Madurao sah wohl, daß aller Widerstand vergeblich sey, und ergab sich mit seinem ganzen Gefolge. Zu eben der Zeit hatte sich Ferisha der Barken am Ufer bemeistert. Vergebens baten die Maratten welche sie bewachten, um ihr Leben; sie wurden unsrer Sicherheit geopfert.

Unterdessen waren auf den Lärm die Maratten, welche am andern Ufer des Flusses kampirten, herbey an das Gestade geeilt. Sie stießen ein fürchterliches Geschrey aus, als sie sahn, daß wir ihren Feldherrn und ihre vornehmsten Officiere in unsrer Gewalt

hat-

hatten. Allein der Arm des Flusses, der uns von ihnen schied, machte alle Anstrengungen ihrer Wuth fruchtlos. Sie stürzten sich in großer Menge in den Fluß, um durchzusetzen, aber die Gewalt des Stroms riß sie mit sich fort, und ihr Tod kühlte den Muth ihrer Kamaraden.

Während die Maratten Barken sammelten, um uns zu verfolgen, stieß Ferisha in dem Augenblick wieder zu meinem Trupp, wo wir den kleinen Arm des Flusses passirt waren. Wir schlugen nun den Weg nach der Stadt ein, und ritten so schnell, als unsre Pferde es aushalten konnten. Die Nacht deckte unsern Marsch mit ihrer wohlthätigen Dunkelheit; — aber die Maratten welche auf dieser Seite gelagert waren, eilten von allen Seiten herbey. Doch Ambdar und Ferisha mit ihren Detaschements, boten ihnen die Spitze, und verschafften mir Zeit, mich mit meinen Gefangnen zu entfernen. Endlich als sie mich in Sicherheit glaubten, nahmen sie ihren Rückzug mit verhängtem Zügel, und vereinigten sich wieder mit mir, als wir in die Stadt einzogen.

Hiermit schloß Hussin seine Erzählung, und Hyder-Aly-Kan umarmte

von neuem seine beyden Freunde. Er bat sie ihm den andern Morgen den treuen Ambdar vorzustellen, den er eine ansehnliche Stelle unter seinen Truppen ertheilen wolle. Die Unterredung kam nun auf das Glück sich nach den wunderbarsten Ereignissen, hier wieder beysammen und vereint zu finden. Weil es schon tief in der Nacht war, so konnte Ferisha nicht alle Umstände der Begebenheiten mittheilen, deren Verkettung ihn aus der Gefangenschaft zu Bassora nach Seringpatnam geführt hatte. Unterdessen erzählte er doch einige Hauptzüge, und die Gesellschaft begab sich dann zur Ruhe, der sie sehr bedürftig war.

Den andern Morgen erschien Sheherezade in Hyder-Aly's Gemach, sobald sie erfahren hatte, daß er aufgestanden sey. Er war nicht über ihren frühen Besuch verwundert, weil sie ihn oft, während seiner Sklaverey zu Bassora, um diese Stunde zu besuchen gewohnt gewesen war. Diese liebenswürdige Person machte ihm in Scherz einige Vorwürfe, daß er sie nicht zu Agra erkannt habe, wo sie in Mannskleidern im Gefolge ihrer Gebieterin gewesen sey. Sie setzte hinzu, sie würde gewiß nicht verfehlt haben, ihm die Augen zu öffnen, wenn Zama's

ma's Befehle nicht zu dringend und bestimmt gewesen wären, und wenn sie nur die mindeste Ahndung hätte von der schrecklichen Katastrophe haben können, die für beyde einen so traurigen Ausgang nahm.

Hyder-Aly bezeigte der Sheherezade seine Dankbarkeit und seine Freude, sie an seinem Hofe zu wissen. Er frühstückte mit ihr und mit Hussin und Ferisha, die unterdessen dazu gekommen waren. Man konnte in Sheherezaden's Augen lesen, wie glücklich sie sich fühlte, Hyder-Aly wiederzusehn. Er that ihr den Vorschlag in Mysore ihren Aufenthalt zu nehmen, und ihm die Sorge davon zu überlassen. Allein Sheherezade erwiederte, da Zama entschlossen sey in Hindostan zu bleiben, so könne sie sich unmöglich von ihrer alten Gebieterin trennen, und sie wolle seinen gütigen Antrag nur dann annehmen, wenn Zama nach Bassora zurückkehren würde.

Die Gefangennehmung ihres Ober-Feldherrn hatte auf die Maratten einen solchen Eindruck gemacht, daß sie sich zerstreuten, und in ihr Land zurückkehrten. Madurao bat den Hyder-Aly um Erlaubniß, daß die Officiere seiner Armee, die mit

 ihm

ihm gefangen worden, täglich mit ihm speisen dürften. Hyder-Aly erwiederte, daß er sich nicht als Gefangener sondern als Herr des Schlosses anzusehn habe, das er bewohne, und daß er Alles thun könne, was ihm Vergnügen mache.

Der Sultan von Mysore traf nun alle Anstalten, wieder nach Hyder-Nagor zurückzukehren. Die Stadt hatte im Kriege viel gelitten; aber das Schloß, das von einer starken Garnison vertheidigt wurde, war unbezwungen geblieben. Glückseligkeit, jenes schimmernde Hirngespinnst, das alle Menschen anbeten, und nach welchem Hyder-Aly so lange geseufzt hatte, schien endlich sich für ihn realisiren zu wollen. Liebe und Freundschaft arbeiteten gemeinschaftlich am Gewebe seines Glücks. An einem Abend wo er mit seinen Freunden auf Azema's Zimmer gespeiset hatte, drangen die Damen in Ferisha, ihnen die Folge seiner Begebenheiten zu erzählen.

„Es ist kein Wunder, begann Ferisha, indem er das Wort an Hyder-Aly richtete, daß alle deine Bemühungen und Nachforschungen in den angränzenden Provinzen von Irack fruchtlos geblieben sind,

sind, und daß es dir nicht gelingen wollte, meine Fesseln zu zerbrechen. Ich wurde auf dem Bazar von Bassora von einem reichen Kaufmann aus Samarkand, Namens Zeineb, gekauft. Mein Patron reisete bald darauf nach Bagdad ab, wo wir uns nicht lange aufhielten. Er gesellte sich zu einer Karavane von Reisenden, die nach dem Lande der Usbeken aufbrach. Wir legten, ohne widrigen Zufall, einen Weg von fast 700 Stunden zurück. Die Karavane trennte sich am Ufer des Oxus. Wir verließen diesen Strom, um den Jaxarta hinauf, bis Samarkand zu schiffen. Man that mich dort zu den übrigen Sklaven. In einer solchen Entfernung durfte ich gar nicht hoffen, zu erfahren, wo du hingekommen seyst."

„Ich brachte drey ganze Jahre in Zeineb's Hause ohne irgend eine Aussicht zu, je wieder meine Freyheit zu erlangen. Mein Herr besaß ein kleines Landhaus am Gestade des Jaxarta, zwey Stunden von Samarkand. Er bewohnte es, in der heißen Jahrszeit, mit seiner Familie. An einem Herbsttag wollte er auf dem Flusse spazieren fahren, und zugleich fischen, was er oft zu thun pflegte."

„Ich

„Ich weiß nicht, durch welchen Zufall die Barke, gerade mitten im Strom, zu sinken anfing. Ich ruderte eben mit den andern Sklaven, und war fast ganz nackend. Ich behielt ganz meine Fassung; ich erwischte die Frau meines Herrn, welche nah am Ertrinken war, bey ihren Kleidern, und zog sie glücklich ans Land. Sobald sie in Sicherheit war, warf ich mich von neuem ins Wasser, um meinem Herrn beyzustehn, dessen erschöpfte Kräfte ihm nicht erlaubten, das Ufer zu erreichen. Ich hatte das Glück ihm ebenfalls das Leben zu retten, und aus Dankbarkeit schenkte mir das Ehepaar die Freyheit."

„Die Usbeken sind von Natur gut und großmüthig. Als ich mit meinem Herrn und seiner Frau, die mich nun als ihren besten Freund behandelten, ein wenig bekannter geworden war, und sonderlich als ich ihnen einige Umstände von meinem Leben erzählt hatte, gewannen sie mich so lieb, daß sie mich sogar mit einer von ihren Töchtern verheyrathen wollten. Allein meine Anhänglichkeit an Hyder, den ich als meinen Pflegesohn betrachtete, machte mir jeden Aufenthalt zuwider, der mich der Hoffnung beraubte ihn wiederzusehn. Ich schlug Zeineb's Anerbieten aus, und bat ihn um Erlaubniß, in

mein Vaterland zurückzukehren. Er und sie boten Alles auf, um mich von meinem Entschluß abzubringen. Als sie sahn, daß ich dabey beharrte, beschenkte mich Zeineb mit einigen Sklaven, und mit einem Kameel, das mit Lebensmitteln und Silber beladen war. Er begleitete mich bis an die Thore von Samarkand und entließ mich unter den lebhaftesten Segenswünschen."

"Ich nahm meinen Weg über Kabul. In dieser Stadt erfuhr ich, was sich in Indien seit meiner Abwesenheit zugetragen hatte. Als ich nach Agra kam, hörte ich, daß du in einem Zweykampfe mit einem Fremden getödtet worden seyst. Ich hielt mich zu Agra nur so lange auf, als ich brauchte, mich von dem Grund oder Ungrund einer Sache zu überzeugen, die mich so lebhaft interessirte, und als ich endlich nicht länger zweifeln zu können glaubte, daß dein Tod nur zu gewiß sey, machte mir dieß tragische Ereigniß die Welt vollends zuwider, und ich beschloß mein Leben in der Einsamkeit zu endigen."

"Ich verließ Agra, ohne mich jemand zu erkennen zu geben, oder Nadim-Saheb zu besuchen. Er wird auf das Tiefste ge-

gebeugt und in Verzweiflung seyn, sagte ich mir; was für Trost bin ich im Stand ihm zu geben? Meine Sklaven waren mir unnütze; ich gab ihnen die Freyheit. Hierauf bestieg ich das Kameel, das alle meine Reichthümer trug, und schlug die erste beste Straße ein, die sich mir zeigte; ich folgte ihr, ohne daran zu denken, in welches Land sie mich führen könnte. Es war mir jedes gleichgültig. Nach einer 14 tägigen Reise befand ich mich am Ufer des Hindus."

"Die Bewohner dieser Gegend sind die alten Gueber, die Jünger des Zoroaster. Als sie durch die Moslems aus ihrer Heymath verdrängt wurden, und diese neuen Beherrscher Persiens sie zwingen wollten, den Zend-Avesta mit dem Koran zu vertauschen, entsagten sie lieber dem Boden, wo die Asche ihrer Vorfahren ruhete, und wanderten nach dieser Gegend aus. Sie warfen Dämme an den Flüssen auf, und machten selbst die steilsten Berge urbar. Sie führen ein höchst einfaches und frugales Leben, und kennen keine andre Bedürfnisse als die, welche die Natur heischt. Unter ihnen wählte ich meinen Aufenthalt. Ich wendete einen Theil meines Silbers zum

Er-

Erkauf eines ziemlich artigen Häuschen an, das einem Kaufmann von Tata gehörte."

„An dem Hause lag viel Länderey, die ich fast ganz brach fand, aber bald urbar machte. Hier führte ich nun schon über ein Jahr ein ruhiges und stilles Leben, als ich an einem Abend, auf einem Spatziergang am Ufer des kleinen Kiang-Flusses, der mein Gütchen wässerte, vier Reiter auf mich zukommen sah. Einer, welcher der Herr zu seyn schien, redete mich höflich an, und erkundigte sich, ob in der Nähe eine Karavanserai liege, wo er die Nacht zubringen könne. Das gute Aussehn des Unbekannten machte Eindruck auf mich, und ich erwiederte, er würde in einem Umkreise von mehreren Stunden keine andere Karavanserai finden, als die Hütten, die er vor sich sähe, und ich sey verwundert, daß er sich so spat an einen so einsamen Ort gewagt habe. Der liebenswürdige Unbekannte dankte mir, und setzte hinzu, er habe sich im Gebirge verirrt, und sey überhaupt in einer solchen Stimmung des Gemüths, daß er schon mehrere Tage reise, ohne einem bestimmten Wege zu folgen."

„Der Ton, in welchem der Fremde diese wenigen Worte hervorbrachte, durchdrang mein Herz mit einem unbekannten Gefühl, das mich lebhaft an ihn fesselte. Herr, sagte ich, du wirst hier keinen Aufenthalt finden, der deiner würdig ist; willst du aber meine Wohnung annehmen, die nicht weit von hier entfernt ist, so kannst du dort die Nacht mit weniger Unbequemlichkeit zubringen. Anfangs machte der Fremde einige Schwierigkeiten, endlich aber gab er meinen Bitten nach, und wir ergriffen zusammen den Weg nach meinem Hause."

„Bis das Abendessen aufgetragen wurde, unterhielt ich mich mit dem Fremden von allgemeinen Dingen. Er fragte mich, ob ich gewöhnlich in diesen Bergen wohnte? — Ich wohne hier fast seit zwey Jahren, und habe keinen andern Umgang als mit den guten Leuten, deren Hütten du gesehn hast. — Ich, entgegnete der Unbekannte, fliehe die Menschen, und wünschte mich selbst fliehn zu können! — der Fremde sagte dieses mit einer Beklemmung des Herzens, die mich innig rührte. Unsre Unterredung wurde durch die Ankunft eines seiner Begleiter unterbrochen, der zurückgeblieben und mit Ertheilung einiger Befehle beschäfftigt gewesen war.

war. Es war Sheherezade. Du siehst hier meinen besten Freund, sagte der Fremde, indem er mir diese liebenswürdige Person vorstellte: ohne ihn, ohne den Trost den er mir gewährt, würde ich schon längst der Last meiner Leiden unterlegen haben. — In dem Augenblick wurde gemeldet, daß das Essen fertig sey. Nach Tische begleitete ich meine Gäste auf das ihnen bestimmte Zimmer."

"Ich war äusserst neugierig, zwey Personen genauer kennen zu lernen, zu welchen sich mein Herz durch einen unwiderstehlichen Hang angezogen fühlte. Ich that mehrere Fragen an die beyden Sklaven; allein ich konnte nur wenig Aufschluß von ihnen erhalten. Ich erfuhr bloß von ihnen, ihr Herr sey ein vornehmer Perser, der wegen eines Ehrenhandels den er zu Agra gehabt, Hindostan habe verlassen müssen."

"Meine Gäste kamen den andern Morgen, sobald ich aufgestanden war, auf mein Zimmer. Sie dankten mir für die gastfreye Art, mit der ich sie aufgenommen, und baten mich um Erlaubniß, ihre Reise fortzusetzen. Es kostete mir viele Mühe, bis ich sie bewog, noch einige Tage bey mir auszuruhn. Endlich gelang es mir. Täglich ent-

deckte ich an diesen Fremden neue Eigenschaften, die mir nichts eifriger wünschen ließen, als daß der Augenblick ihrer Abreise so lange als möglich, verschoben bleiben mögte. Ich wich ihnen fast nicht von der Seite, und gab mir alle Mühe, Mirsa Mula heimlichen Kummer aufzuheitern. Einsmal äußerte er gegen mich, sein Wille sey, sein Leben mit seinem Freunde in der Einsamkeit zu beschließen. Ich benutzte diese Aeußerung, um in ihn zu dringen, daß er dazu den Ort wählen mögte, wohin ihn der Zufall gebracht habe. Dieser Vorschlag machte ihn einige Augenblicke nachdenkend. Er bat mich um 24 Stunden Frist, um es zu überlegen, und seinen Entschluß zu fassen. Ich unterstützte meinen Vorschlag noch durch die Bemerkung, daß wir alle drey uns fast in einerley Stimmung befänden, und daß es ein gemeinschaftlicher Vortheil für uns seyn würde, uns wechselseitig von unsern Widerwärtigkeiten zu unterhalten, und sie einander ertragen zu helfen. Meine Gäste fanden endlich meine Gründe so einleuchtend, daß sie sich entschlossen, zu bleiben."

„Von diesem Augenblick an, bekam meine Einsamkeit ein weit lachenderes Ansehn für mich. Wir nahmen Theil an den

Feld-

Feldarbeiten der Gueber, und des Abends, wenn ich mit Mirsa-Mula und seinem Freunde am Ufer unsers kleinen Flusses saß, erzählte ich ihnen, zum Zeitvertreib, einen Theil von meiner Lebensgeschichte."

„So kam ich auch auf die Erzählung meiner Gefangenschaft zu Bassora, und auf die Art, wie ich von meinem Zögling getrennt worden, den ich mehr liebte als mein Leben. So wie ich sprach, veränderte Mirsa-Mula die Farbe. Fahre fort, sagte er, die Veränderung, die du ohne Zweifel auf meinem Gesichte bemerkt hast, rührt von der Aehnlichkeit her, die deine Abentheuer mit einer Begebenheit haben, welche Schuld an meinem Unglück ist. Träfe ich dich nicht in einem von Arabien so entfernten Lande an, so würde ich glauben, du seyst Ferisha, der Freund und Gefährte des Hyder-Aly-Kan."

„Alle meine Philosophie verließ mich, als ich diesen Namen aussprechen hörte. Ja, ich bin Ferisha, rief ich fast ausser mir; ich war der Freund dieses unglücklichen Prinzen, der in seinem Vaterlande, in der Blüthe seines Alters umgekommen ist! — Mirsa-Mula ließ mich meine Ausru-

fungen endigen, und als ich im Stand war, ihn anzuhören, sagte er, mit einem Ton der Stimme, welcher die Bewegung seiner Seele verrieth: O Ferisha! wie wirst du mich hassen! du siehst das Ungeheuer vor dir, daß deinen Freund seiner Wuth opferte! Aber er ist gerächt, und ich bin nur zu sehr gestraft! Ich liebte ihn mehr als mein Daseyn, und mein Tod allein vermag meine Verzweiflung zu lindern! Hierauf entdeckte mir Mirsa-Mula oder Zama ihre und Sheherezadens Verkleidung, und ihre wahren Namen. Sie vertraute mir die Entstehung und den Wachsthum ihrer Leidenschaft. Sie setzte hinzu, daß die Blattern, welche sie kurz nach deiner Entfernung von Bassora bekommen, und durch die ihre Gesichtszüge fast ganz verstellt geworden, sie auf den sonderbaren Einfall gebracht hätten, dich in deinem Vaterlande aufzusuchen. Sie erzählte mir hierauf ihren Zweykampf mit dir. Man habe sie zuerst zum persischen Gesandten, und dann in ihre Eigene Wohnung getragen, wo sie fast zwey Monate an den Pforten des Todes gewesen sey. Als sie hierauf etwas zu Kräften gekommen, aber auf jede Art von Trost Verzicht gethan, habe sie ein unstätes Leben geführt, und sey von Wäldern zu Wäldern, von Einöden zu

Ein-

Einödden, umhergeirrt, um sich auf immer aus der Welt zu verbannen."

„Ich konnte mich nicht entbrechen, ein liebenswürdiges und edeldenkendes Weib zu beklagen, das durch die Liebe unwiderbringlich unglücklich geworden war. Unvermerkt gelang es mir doch, ihr Gemüth ein wenig zu zerstreuen."

„Wir lebten schon länger als zehn Jahre dieß abgeschiedene und einförmige Leben, als ein Gueber, der in Handelsgeschäften zu Suratte gewesen war, mir bey seiner Rückkunft die Nachricht mittheilte, daß nicht allein du nicht tod seyst, sondern daß du auf dem Thron deiner Vorfahren gekrönt mit Ruhm und Sieg säßest, und jetzt in Krieg mit den Maratten verwickelt wärest. Von dem Augenblicke an verlor meine Einsamkeit alle Reize in meinen Augen. Zama dachte darüber wie ich, ob sie gleich von ihrer Leidenschaft für dich zurückgekommen schien. Mein Haus war bald verkauft. Ich sage dir nichts von den Empfindungen die mich durchdrangen, als ich ins Herz von Hindostan kam, und die Begebenheiten erfuhr, die sich seit 20 Jahren zugetragen hatten. Das Leben gewann neuen Reiz für mich.

Die

Die ersten Personen die ich bey meiner Ankunft zu Bassora sprach, erzählten mir von den Anstalten, welche der Suba treffe, um dir Beystand zu leisten, und daß an seinem Hofe ein Gesandter von dir, Namens Hussin, residire. Das übrige ist dir schon bekannt, und ich genieße jetzt eine Glückseligkeit, die ich sonst für eine Schimäre hielt.

Ende.

LB Coburg

20. 3. 75
-3. 5. 79

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Blaue Bibliothek aller Nationen

Bd.: 12

(1800)

Coburg, Landesbibliothek -- C I 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918990-7